

Museum für Volkskunde  
Wien  
BIBLIOTHEK

Nr.: 150a / XIV

Standort: Z



ERGÄNZUNGSBAND XIV

# Hochgebirgsvolk in Savoyen und Graubünden.

Ein Beitrag zur romanischen Volkskunde.

I.

Bessans.

Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische  
Hochgebirgsgemeinde (Frankreich).

II.

Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen  
Münstertales (Schweiz).

Von **Dr. Eugenie Goldstern**, Wien.

Mit 28 Lichtdrucktafeln und 6 Textabbildungen.



WIEN 1922.

Verlag des Vereines für Volkskunde.

Buchdruckerei Helios, Wien.

Meinem hochgeschätzten Lehrer  
Herrn Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt  
in Dankbarkeit und Verehrung zugeeignet.

# INHALT.

## I. Bessans. Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische Hochgebirgsgemeinde (Frankreich).

	Seite
Vorwort . . . . .	3—4
<b>I. Physisch- und anthropogeographischer Überblick</b> . . . . .	5—7
<b>II. Marktflecken Bessans und die dazugehörenden Weiler</b> . . . . .	7—10
<b>III. Das Haus</b> . . . . .	10—29
1. Allgemeine Bemerkungen' . . . . .	10—11
2. Das Hausinnere . . . . .	11—21
a) Gesamtanlage. Haupttypen des Bessaner Hauses . . . . .	11—13
b) Kellergeschoß . . . . .	13—20
Bauart S. 13. — Flur S. 14. — Stallwohnung S. 14. — Küche S. 18. — Keller- und Vorratsräume S. 20.	
c) Erdgeschoß . . . . .	20—21
Scheune S. 20. — Sommerstube S. 21.	
3. Die äußere Gestalt des Hauses . . . . .	22—25
Bauart, Anlage und Orientierung des Hauses S. 22. — Holzlauben S. 23. — Häuser mit Vorbau und ihre weitere Entwicklung S. 23. — Häuser mit einer Nische an der Frontseite S. 25.	
4. Vergleich des Bessaner Hauses mit dem der übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne sowie mit dem der Nachbargebiete . . . . .	25—29
Hohe Maurienne S. 25. — Mittlere Maurienne S. 27. — Hohe Tarentaise S. 27. — Queyras S. 28. — Piemont S. 28.	
<b>IV. Der Hausrat</b> . . . . .	29—33
Verbreitungsgebiet des Kastenbettes S. 29. — Küchenhausrat S. 30. — Molkereigeräte S. 31.	
<b>V. Die Tracht</b> . . . . .	33—38
1. Gegenwärtige Frauentracht . . . . .	33—36
Werktags- und Sonntagstracht S. 33. — Trauertracht S. 35. — Hochzeitstracht S. 35.	
2. Alte Frauentracht . . . . .	36
3. Kindertracht . . . . .	36—37
4. Die alte Männertracht . . . . .	37—38
<b>VI. Das Wirtschaftsleben</b> . . . . .	38—50
1. Allgemeine Bemerkungen . . . . .	38
2. Alp- und Weidewirtschaft . . . . .	39—46
a) Wiesenwirtschaft . . . . .	39—45
Nutztiere S. 39. — Düngen und Bewässern der Wiesen S. 39. — Heuernte. Geräte zum Binden von Heu S. 41. — Hinabschaffen der Heuvorräte im Winter. Geräte S. 42. — Vergleich der Bessaner Geräte zum Binden von Heu mit denen aus anderen Alpenländern S. 44.	
b) Alpwirtschaftlicher Betrieb . . . . .	45—46
Schilderung der einzelnen Alpstaffeln S. 45. — Die Sennhütte S. 46.	
3. Ackerbau . . . . .	47—48
Getreidearten. Anlage der Äcker S. 47. — Grenzbezeichnungen für Matten und Äcker S. 47. — Ackerbaugeräte S. 48.	
4. Weberei . . . . .	48—50
Tuchweberei und Herstellung der Fäustlinge S. 48. — Leinenweberei S. 49.	

	Seite
<b>VII. Sitten und Bräuche</b> . . . . .	50—61
1. Sitten und Bräuche des Familienlebens . . . . .	50—56
a) Geburt und Taufe . . . . .	50
b) Erste heilige Kommunion . . . . .	51
c) Hochzeit . . . . .	51—54
Verlobung S. 52. — Hochzeitsgeschenke und Hochzeitsfeier S. 52. —	
»Barriere« und »Badauche« S. 53.	
d) Begräbnis . . . . .	54—56
Die Totenbestattung und die Sitte der »Armen« S. 54. — Verschiedene	
Arten der Bestattung S. 55.	
2. Sitten und Bräuche des wirtschaftlichen Lebens . . . . .	56—57
Einsegnen von Vieh vor der Alpfahrt S. 56. — Einsegnen von Vieh	
auf der Alpe S. 57.	
3. Sitten und Bräuche des religiösen Lebens . . . . .	57—61
Weihnachten S. 57. — Neujahrsfest S. 58. — Drei Könige S. 58. —	
Der Tag des heiligen Antonius S. 59. — Mariä Lichtmeß S. 60. —	
Der Tag der heiligen Agathe S. 60. — Johannistag S. 60. — Maria	
Himmelfahrt S. 61.	
<b>VIII. Die Volkskunst</b> . . . . .	61—66
1. Alte Holzschnitzerei . . . . .	61—64
Vogelförmige Salzbehälter S. 61. — Spinnräder und Spinnrocken	
S. 63. — Weihbrunnkessel und Heiligenfiguren aus Holz S. 64.	
2. Neuere Holzschnitzerei . . . . .	65—66
Genrefiguren S. 65. — Bessaner Teufel S. 65.	

## II. Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen Münstertales (Schweiz).

Einleitung . . . . .	69—71
<b>I. Die Siedlungsform</b> . . . . .	71—72
<b>II. Das Haus</b> . . . . .	72—82
1. Allgemeine Bemerkungen . . . . .	72
2. Gesamtanlage. Die Haupttypen . . . . .	72—78
Engadiner Hausform S. 73. — Obervintschgauer Hausform S. 73. —	
Zwischenformen des Engadiner und des Vintschgauer Hauses im	
Münstertal. Verteilung der einzelnen Hausformen S. 74. — Haus-	
typus mit dem Zwischengeschoß S. 76.	
3. Einige architektonische Merkmale und die bauliche	
Ausschmückung des Münstertaler Hauses . . . . .	79—82
<b>III. Münstertaler Hausrat und seine Beziehungen zum Engadin und</b>	
<b>zum Obervintschgau</b> . . . . .	82—93
1. Die Wohnstube und ihre Einrichtung . . . . .	82—84
2. Küchen- und Wirtschaftsgeräte . . . . .	84—89
3. Beleuchtungsgeräte . . . . .	89—93
<b>IV. Das Wirtschaftsleben</b> . . . . .	93—98
1. Der Ackerbau . . . . .	93—94
2. Die Viehzucht und der alpwirtschaftliche Betrieb . . . . .	94—98
Die Wiesenwirtschaft S. 94. — Die Sennhütte und ihre Einrichtung	
S. 95. — Die »tessera« (Kerbhölzer) S. 96. — Abfahrt von der Alpe S. 97.	
<b>V. Sitten und Bräuche</b> . . . . .	98—102
Stehlen von Ochsen und Schweinen S. 98. — Wurstbereitung und	
Stehlen der Würste. Andere Jugendstreiche S. 99. — Babania Orakel-	
spiele. Chalanda Mars Ziegenmelken am Johannistag S. 100. —	
»Spannen« bei Verlobung. Mattinada. Mazzola S. 101.	
<b>VI. Die Volkskunst</b> . . . . .	102—110
Alte Möbel S. 103. — Stickereien S. 104. — Spinnrocken und Rocken-	
nadejn S. 105. — Rodelschlitten mit Beinkufen S. 107.	
<b>Tafelerklärungen</b> . . . . .	111—114

I.

**Bessans.**

Volkskundliche monographische Studie über eine savoyische  
Hochgebirgsgemeinde (Frankreich).

Mit 13 Lichtdrucktafeln und 3 Textabbildungen.

---



## VORWORT.

Als ich im Jahre 1913 auf Anregung des Herrn Prof. Van Gennep nach der Maurienne ging und dort für meine volkskundlichen Studien die Gemeinde Bessans wählte, ahnte ich nicht, daß ich mich zu den »westeuropäischen Eskimos« begeben, als welche die Bessaner von Figuier (?) seinerzeit tatsächlich betrachtet wurden.

Im Kapitel über die Eskimos sagt der betreffende Schriftsteller folgendes:<sup>1)</sup>

„Diese bei den Eskimos übliche Art der Überwinterung ist nicht nur den Bewohnern des Nordens eigen. Wir finden sie auch in einzelnen Gebieten Savoyens wieder.

Es sei hier nur ein Beispiel angeführt, das Tal von Bessans, durch welches die Arc fließt. Es ist Winter . . . Eine Schneeschicht von fast 10 Fuß bedeckt die Erde; Menschen und Haustiere wohnen zusammengedrängt in einem engen Raum. Nun erfolgt dasselbe, was bei den Eskimos geschieht: die gestockte Luft, welche die Hütte erfüllt, verliert an Sauerstoffgehalt und damit auch an belebenden Eigenschaften und die armen Gebirgsbewohner verfallen in einen langen Winterschlaf, aus dem sie erst im Frühling erwachen.“

Als ich jedoch zu Weihnachten in Bessans eintraf, fand ich die »Eskimos« bereits aus ihrem Winterschlaf erwacht. Ein Bild regsten Lebens und munterster Tätigkeit bot sich mir. Das rastlose Walten und Schalten bei der Heubeförderung wechselte mit dem fröhlichen Treiben bei gemeinsamen Rodelfahrten ab. Darin jedoch fand der Betätigungsdrang der »verschlafenen Eskimos« keine ausreichende Befriedigung. Denn tief in die Nacht hinein erscholl Lachen und Gesang von jung und alt, die beim gemeinsamen Spinnen versammelt waren.

Wenn somit die phantastische Darstellung des Verfassers des vorhin angeführten Zitats jeder Grundlage entbehrt, so bietet dennoch Bessans, die zweithöchste, vom großen Verkehr abgelegene Gemeinde der Maurienne (1743 m), noch so manches Bemerkenswerte in bezug auf Hausformen, auf wirtschaftlichen Betrieb, auf Sitte und Brauch.

Während eines dreimaligen mehrmonatlichen Aufenthaltes in Bessans in den Jahren 1913 und 1914 war ich eifrig bemüht, den Einheimischen näherzukommen. Ich will nun hoffen, daß es mir durch das Zusammenleben mit den Bessanern — insbesondere in den Wintermonaten —, durch Teilnahme an allem, was dieses Gebirgsvolk betrifft, einigermaßen gelungen ist, einen tieferen Einblick in das Leben und Treiben der Bessaner zu gewinnen.

---

<sup>1)</sup> Dieses Zitat fand ich in einer historischen Abhandlung über Bessans, die mir von einem Bessaner zur Verfügung gestellt wurde. Der anonyme Verfasser zitiert die angeführte Stelle aus „Merveilles de la science“ von Louis Figuier. Das Nachforschen in diesem letzten Werke ergab jedoch, daß eine derartige Schilderung von Bessans dort nicht enthalten ist. Vermutlich liegt eine Verwechslung des Verfassers vor.

Die Ergebnisse meiner Beobachtungen habe ich in den nächstfolgenden Seiten zusammenzustellen versucht, wobei ich stets bemüht war, dem vergleichenden Gesichtspunkt durch Heranziehen von Parallelen aus anderen Alpenländern Rechnung zu tragen. Allerdings konnte dies nur in bescheidenem Maße geschehen, da ja in erster Linie eine monographische Schilderung von Bessans selbst gegeben werden sollte.

Besonders eingehend wurde das Kapitel über Hausbau behandelt, und zwar deswegen, weil die Hausform von Bessans, die wohngrubenartig angelegte Stallwohnung, bisher noch wenig Berücksichtigung in der Fachliteratur erfahren hat.

Hingegen wurden einige Erscheinungen des Volkstums kaum berührt. So hat der einheimische Dialekt (patois) keine nähere Bearbeitung erfahren. Doch wurden nach Möglichkeit die Ausdrücke des »patois« für die wichtigsten Erscheinungen der materiellen und geistigen Kultur angeführt. Das Kapitel über das Volkslied mußte entfallen, da mein Versuch, Volkslieder zu sammeln und phonographisch aufzunehmen, durch den Krieg jäh unterbrochen wurde.<sup>1)</sup> Auch die von mir in Bessans gesammelten Sagen wurden nicht berücksichtigt, da sie nichts für die Gegend Charakteristisches enthalten.

Ebenfalls durch den Krieg wurde ich verhindert, meine Studien, wie es ursprünglich geplant war, auch auf die übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne auszudehnen, um so das ganze Gebiet monographisch behandeln zu können. Ich mußte mich auf die Gemeinde Bessans, wo ich hauptsächlich gearbeitet hatte, beschränken und das übrige Gebiet der Hohen Maurienne konnte nur hie und da zum Vergleich herangezogen werden.

Bevor ich mit meinen Ausführungen beginne, möchte ich vor allem meinem hochgeschätzten Lehrer Herrn Hofrat Prof. Dr. M. Haberlandt in Wien meinen herzlichsten Dank für sein stetes Wohlwollen und für die Förderung, die er meinen wissenschaftlichen Bestrebungen von jeher angedeihen ließ, aussprechen. An dieser Stelle danke ich auch Herrn Prof. Paul Girardin in Fribourg für seine große Freundlichkeit und das rege Interesse, das er dieser Arbeit entgegengebracht hat, ferner den Herren Prof. Rudolf Zeller, in Bern, Prof. Van Gennep in Paris und Doz. Dr. A. Haberlandt in Wien. Mit Wärme gedenke ich hier meiner lieben Bessaner Freunde und danke sowohl ihnen als auch Herrn Pierre Cimaz, der mich im Sommer in seinem gemütlichen Hotel und im Winter in seiner stimmungsvollen Stallwohnung so gastfreundlich aufgenommen hat.

<sup>1)</sup> Es besteht bereits eine Sammlung alter Bessaner Weihnachtslieder von Chanoine Truchet: *Les Cantiques Bessanaises*. St. Jean de Maurienne 1874.



bildeten, die oberen Terrassen von der Erosion nur wenig angegriffen wurden. Auf diese Weise bietet das Becken von Bessans ein verhältnismäßig seltenes Beispiel von drei besonders gut erhaltenen, übereinander gelagerten Terrassenflächen, auf deren oberster die Kirche steht, während die beiden anderen Terrassen die Häuser des Dorfes Bessans tragen.

Professor Girardin behauptet mit Recht, daß vor dem Bau der Fahrstraße (route nationale) der Col de la Madelaine für dieses Gebiet eine natürliche Schranke bildete, welche viel dazu beigetragen hat, daß Bessans und Bonneval ihre alten Bräuche bis heute behalten haben.

Was die anthropogeographischen Verhältnisse der Gegend betrifft, so finden wir hier hauptsächlich eine geschlossene Siedelungsform vor. Haufendörfer sind die vorherrschende Siedelungs-type; Einzelhöfe kommen in der Regel nicht vor.

Die Bevölkerung von Bessans, welche im Jahre 1914 zirka 800 Einwohner zählte, gehört mundartlich der Frankoprovenzalischen Gruppe<sup>1)</sup> an und weist in Bezug auf physischen Habitus, Sprache sowie manche Äußerungen der materiellen und der geistigen Kultur starke piemontesische Einschläge auf. Die Nachbarschaft von Piemont und die frühere Zugehörigkeit Savoyens zu Italien mögen die vielfachen Zusammenhänge zwischen diesen beiden Gebieten bedingt haben.

Der vorherrschende anthropologische Typus in Bessans ist der dunkle, doch ist dabei die Gesichtshaut ziemlich hell und zart; auch blonde sind, insbesondere unter Kindern, anzutreffen. Die Bessaner, die sich durch hübsche Gesichtszüge und regelmäßigen Körperbau auszeichnen, sind im allgemeinen hoch gewachsen. Die maximale Körperlänge beträgt bei Männern 1·95 m, bei Frauen 1·80 m.

Die 100 kranziologischen Messungen, die ich an den Bessanern vorgenommen habe, ergaben, daß die Bessaner wie die Mehrzahl der Alpenbewohner stark brachycephal sind: der Maximal-Index bei Männern und Frauen beträgt 90·5; der durchschnittliche Index 82·0.

Die Bessaner behaupten, daß sie gleich den übrigen Bewohnern der Maurienne Abkömmlinge der Sarazenen seien, deren letzte Spuren sie in einer „race rouge“ erblicken wollen; Vertreter dieser letzten sollen nach Aussage der Einheimischen noch vor einigen Jahrzehnten im Weiler Goulaz gelebt haben.

Auch wissen die Bessaner allerlei Legenden von unterirdischen Gängen, von arabischen Inschriften, die man in Bessans und Umgebung gefunden haben soll, zu erzählen. Die Frage des ehemaligen Vorhandenseins der Sarazenen im Tal der Maurienne (die schon so manchen Historiker beschäftigt hat) muß jedoch vorderhand aus Mangel an Beweismaterial unentschieden bleiben.

Trotz der den hygienischen Anforderungen nicht immer entsprechenden Stallwohnungen erfreuten sich die Bessaner vor dem Kriege im allgemeinen einer guten Gesundheit und Greise im Alter von 80 bis 90 Jahren waren in Bessans keine Seltenheit. Dazu trägt wohl das gesunde Klima, die einfache kräftige Kost und die Beschäftigung im Freien bei.

Da in Bessans keine Hausindustrie betrieben wird, sind die Bessaner wie so manche Alpenbewohner gezwungen, für die Wintermonate auszuwandern. Früher ging fast alles nach Turin; heute begeben sich die Bessaner, oft mit Frau und Kindern, für die

<sup>1)</sup> Gustav Gröber: Einteilung und äußere Geschichte der romanischen Sprachen. Straßburg 1905. S. 550.

Wintermonate nach Paris, wo sie sich fast ausschließlich als Chauffeure betätigen. Im Frühjahr kehren beinahe alle nach Bessans zurück, verrichten hier die nötigen Feldarbeiten und verlassen im Herbst wieder ihre Heimat. Nachdem sie auf diese Weise einige Winter in Paris zugebracht und genügend Geld erspart haben, lassen sie sich in Bessans endgiltig nieder. Dieser Aufenthalt in der Großstadt geht nicht spurlos an den Bessanern vorbei: sie eignen sich so manches Gute und Schlechte des Großstadtlebens an.

Was die Charaktereigenschaften der Bessaner betrifft, so habe ich den Eindruck gewonnen, daß das Volk überaus arbeitsam, strebsam, sparsam und geistig aufgeweckt ist. Diesen Charakterzügen verdanken sie ihren Wohlstand, den sie trotz der schwierigen Lebensbedingungen in einem Hochtal erreicht haben.

Gleich anderen Gebirgsbewohnern ist der Bessaner anfangs dem Fremden gegenüber mißtrauisch. Ist es einem jedoch gelungen, sein Vertrauen zu gewinnen, so weicht sein Mißtrauen: er wird gastfreundlich, offen und liebenswürdig.

## II. Marktflecken Bessans und die dazugehörenden Weiler.

**Lage und Siedlungsform.** Die Gemeinde Bessans besteht aus dem Hauptorte, dem Marktflecken Bessans (1743 *m*), und aus vier dazugehörigen Weilern: Villaron (1758 *m*), Goulaz (1751 *m*), Vincendières (1876 *m*) und Averole (2035 *m*). (Vergl. Fig. 2.) Bessans liegt inmitten der zirka 2 *km* breiten Talsohle auf dem linken Ufer des Arc; sämtliche Weiler und Almen von Bessans befinden sich auf der rechten, der Sonnenseite des Haupttales, beziehungsweise der beiden Seitentäler Averole und Ribon.

Daß Bessans selbst auf der linken, der Sonne weniger exponierten Seite gelegen ist, läßt sich einigermaßen durch die natürliche Beschaffenheit des Geländes erklären. Denn während das rechte schmale Ufer wegen des felsigen, ziemlich steil abfallenden Gebirges und der nicht unbeträchtlichen Lawinengefahr nur Weileransiedlung gestattet, bietet das linke Talufer durch seine Breitenausdehnung und sein trockenes, nur sanft ansteigendes Terrain recht günstige Siedlungsbedingungen für eine größere Ortschaft.

Das Dorf ist von Wiesen und Getreidefeldern umgeben; diese sind größtenteils auf dem rechten Ufer angebaut, während auf dem linken ausgedehnte Wiesenkulturen vorherrschen.

Weiden und Wälder von Bessans sind Gemeindegut; Ackerfelder und Wiesen bilden aber den Privatbesitz einzelner Bauern und sind durch fortgesetzte Teilung innerhalb der Familie meist in ganz kleine Parzellen zerstückelt.

**Die Siedlungsform des Marktfleckens Bessans** — die, nebenbei bemerkt, die Gestalt eines gestreckten Rhombus aufweist — ist mit den stellenweise dicht aneinander gehäuften und durch unregelmäßige Gassen durchquerten Häuserreihen wohl typisch für ein **Haufendorf**. (Taf. I, Fig. 2.)

Die Anordnung der Häuser in dem etwas verworrenen Straßenkomplex weist eine gewisse Regelmäßigkeit auf. (Taf. I, Fig. 1.) Sie sind fast durchwegs mit dem First parallel zur Talaxe gestellt, und zwar so, daß diejenige Giebelseite, an der eine Laube zum Trocknen von Wäsche und Heizmaterial angebracht ist, meist nach dem Süden oder Südosten gerichtet ist.

Vor etwa 30 Jahren wurde im ganzen Gebiet der Hohen Maurienne eine Fahrstraße (route nationale) angelegt, die auch für den Autobusverkehr mit Modane bestimmt ist. Sonst können in diesem Tale nur wenige Straßen befahren werden, und zwar nur mit einem schmalen zweirädrigen Wagen. Die meisten Wege, die von Bessans nach allen Richtungen ausstrahlen und auf die ausgedehnten Alpen führen, sind ausschließlich Saumpfade.

Für Bessans und Umgebung bildet somit der Esel auch heute das Hauptverkehrsmittel zur Beförderung von Menschen und Lasten.

Die Fahrstraße sowie auch einige Saumwege sind zur Abgrenzung von anschließenden Wiesen- und Weideplätzen streckenweise mit niederen Mauern versehen. Im Dorfe selbst findet man etwas höhere Ummauerungen, welche die Freiplätze umfrieden und die Höfe von der Gasse abschließen.

Manche dieser Mauern sind über 2 m hoch und verbergen von der Straße aus dem Beschauer die dahinter gelegenen Häuser. Diese Mauern, die größtenteils aus locker aufgeschichteten, nur mit Erde und Kuhmist, ohne Mörtelbewurf zusamengefügten Bruchsteinen bestehen und daher von Wind und Wetter arg hergenommen werden, verleihen dem Dorf stellenweise ein eigenes Gepräge. Wenn man das erste Mal solche alte Gassen mit halbzerfallenen Steinmauern betritt, um die herabgerollte Bruchsteine zerstreut liegen, hat man fast den Eindruck, als ob das Dorf unmittelbar vorher von einer Lawinenkatastrophe heimgesucht worden wäre.

In den Hof gelangt man entweder durch eine in gleicher Höhe mit der Steinmauer angebrachte Pforte oder durch ganz imposante Portale, die eine Höhe von 4 m erreichen und die sie einschließende Steinmauer bedeutend überragen. Sie sind, besonders bei älteren Häusern, in kühnem Bogen geschwungen und werden durch zweiteilige Torflügel aus Holz geschlossen.

Diese architektonisch recht wirksamen Torbögen scheinen italienischen Ursprungs zu sein; wenigstens erwähnt Reishauer ähnliche Portale bei Schilderung des italienischen Bauernhauses in Welschtirol.<sup>1)</sup> Die unmittelbare Nähe von Piemont sowie die ursprüngliche Zugehörigkeit Savoyens zu Italien lassen übrigens das Vorkommen italienischer Torformen in Bessans ganz erklärlich erscheinen. Auf einigen dieser Torbögen entdeckt man noch Reste von Malereien religiösen Charakters, die, nach den Aussagen der Bessaner und nach den hie und da noch zu entziffernden Jahreszahlen zu urteilen, aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen dürften und von vorüberziehenden italienischen Malern auf den Häusern reicher Besitzer und Amtspersonen angebracht worden waren.

In der Mitte des Dorfes, wo die Häuser dichter aneinandergedrängt sind, ist nur ein kleiner Teil des Bodens für Gemüsebau reserviert; an den Peripherien aber, wo genügend Freiplätze vorhanden sind, findet man größer angelegte Gärten. Die bedeutende Seehöhe von Bessans gestattet den Anbau von nur wenigen Gemüsearten, wie: Kohl, Salat, Kraut, gelbe und rote Rüben; aus diesen ragt häufig die Sonnenblume empor, die hier auch als Nutzpflanze verwendet wird.

Haus- und Hofanlage. Da im nächstfolgenden Abschnitte dieses Kapitels das Wohnhaus ausführlich geschildert werden wird, seien hier bloß einige allgemein orientierende Bemerkungen über dasselbe vorausgeschickt.

<sup>1)</sup> H. Reishauer: Italienische Siedelungsweise im Gebiete der Ostalpen, Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereines, 1904.



siedelungen bestand: le Pret, Pierre Rouet, le Crecy, la Rachardière, l'Arbera, la Vincendière; die zuletzt genannte, am tiefsten gelegene Ansiedelung galt als Hauptort. Im Laufe der Zeit verfielen aber die erstgenannten fünf Siedelungen und es blieb nur der Hauptort Vincendière bestehen, der nunmehr das Plural angenommen hat.

Schließlich verdient noch der Weiler Averole wegen seiner bedeutenden Seehöhe (2035 m), die ihn zu einer der höchsten Siedelungen in den Alpen macht, Erwähnung; <sup>1)</sup> hier finden sich die ältesten Häuser der Gemeinde Bessans. Averole, ursprünglich Aberole genannt, soll nach einer Legende den Namen eines sarazenischen Häuptlings Beyrolle tragen, der sich hier niedergelassen hatte, um die Reisenden zu plündern.

### III. Das Haus.

#### 1. Allgemeine Bemerkungen.

Wenn man auch das Haus nicht bloß als ein Ergebnis von Klima und Bodenbeschaffenheit auffassen darf, sondern auch andere Faktoren bei seiner Untersuchung berücksichtigen soll, so wird man dennoch in unserem Falle den Naturbedingungen einen größeren Einfluß zubilligen müssen.

Das rauhe Klima auf einer so großen Seehöhe, die sechs- bis siebenmonatliche Winterdauer, der Mangel an Wald und somit an verfügbarem Holzbaustoff und Heizmaterial schaffen hier schwierige Lebensbedingungen, an die sich die Bessaner auch in ihren Wohnverhältnissen anpassen müssen. Dies geschieht nun in der Weise, daß hier Menschen und Vieh in einem ungetrennten Raume nebeneinander hausen; durch die animalische Wärme der Haustiere und durch Verwendung von deren Exkrementen zu Heizzwecken wird dem Holzmangel einigermaßen abgeholfen.

Wir finden also in Bessans die Reste der in Europa ehemals so ziemlich allgemein verbreiteten Stallwohnungen, die sich in ähnlicher Form auch in einigen anderen Gebieten Frankreichs, ferner in Italien, in Rußland und auf dem Balkan noch bis heute erhalten haben. Auch das altsächsische Bauernhaus <sup>2)</sup> in den Niederlanden, im Rheinland, in Westfalen, Niedersachsen, Brandenburg, Pommern, Schleswig-Holstein war in seiner ursprünglichen Form ein Einheitshaus, das Menschen und Vieh in einem ungetrennten Raume beherbergte. Zur Erhaltung dieser altertümlichen Wohntype in den erwähnten Gegenden werden wohl die dortigen klimatischen Verhältnisse am meisten beigetragen haben. Jedoch dürften auch andere Momente dabei mitgewirkt haben, nur lassen sich diese nicht so klar feststellen wie die geographischen Verhältnisse der betreffenden Gegend, die, wie zum Beispiel in Bessans, auch das Baumaterial, die Dachkonstruktion, die Flur- und die wohngrubenartige Hausanlage bedingt haben. Denn die Tatsache, daß das Wohngeschoß 1 bis 2 m in die Erde versenkt ist, dürfte, nach

<sup>1)</sup> Die höchste Siedelung der Alpen ist die schweizerische Gemeinde Juf im Avers-tale (2133 m). H. Reishauer: Die Alpen. Leipzig 1909.

<sup>2)</sup> Dr. Willi Peßler: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung. Braunschweig 1906.

ähnlichen Erscheinungen in anderen Ländern zu urteilen, vor allem als eine Schutzmaßregel gegen Kälte betrachtet werden. Mitbestimmend für diese kellerartige Anlage soll nach Aussagen der Einheimischen auch das Bedürfnis gewesen sein, die in Bessans über dem Keller- geschoß gelegene Scheune zu ebener Erde anzulegen, um die Heu- mengen leichter hineinbefördern zu können.

Das partielle oder gänzliche Versenken der Häuser in die Erde ist übrigens eine weitverbreitete Erscheinung, deren Besprechung ein Kapitel für sich beanspruchen würde. Es seien hier daher nur einige Beispiele angeführt.

In Queyros (Dauphinée) findet man Stallwohnungen, die ähnlich jenen von Bessans angelegt und zur Hälfte in den Erdboden versenkt sind. Professor Raoul Blanchard, der dieselben zuerst beschrieben hat, sagt darüber: „Toutes les fois que la pente du site de l'habitation le permet, le fond de l'écurie est à demi enfoncé dans le sol, disposition destinée à combattre le froid.“<sup>1)</sup>

Auch auf dem Balkan kommen Wohngruben vor: So lebt nach Creanga<sup>2)</sup> von fünf Millionen Bauern Rumäniens noch eine Viertelmillion in 54,722 halb oder ganz unterirdischen Erdbauten. Bei diesen steht noch häufig der aus Ruten geflochtene Speicher von der Form eines umgekehrten Topfes oder Kruges wie bei den Hütten der Neger im äquatorischen Afrika.

Das skandinavische Haus ist in einigen ganz nördlich gelegenen Gegenden fast gänzlich in den Erdboden vergraben, so daß die Räume bis zur Wandhöhe unter der Erde liegen.<sup>3)</sup>

Ebenso versenken in der ganzen altweltlichen Arktis die Fischer- und Küstenstämme ihre Winterhütten zum Schutz gegen das rauhe Klima tief in die Erde.<sup>4)</sup>

Die Wohngruben, die Tacitus bereits für die Germanen bezeugt hat, reichen weit in die prähistorischen Zeiten zurück.

So waren zum Beispiel in Skandinavien selbst die besten Wohnstätten der jüngeren Steinzeit nur einfache Hütten, seltener auf kleinen Erhöhungen des Bodens angelegt, als in diesen versenkt.<sup>5)</sup> „Ein hohes Dach auf niederen Wänden kennzeichnete lange Zeit den nordischen Hausbau. Wie es scheint, ragte anfangs nur das Dach als konischer Oberbau über die Erde hinaus, während der eigentliche Wohnraum unter dieser lag. Daraus wurde später die Winterwohnung der Germanen, wie denn noch heute Lappen und Zigeuner, welche den Sommer unter Zelten verbringen, den Winter über in Erdlöchern hausen.“<sup>6)</sup>

In Westdeutschland kommen, besonders aus der La Tène-Periode, die sogenannten „Mardellen“ vor. Es sind dies trichterförmige Gruben von 2 bis 4 m Tiefe und bis zu 10 m Durchmesser mit einem Estrich aus Lehm und einem kleinen Herd in der Mitte des Raumes.<sup>7)</sup>

## 2. Das Hausinnere.

### a) Gesamtanlage. Haupttypen des Bessaner Hauses.

Das Bessaner Haus setzt sich aus zwei Hauptgeschossen zusammen:

- 1) Raoul Blanchard: Les habitations en Queyros. La Géographie. 1909, p. 30.
- 2) Zitiert von E. Fischer, Archiv für Anthropologie. 1909, neue Folge VII, S. 3.
- 3) R. Meringer: Das deutsche Haus und sein Hausrat. S. 16.
- 4) K. Weule: Kulturelemente der Menschheit. S. 84.
- 5) M. Hoernes: Natur- und Urgeschichte des Menschen. Wien u. Leipzig 1909, S. 91.
- 6) M. Hoernes, a. a. O. S. 53.
- 7) Ebenda.

1. Aus dem bis 2 m tief in die Erde versenkten Kellergeschoß, das den zweiteiligen Flur, die Stallwohnung, die Küche, zwei Vorratskammern und den Keller einschließt. (Taf. III, Fig. 1, a, c, e.)

2. Aus dem Erdgeschoß, das die geräumige Scheune und gewöhnlich nur einen bis zwei Schlafräume für die Sommermonate enthält. (Taf. III, Fig. 1, b, d, f.) In ganz neuen Häusern erhebt sich meist über dem Erd- noch ein bewohnbares Mansardengeschoß.

Durch dieses enge Ineinandergreifen von Wohn- und Wirtschaftsräumen und durch deren Verbindung zu einer organischen Baueinheit bildet das Bessaner Haus wohl ein Einheitshaus par excellence.

Wenn auch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle die altertümliche Hausanlage in Bessans noch bis heute vorherrscht, so treten doch in den letzten Jahren Veränderungen in der Anordnung des Hausinnern immer deutlicher hervor. Im großen und ganzen lassen sich in Bezug auf die Gesamtanlage drei Haupttypen des Bessaner Hauses deutlich unterscheiden.

Beim ersten, dem ältesten Haustypus gelangt man in das bis 2 m tief in die Erde eingelassene Kellergeschoß durch einen kleinen Vorbau aus Stein, der eine Verlängerung des Flures bildet. (Vergl. Taf. II.) Der Hauptraum, die Stallwohnung, ist nach rückwärts verlegt, während die übrigen Räumlichkeiten sich vorne befinden. (Taf. III, Fig. 1, a.) Auf einer schmalen, im zweiten Flurteil angebrachten Steintreppe erreicht man das Erdgeschoß, welches fast gänzlich von der geräumigen Scheune in Anspruch genommen wird; nur ein kleiner Vorratsraum für Kleidertruben ist hier ausgespart, während die Sommerstube gewöhnlich gänzlich fehlt. (Taf. III, Fig. 1, b.)

Derartige Häuser, in denen die Familienmitglieder noch das ganze Jahr in der Stallwohnung leben, sind zwar seltener geworden, bilden aber dennoch etwa ein Achtel der gesamten Häuserzahl von Bessans. (Die Gemeinde Bessans zählt zirka 250 Häuser.)

Die in den letzten 50 Jahren vorgenommene Veränderung dieses ältesten Haustypus zwecks Erhöhung und Erweiterung der beiden Geschosse bewirkte nun die Entstehung des zweiten, heute in Bessans wohl am meisten verbreiteten Haustypus. (Taf. III, Fig. 1, c, d.)

Wie noch an anderer Stelle ausgeführt werden soll, ist bei diesem Haustypus der oben erwähnte Vorbau entweder beibehalten oder derselbe ist in das erweiterte Hausviereck gewissermaßen aufgenommen worden, so daß die Hausfront von nun an geradlinig verlaufen konnte. Im ersten Fall gleicht der Grundriß des erweiterten und noch über 1 m tief in die Erde eingelassenen Kellergeschosses ganz und gar dem des ältesten Haustypus; ebenso hat sich auch im zweiten Fall — bis auf die Eingliederung des Vorbaues — die Anordnung des Kellergeschosses nicht geändert. (Taf. III, Fig. 1, c.)

Das Erdgeschoß wurde bedeutend erhöht, die Scheune darin etwas verkleinert und an Stelle des früheren Vorratsraumes wurden zwei Sommerstuben über der Küche und dem Hausflur erbaut. (Taf. III, Fig. 1, d.)

Wenn nun die Gesamtanlage des zweiten Haustypus den altertümlichen Charakter noch durchaus bewahrt hat, so ist dies beim dritten, erst in den letzten Dezennien in Bessans entstandenen Typus nur zum Teil der Fall. Das nur mehr wenig versenkte Kellergeschoß hat eine Änderung insofern erfahren, als die Stallwohnung nach vorn verlegt wurde, so daß der bereits etwas erweiterte, noch immer zweiteilige Flur jetzt das ganze Geschoß durchschneidet. Die Vorratsräume mit dem Keller befinden sich rückwärts, während die Küche auf ihrem alten Platz geblieben ist. (Taf. III, Fig. 1, e.) Eine bequeme, wie

zuvor, im zweiten Flurteil angebrachte Stiege führt in das erhöhte Erdgeschoß, das außer der Scheune einige durch einen Gang miteinander verbundene Stuben enthält, die im Sommer von der Familie selbst bewohnt oder auch an Sommerfrischler vermietet werden. Infolge dieses Zuwachses an Räumlichkeiten im erhöhten Erdgeschoß mußte nun die Scheune bedeutend verkleinert werden. (Taf. III, Fig. 1, f.)

Wenn also dieser jüngste Haustypus auch so manche Neuerung aufweist, so gilt dies doch hauptsächlich von den oberen Geschossen; hingegen hat das erweiterte Kellergeschoß eigentlich keine durchgreifende Änderung erfahren und im großen und ganzen die altertümliche Anlage bis heute bewahrt.

Die Häuser dieses jüngsten Typus treten vorderhand nur vereinzelt auf (etwa 5%<sub>0</sub> der gesamten Häuserzahl in Bessans).

## b) Das Kellergeschoß.

### Bauart.

Bevor die einzelnen Räumlichkeiten geschildert werden, sei hier einiges über die zum großen Teil noch primitive Konstruktion des Kellergeschosses vorausgeschickt.

Der Fußboden des Kellergeschosses war ursprünglich nur aus gestampftem Lehm hergestellt oder mit großen Steinplatten belegt, wie dies im Küchenraum auch heute noch durchwegs der Fall ist. Hingegen findet man gegenwärtig in den meisten Häusern den vom Menschen bewohnten Teil der Stallwohnung bereits gedielt.

Während in den übrigen tiefer gelegenen Gemeinden der Hohen Maurienne ein Steingewölbe die Decke des Kellergeschosses bildet, ist sie in Bessans aus Holz hergestellt und flach. In den Häusern, in welchen die Scheune über der Stallwohnung liegt, ist die Decke nur einfach; denn das unmittelbar auf die Scheundiele aufgeschichtete Heu schützt gewissermaßen vor dem Eindringen der Kälte. Nur in den jüngst erbauten Häusern, in denen nicht mehr die Scheune, sondern die Sommerstuben über der Stallwohnung zu liegen kommen, ist die Deckenlage doppelt und der Zwischenraum wird mit einer Moosschichte und Holzspänen ausgefüllt.

Die Decke (solom) ist in den meisten Häusern noch derart gebaut, daß die Deckenbretter auf zweierlei Arten von Deckenbalken ruhen, die abwechselnd im Abstand von 75 cm parallel zum Giebel verlaufen. Die einen dieser Balken (solje) sind gehobelt und in die Decke eingenetzt, die anderen (tra) sind rohe Lärchenstämme und stehen unter der Decke gänzlich vor.

In alten Häusern folgen gewöhnlich auf einen solje zwei tra, und diese letzteren, für welche mächtige Lärchenstämme verwendet werden, gestalten an den betreffenden Stellen den Raum so niedrig, daß ein normal gewachsener Mensch sich nur gebückt dort aufhalten kann.

Diesem scheinbar ganz altertümlichen Deckenbau soll nach übereinstimmenden Aussagen der Bessaner ein noch älterer vorangegangen sein. Bei diesem soll die Decke nicht aus Brettern, sondern aus großen Schieferplatten bestanden haben, die ausschließlich von mächtigen Deckenbalken (tra) getragen wurden.

Die Wände des Kellergeschosses sind noch fast überall aus ungetünchtem Stein und nur in der Stallwohnung ist die Wand, an der sich die Fenster befinden, häufig gezimert. In den neuesten Häusern pflegt man bereits den ganzen von Menschen bewohnten Teil der Stallwohnung zu täfeln.

Obwohl die Mehrzahl der Fenster in den letzten Dezennien nach Größe und Einteilung modernisiert worden ist, trifft man hier doch noch öfters die altertümliche kleine, schießschartenförmig verlaufende Lichtöffnung an. Mit Rücksicht auf die Fenstersteuer wurde früher selbst der Hauptraum, die Stallwohnung, von nur einem solchen Fenster erhellt. Man machte dasselbe so klein nicht nur, um das kostspielige Glas zu ersparen, sondern auch um das Eindringen der Kälte tunlichst zu verhindern. Aus demselben Grunde ist auch heute noch das Fenster in einem Bessaner Hause zum Öffnen nicht ein-

gerichtet, so daß der Luftwechsel in der Stallwohnung hauptsächlich durch den Kamin stattfindet.

### Der Flur.

Durch die Eingangstür, die sich fast ausschließlich auf der Traufseite befindet und zu der man häufig noch zwei bis drei Stufen binabsteigen muß, gelangt man in den Flur (logus), der senkrecht auf die Firstlinie zu läuft und in die Stallwohnung, Küche und Vorratskammer führt. Dieser Flur, gewöhnlich ein Mittelflur, ist durchschnittlich 4 m lang, 120 cm breit und, besonders in älteren Häusern, zum Teil so niedrig, daß ein normal gewachsener Mensch denselben nur gebückt durchschreiten kann.

Wenn das Haus auf ebenem Terrain gebaut ist, so daß das Kellergeschoß von allen Seiten gleichmäßig in die Erde versenkt werden muß, fällt der Flur in ziemlich steilen Stufen ab. Befindet sich aber das Haus auf ansteigendem Terrain, so verläuft der Flur des Kellergeschosses fast eben.

Der Flur zerfällt in der Regel durch Einschaltung einer Zwischentür in zwei Teile, von denen der erste (foub) meist etwas kürzer ist als der zweite (menteng). (Vergl. Taf. III, Fig. 1, a, c, e.) In diesem letzten Raume befindet sich eine schmale Stiege, die ins Erdgeschoß führt und oft nur aus einigen in die Wand eingelassenen Schieferplatten gebildet ist.

In einzelnen ganz alten Häusern sind sogar zwei Zwischentüren in den Flur eingeschaltet, so daß dieser in drei ungefähr gleiche Teile zerfällt. Trotz dieser Teilung, die eine Schutzmaßregel gegen Kälte zu sein scheint, gilt der Flur doch als ein einheitlicher Raum; dafür spricht auch der Umstand, daß neben den oben erwähnten Benennungen für seine Teile auch für ihn, als Ganzes, ein Name (logus) besteht.

Der Flur, der bloß die Aufgabe hat, den Verkehr zwischen den einzelnen Räumen zu vermitteln und dieselben einigermaßen vor Kälte zu schützen, enthält selbst dort, wo er fast eben verläuft, kein einziges Möbelstück.

Mit seiner Belichtung steht es sehr schlecht, denn er besitzt keine einzige Lichtöffnung. Sogar in ganz neuen Häusern ist nirgends ein kleines Fenster neben oder in der Eingangstür angebracht, wie dies zum Beispiel fast überall in Val d'Isère (Vallée de Tarentaise) der Fall ist, wo eine ganz ähnliche Fluranlage vorherrscht.

Es gehört schon eine gewisse Erfahrung dazu, um sich in diesen stockfinsternen, niedrigen und oft in steilen Stufen angelegten Gängen zurechtfinden zu können.

Wahrscheinlich mit Rücksicht auf diese Dunkelheit des Flures ist es hier üblich, schon beim Öffnen der ersten Eingangstür mit lauter Stimme die übliche Frage zu stellen: „Il a di mundo?“ (Ist jemand da?) Worauf man dem Eintretenden entgegenzukommen pflegt, um ihm auch die zweite und dritte Tür zu öffnen. Die Bessaner halten diese Fluranlage trotz ihrer Unbequemlichkeit für so zweckmäßig, daß sie dieselbe auch in den neuen moderner angelegten Häusern fast unverändert beibehalten haben.

### Die Stallwohnung (erablo).

Der Flur mündet in die zumeist nach rückwärts verlegte Stallwohnung, die hauptsächlich während der sechs- bis siebenmonatlichen Winterdauer den Menschen und Haustieren ein gemeinsames Obdach gewährt.

Die Stallwohnung zerfällt in zwei Teile, von denen der eine für die Menschen, der andere für die Haustiere bestimmt und dementsprechend eingerichtet ist. (Taf. IV; vergl. hiezu Taf. III, Fig. 3.)

Der Wohnraum für die Menschen wird vom eigentlichen Stall bloß durch einen schmalen Abzugskanal für Jauche getrennt, und

nur in drei Häusern, in denen die Stallwohnung im Winter auch als Wirtsstube benützt wird, ist ein Vorhang mitten durch den Raum gezogen.

Die Stallwohnung besitzt durchschnittlich einen Flächenraum von 25 bis 35  $m^2$  und eine Höhe von 180  $cm$  bis 2  $m$ . Diese Zahlen gelten aber meist für bereits umgebaute oder neu erbaute Häuser; hingegen findet man in alten Häusern Stallwohnungen, deren Flächenraum nur 15 bis 20  $m^2$  beträgt, während die Höhe 180  $cm$  Raum erreicht.

Der von Menschen bewohnte Teil ist hier fast so groß wie der eigentliche Stall, oder er ist kleiner. In neueren Stallwohnungen verschiebt sich jedoch dieses Raumverhältnis immer mehr zugunsten der menschlichen Behausung, so daß diese ungefähr zwei Drittel und der eigentliche Stall ein Drittel des gesamten Raumes einnimmt.

Die Einrichtung des von Menschen bewohnten Teiles der Stallwohnung ist recht einfach und so ziemlich überall die gleiche. Das wichtigste Möbelstück ist das kastenartige Holzbett, das je nach der Größe des Raumes und je nach der Anzahl der Familienmitglieder einstöckig oder zweistöckig gebaut ist.

Entweder stehen diese Betten einzeln oder, falls die Raumverhältnisse es gestatten, werden zwei Bettgestelle mittels eines Verbindungsbalkens vereinigt.

Das kochenartige Kastenbett, das sich, wenn es einstöckig ist, über einem betttruhenartigen Heubehälter erhebt, reicht bis an die Decke heran und ist dicht an die Mauer gerückt.

Die Einstiegsöffnung wurde früher durch zwei horizontal gleitende Schiebefenster aus Holz (guichet) geschlossen, wodurch das Bett ganz das Aussehen eines Kastens erhielt. Heutzutage sind in Bessans derartige zum Schutz gegen Kälte bestimmte Schiebefenster zum großen Teil durch Stoffvorhänge ersetzt worden, die sowohl aus hygienischen als auch aus ästhetischen Gründen allgemein vorgezogen werden. Nur auf den Alpen und in den hochgelegenen Weilern sind die „lits à guichet“ noch durchwegs in Gebrauch.

Ein Bett ist in der Regel für zwei Erwachsene, beziehungsweise drei Kinder berechnet. An einer der Innenwände ist ein Fach (creto) für die Kinderwiege angebracht, die durch eine an ihr befestigte Schnur vom Bett aus geschaukelt werden kann.

Die Bettwäsche sowie die Decken werden in Bessans noch durchwegs von den Handwebern hergestellt.

Wenn das Bett einstöckig ist, pflegt man stets in dem freien Raum darunter einige Schafe und Ziegen, zuweilen auch ein Kalb unterzubringen, eine Gewohnheit, die sich einerseits durch das Bedürfnis nach Raumersparnis, andererseits durch die in Bessans verbreitete Ansicht erklären läßt, daß die animalische Wärme der betreffenden Stelle die Feuchtigkeit zu entziehen vermöge. Dieser wohl etwas primitive Stall für Kleinvieh wird vorne durch einen verschiebbaren, betttruhenartigen Heubehälter abgeschlossen, dessen Deckel beim Nachfüllen abgehoben wird. Der Heubehälter ist etwas über dem Fußboden erhöht, um der Luft einen Zutritt ins Innere zu gewähren. Da das aber nur in ungenügendem Maße geschehen kann, wird das Kleinvieh ein- bis zweimal täglich aus seiner Gefangenschaft herausgelassen.

Der Heubehälter für Kleinvieh bildet eine bei den Bessanern zwar beliebte, jedoch für Fremde durchaus nicht empfehlenswerte Sitzgelegenheit. Denn sobald die gewohnte Stunde der Fütterung geschlagen hat, pflegen die Schafe und Ziegen ihre Ungeduld mit so kräftigen Stößen an den Behälter zu bekunden, daß den ahnungslos darauf

Ruhenden die Nachbarschaft dieser Tiere wohl etwas unangenehm überraschen kann.

Der Kamin, der gewöhnlich zwischen den Fenstern angebracht ist, besitzt einen allseitig ummauerten, zirka 50 cm vom Boden erhöhten Herd. Von einem Querbalken hängt eine verstellbare Feuerkette herab, die den Kochtopf über dem Feuer trägt. Auf dem Kaminherd wird hauptsächlich im Winter gekocht, wenn infolge der Kälte der Aufenthalt in der Küche sich unmöglich gestaltet. Öfters wird noch außerdem ein kleiner Kochherd in die Stallwohnung gestellt. Ein kleines Gestell für das Koch-, beziehungsweise Eßgeschirr neben dem Kamin, ein Tisch mit zwei Bänken und dicht beim Stall ein steinerner Wassertrog (bazos), daneben öfters auch eine Wasserpumpe vollenden die Einrichtung dieses Wohnraumes, der trotz seiner Schlichtheit einer wenn auch bescheidenen Ausschmückung nicht entbehrt. Diese Ausschmückung beschränkt sich jedoch hauptsächlich auf das Bettgestell; hier hängen häufig recht hübsch gearbeitete Weihwasserkessel aus Porzellan oder Holz, Kruzifixe, Heiligenbilder, hie und da auch hölzerne Heiligenfiguren.

Allerdings scheinen die meisten dieser Gegenstände nicht so sehr zur Verschönerung der Stallwohnung, als vielmehr zum Schutz ihrer Bewohner vor allerlei Bösem angebracht worden zu sein. Nur ungern entäußert man sich deshalb solcher Objekte und alte Leute sind, selbst beim Angebot eines relativ hohen Preises, nur selten dazu zu bewegen. Denn wie ein Greis sich einmal mir gegenüber äußerte, dieses Geld könnte nicht das Unglück abwehren, das mit dem Verschwinden des schützenden heilkräftigen Gegenstandes über das Haus einbrechen müßte.

An den beschriebenen Wohnraum schließt sich unmittelbar der eigentliche Stall an, der, wie bereits erwähnt, die Hälfte, beziehungsweise ein Drittel der ganzen Stallwohnung einnimmt.

Der vom menschlichen Wohnraum durch einen schmalen Kanal für die Jauche abgetrennte Viehstand ist etwa 2 m breit und etwas höher als der Fußboden.

In einer Ecke des Viehstandes befindet sich ein bis an die Decke reichender kastenartiger Heubehälter (beto), in den das Heu durch eine in der darüberliegenden Heubühne gemachte Öffnung (trap) hinabgestoßen werden kann.

Wenn die Kälber keinen Platz unter den Belten finden, pflegt man sie in kleinen Holzverschlägen zu halten, die an einer freien Wand des Wohnraumes provisorisch angebracht werden.

Über dem Viehstand befindet sich meist eine Hühnersteige, die aber vom Geflügel nur in der Nacht benützt wird; bei Tag pflegt dasselbe gemeinsam mit Kaninchen und Meerschweinchen frei in der Stallwohnung herumzulaufen. Der Kuhmist wird in den Düngerkanal zusammengescharrt und von dort bloß alle 8 bis 10 Tage hinausbefördert. Ursprünglich tat man das sogar nur alle 3 bis 4 Wochen und hielt bis dahin den Mist in einer hinter dem Düngerkanal angebrachten, zirka 1 m<sup>3</sup> fassenden und mit einem Brett dicht verschließbaren Grube. Heute ist man von diesem Brauch gänzlich abgekommen und dieses Loch dient nur noch als Abzugkanal für Jauche.

Eine derartig gestaltete Stallwohnung beherbergt nun während der sechs- bis siebenmonatlichen Winterdauer nebst einer oft zahlreichen Familie durchschnittlich 2 bis 3 Kühe, 1 Esel, 2 Kälber, 3 bis 4 Schafe und Ziegen, einige Hühner, Kaninchen und hie und da auch Meerschweinchen. Nicht zu vergessen auch die Singvögel, die hier nur ausnahmsweise fehlen und den düsteren Raum mit ihrem Gesang beleben. Dieser wurde auch als Hauptgrund der allgemeinen Vorliebe für Vögel angeführt; ob ihnen auch irgendwelche heilkräftige Eigenschaften zugeschrieben werden, konnte nicht eruiert werden.

Die zahlreiche und mannigfaltige Bevölkerung dieses meist nur ganz beschränkten Raumes bringt es mit sich, daß man hier, was Ordnung und Sauberkeit anbelangt, nicht allzu anspruchsvoll sein darf. In neueren Häusern, wo die Stallwohnung bereits erweitert, erhöht und von zwei größeren Fenstern belichtet wird, gestaltet sie sich in Bezug auf Reinlichkeit und Lichtverhältnisse allerdings ganz erträglich. In den alten, nur wenig restaurierten Häusern wirkt aber dieser Raum durch seine Dürsterkeit, Enge und seinen Schmutz keineswegs anheimelnd. Wenn man durch den finsternen Flur zum ersten Mal in eine solche altertümliche Stallwohnung hinabsteigt, erinnern ihre kleinen vergitterten, nur spärliches Licht durchlassenden Fenster, ihre kahlen, von Ruß und Alter geschwärzten, von Feuchtigkeit glänzenden Steinwände und ihre niedere, von mächtigen Dielenbalken getragene Decke unwillkürlich an ein Gefängnis. Und dennoch ist in diesen, für unsere Begriffe ganz erbärmlichen Wohnverhältnissen ein kräftiger, gesunder, geistig aufgeweckter Menschenschlag aufgewachsen.

Trotz der Übervölkerung der Stallwohnung und trotzdem der Mist nur einmal wöchentlich hinausbefördert wird, ist die Luft hauptsächlich dank der ventilatorischen Tätigkeit des Kamins ganz erträglich. Die Fenster können nämlich überhaupt nicht geöffnet werden und die Tür offen zu halten scheuen sich die Bessaner; auch würde der lange und oft abschüssige Flur die unmittelbare Zufuhr der frischen Luft erschweren. Daher bildet der Kamin eine wichtige Ventilationsvorrichtung, die durch einen im untersten Teile des Rauchschlotes angebrachten Holzschieber reguliert werden kann. Der Kamin ist aber erst seit einigen Dezennien allgemein in der Stallwohnung eingeführt und bis dahin mußte es mit der Lüftung dieses ursprünglich noch viel unhygienischer gestalteten Raumes recht arg bestellt gewesen sein.

Was die Erwärmung der Stallwohnung betrifft, so kommt in erster Linie die Körperwärme des darin befindlichen Viehes in Betracht, die, wenn der Raum entsprechend klein ist, allein ausreicht, um denselben konstant warm zu erhalten. »Wenn wir nur 2 bis 3 Kühe und 1 Esel im Stall haben, kann uns die Kälte nichts antun«, pflegen die Bessaner zu sagen.

Das Holz wird infolge der ganz spärlichen Bewaldung dieser Gegend gewissermaßen als ein Luxusartikel betrachtet.

Da der Wald Gemeindebesitz ist, werden einmal jährlich die bereits etwas schadhafte Lärchen vom Forstaufseher durch das Los an die Gemeindeglieder verteilt, wobei jede Familie je nach der Größe des Baumes ein oder zwei Stück erhält. Wer also nicht imstande ist, das teure Holz von draußen zu beziehen, muß sich mit diesem von der Gemeinde zugewiesenen Anteil begnügen und ihn tunlichst durch Klaubholz ergänzen. Diejenigen aber, die das Recht erhalten, dieses Holz zu sammeln, müssen drei Tage für die Gemeinde Pflichtleistungen (prestations) verrichten.

Dem Holz mangel weiß man in der Weise abzuhelfen, daß man auch tierische Exkreme als Brennmaterial verwendet. In Bessans selbst benützt man zu diesem Zweck hauptsächlich Schaf- und Ziegenmist, der im Viehstand dieser Tiere zu einer kompakten Masse angehäuft und womöglich ohne Beimengung von Stroh in würfelförmige Stücke (blejches) geschnitten wird. Man besorgt dies gewöhnlich im Winter und im Frühling legt man die blejches auf Lauben und läßt sie dort bis zum Herbst trocknen. Diese Mistbriketts, die allerdings beim Verbrennen einen üblen Geruch verursachen, haben den Vorzug, die Glut lange zu erhalten und werden daher im Winter viel benützt.

Der Kuhmist, der wegen seines besonders üblen Geruches beim Verbrennen in Bessans nur ungern verwendet wird, bildet beinahe das ausschließliche Brennmaterial auf den Alpen und in den hochgelegenen Weilern (Averole). Er wird hier nicht in Würfel

geschnitten, sondern durch Aufklatschen kleiner Mengen von Mist auf Felsen und Dächer fladenförmig gestaltet.<sup>1)</sup>

Obwohl die Mehrzahl der Bessaner im Sommer in den oben gelegenen Kammern schläft, konnte ich dennoch etwa 30 Familien zählen, die das ganze Jahr die Stallwohnung bewohnen. Die Tatsache, daß dies meist von alten Leuten gilt, die ihre Gewohnheiten nicht aufgeben wollen, spricht dafür, daß die Sommerstube eine bloß sekundäre, relativ junge Bildung ist und daß früher aller Wahrscheinlichkeit nach die Stallwohnung der ständige Aufenthaltsort war.

Was schließlich die hygienische Seite dieses unmittelbaren Zusammenwohnens von Mensch und Vieh betrifft, so scheint das kräftige und gesunde Aussehen der Bessaner den weiterverbreiteten Volksglauben zu bestätigen, daß die Stallluft der Gesundheit zuträglich sei. Wie dem auch sei, die Tatsache steht fest, daß die Bessaner sich in diesen Wohnverhältnissen ganz wohl fühlen und deren Änderung auch gar nicht herbeisehnen. Dies ist aber kein Beweis für einen tieferen Kulturstand des Volkes, sondern unter den gegebenen Verhältnissen nur eine »*conditio sine qua non*« für seine Existenzmöglichkeit; das kann man erst voll begreifen, wenn man Gelegenheit gehabt hat, sowohl die Rauheit eines Winters in Bessans als auch die wohlthätige Wirkung der konzentrierten Wärme einer Stallwohnung am eigenen Körper zu spüren.

#### Die Küche (la fogogne).

Während die Stallwohnung meist nach rückwärts verlegt ist, befindet sich die Küche stets vorn. Sie besitzt einen Flächenraum von durchschnittlich 15 m<sup>2</sup> und wird nur von einem, nach Größe und Einteilung wenig modernisierten Fenster belichtet.

Die Einrichtung des Küchenraumes ist überall ungefähr die gleiche. Ihren wichtigsten Bestandteil bildet der große, gewöhnlich in die Ecke der freien Giebelwand gerückte Kamin. (Fig. 3.)

Der Kaminherd ist nur wenig über den Boden erhöht und seine Fläche beträgt etwa 120 × 70 cm, wovon gewöhnlich ein Viertel zur Aufhäufung des Heizmaterials reserviert ist. Die Feuerstätte wird häufig an den Seiten und rückwärts mit einer niedrigen Ummauerung versehen.

<sup>1)</sup> Die Verwendung tierischer Exkremente als Brennmaterial ist auch in manchen anderen waldarmen europäischen und außereuropäischen Gegenden häufig. Hier seien nur einige Beispiele angeführt:

In der Schweiz (Averstal, Splügen, Prättigau, Urserental) wird Schafmist in Würfel geschnitten, auf Lauben getrocknet und gebrannt. (Nach eigener Beobachtung.)

In Briançon (Frankreich) wird Kuhmist zum gleichen Zweck verwendet. (Nach A. Dachler.)

Im Uralgebiet benützen die Kirgisen Schaf- und Kamelmist als Heizmaterial.

Auch in Unterägypten brennt man Mist, hauptsächlich Kamelmist, der, zu flachrunden Stücken geformt, an die Hausmauer zum Trocknen angeklebt und dann auf den Dächern aufgeschichtet wird. (R. Zeller, J. Brunhes.)

In Benares benützt man getrocknete Kuhfladen zu Heizzwecken, deren jeder das Handzeichen seiner Herstellerin, eine ausgebreitete Hand, auf der Oberfläche trägt. (H. Gehring.)

Bei den Grönlandeskimos besteht das Heizmaterial aus Torf und aus altem, getrocknetem Mövendung. (Fr. Nansen.)

Der etwas über die Hälfte des Herdes vorragende steinerne Rauchhut ist meist in seinem unteren Teile mit Holz verkleidet, das hie und da die Initialen des Besitzers und die Jahreszahl eingekerbt trägt. Der Hauch der Vergangenheit, der diese Zahlen und die am Rauchhut angebrachten alten Heiligenbilder und Kreuze umweht, verleiht solchen alttümlichen Kaminen ein eigenes Gepräge, das durch das Halbdunkel und die kellerartige Anlage des Küchenraumes noch schärfer hervorgehoben wird.

Aus dem Rauchhut hängt von einem Querbalken eine durch Verzahnung verstellbare Feuerkette herab, die den Kochtopf über dem Feuer trägt. An der Wand über dem Kaminherd, wo man Feuerzange und Schürhaken aufzuhängen pflegt,



Fig. 3. Kaminecke aus einem Kücheninterieur.

Auf dem Rauchhut die Jahreszahl 1626.

Zu beachten der rechts über dem Kamin hängende vogelförmige Salzbehälter.

findet man nur noch ganz selten den alttümlichen vogelförmigen Salzbehälter aus Holz, der ursprünglich in Bessans recht verbreitet war. (Fig. 3.)

Ein weiteres wichtiges Küchenmobiliar sind die bis zur Decke hinauf reichenden Wandbretter (copein), auf denen das Koch- und Eßgeschirr aufgestellt wird. Beim Fenster steht gewöhnlich ein großer Teigtrog (arce), dessen Deckel häufig als Tisch dient.

Fast in jeder Küche findet man auch einen kleinen eisernen Kochofen, der hauptsächlich im Winter benützt wird. An der der Stallwohnung zugekehrten Wand ist gewöhnlich eine Pumpe angebracht. Diese ist allerdings erst seit etwa 30 Jahren in Bessans eingeführt. Bis dahin versorgten Ziehbrunnen oder Erdgruben die Bewohner des Ortes mit Wasser.

Da nämlich der Grundwasserspiegel in einigen Dorfteilen kaum 2 m tief liegt, pflegte man früher in dem zirka 1.50 m unter der Erde gelegenen Küchenboden eine Grube zum Wasserschöpfen anzubringen, die mit einem Holzdeckel verschlossen wurde. Diese primitive Art von Brunnen hat sich heute nur mehr in einigen alten Häusern erhalten.

Wenn die Pumpe in der Stallwohnung fehlt, benützt man noch die ursprüngliche Vorrichtung, um das Wasser aus der Küche in den Viehtrog zu leiten. An der Küchenwand neben dem Ziehbrunnen, beziehungsweise der Pumpe ist ein kleines steinernes Becken (bajaset) angebracht, welches das Wasser aufnimmt und durch eine in die Mauer gebohrte Öffnung in den Viehtrog befördert.

Während die Küche im Winter fast nirgends benützt wird, bildet sie im Sommer, insbesondere dort, wo die Stallwohnung für diese Jahreszeit verlassen wird, tagsüber den Hauptaufenthaltort. Allerdings gilt dies besonders von den neuen oder restaurierten Häusern, wo die Küche heller und geräumiger ist. Wo sie aber noch eng, halbdunkel und recht ungemütlich gestaltet ist, wird ihr, besonders an kühlen Sommertagen, die Stallwohnung vielfach vorgezogen. Da diese, wie ich bereits ausführte, allem Anschein nach früher die Wohnung für das ganze Jahr war, so dürfte die Küche ursprünglich nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben. Erst seitdem man begonnen hat, die Stallwohnung für die Sommermonate aufzugeben, rückte die Küche für diese Jahreszeit immer mehr als »Tagesstube« in den Vordergrund und wurde dementsprechend erweitert und wohnlicher ausgestaltet.

Dieser Übergang und diese allmählich zunehmende Bedeutung des Küchenraumes läßt sich heute noch ganz gut an Ort und Stelle beobachten.

Der Keller (voutá). Die Vorratsräume (pelio).

Aus dem neben der Küche ausgesparten Vorratsraum gelangt man in den Keller, der nach seiner gewölbten Decke »vouta« genannt wird.

Entweder liegt dieser auf gleichem Niveau mit der Küche oder es wird der Kellerboden, wenn das Grundwasser sich nicht in großer Tiefe befindet, bis zum Wasserspiegel ausgegraben. Einige Stufen geleiten zum Wasser hinab, in welchem die für Butter und Käse bestimmte Milch in großen, runden, kupfernen Becken (peil) gehalten wird.

Fertige Molkereiprodukte pflegt man in der neben der Küche angebrachten Vorratskammer (pelio) aufzubewahren, woselbst auch gewöhnlich die Erzeugung von Butter und Käse stattfindet. Im zweiten, meist gegenüber der Küche gelegenen Vorratsraum werden allerlei Wirtschaftsgeräte untergebracht.

### c) Erdgeschoß.

#### Scheune (soley).

Das Erdgeschoß besteht in den meisten Häusern aus der geräumigen, zum größten Teil über der Stallwohnung liegenden Scheune (soley) und aus einer oder zwei kleinen Sommerstuben.

In die Scheune gelangt man entweder von draußen durch ein großes, zu ebener Erde gelegenes Scheunentor oder vom Flur aus auf einer schmalen Steinstiege.

Während durch das Scheunentor hauptsächlich das Heu eingebracht wird, vermittelt die Flurstiege, insbesondere im Winter, den alltäglichen Verkehr zwischen dem Keller- und dem Erdgeschoß. Ganz im Hintergrunde der Scheune wird das Stroh, beziehungsweise das noch ungedroschene Getreide auf einigen Brettern untergebracht, die, etwas über 2 m vom Boden erhöht, in die beiden einander gegenüberliegenden Wände eingefügt und durch Querbalken verdichtet sind. Unter diesem Stroh-, beziehungsweise Getreidelager (pailleta genannt) befindet sich die Dreschteme. Der ganze übrige Scheunenraum wird von den großen Heuvorräten ausgefüllt, die durch das von den Gebirgsscheunen im Winter herunterbeförderte Heu noch bedeutend vermehrt werden.

In der Scheune pflegt man verschiedene Feldgeräte unterzubringen, außerdem findet sich hier häufig eine zur Aufbewahrung von Saatkörnern bestimmte altertümliche, große und innen dreiteilige Truhe (grenai) vor.

Wohl in den meisten Häusern hängen vom Scheunendach Brotrechen (pentil) herab, zwischen deren Sprossen die für das ganze Jahr gebackenen Brotlaibe eingeklemmt und auf diese Weise aufbewahrt werden.

Die Entwicklungsstadien, welche die Scheune mit dem übrigen Teil des Erdgeschosses im Laufe der letzten Jahrzehnte durchgemacht hat, kann man in Bessans heute noch an einzelnen Hausformen deutlich erkennen. (Vergl. Taf. III, Fig. 1, b, d, f.)

In den ältesten, niederen Häusern nimmt die Scheune fast das ganze Erdgeschoß in Anspruch, denn mit Rücksicht auf die gewaltigen Heuvorräte mußte hier durch die Breitereausdehnung an Raum das gewonnen werden, was an Höhe fehlte. Während Menschen und Haustiere eng aneinandergedrängt im niederen Souterraingeschoss hausen, wird das gleich große, aber bedeutend höhere Erdgeschoß, ausschließlich von der Scheune eingenommen. Im Laufe der Zeit konnten jedoch durch Erweiterung und Erhöhung der alten Häuser zwei kleine Sommerstuben in der Scheune ausgespart werden. Erst in den jüngst erbauten Häusern, wo bereits mehrere Zimmer im Erd- und in dem darübergelegenen Mansardengeschoß angebracht worden sind, ist die Scheune bedeutend verkleinert, dafür aber auch entsprechend erhöht worden.

### Die Sommerstube.

Aus der Scheune gelangt man in die Sommerstube, zu der hie und da auch eine Stiege von der Küche aus direkt führt; in den neuen Häusern erreicht man aber die Stuben vom Gang aus, der die Erdgeschoßräumlichkeiten miteinander verbindet.

Die Einrichtung der Stube bietet nichts Charakteristisches. Wie der zuvor geschilderte Werdegang der Scheune läßt sich auch derjenige der Stube in einzelnen heute noch bestehenden Häusertypen einigermaßen verfolgen.

In den ältesten Häusern, in denen die Stube fehlt, findet sich in der Scheune meist ein kleiner Bretterverschlag für Kleidertruhen und Wirtschaftsgeräte. Dieser verschwindet jedoch, als in den bereits restaurierten Häusern eine bis zwei kleine Sommerstuben aus Holz angebracht wurden, die sich konstruktiv von dem ursprünglichen Vorratsraum anfangs nur wenig unterschieden; die neu hinzugefügten Stuben gleichen noch immer einer Holzbude, die, ohne Zusammenhang mit dem übrigen Bau, in die Scheune eingebaut wurde. Nur allmählich, mit der fortschreitenden Modernisierung des Hauses begann man auch die Stuben in Steinbau aufzuführen; wie ich glauben möchte, sind dieselben in den neueren Häusern erst in den letzten zwanzig Jahren der Baueinheit architektonisch eingegliedert worden.

Obwohl in den jüngeren Häusern die Anzahl der Stuben — auch mit Rücksicht auf eventuelle Sommergäste — immer mehr zunimmt, bleibt die Stube für den Bessaner doch ein Fremdkörper. Darin wird im Sommer nur geschlafen und tagsüber hält man sich in der Küche, in alten Häusern vielfach noch in der Stallwohnung auf.

### 3. Die äußere Gestalt des Hauses.

Der beschriebenen Anordnung der Innenräume entspricht auch die äußere Gestalt des Bessaner Hauses. Diese hat jedoch im Laufe der letzten Jahrzehnte eine gewisse Wandlung erfahren, die durch die Erweiterung und Erhöhung des Keller- und des Erdgeschosses bedingt wurde. Wie ich noch zu zeigen versuchen werde, kann man die Hauptmomente der allmählichen Veränderung der Fassade noch heute an einzelnen Haustypen beobachten.

#### Bauart, Anlage und Orientierung des Hauses.

Das Bessaner Haus ist aus Bruchstein erbaut, der ursprünglich nur zum Trockenmauerwerk verarbeitet wurde. Denn wegen des Mangels an Kalk und wegen der Transportschwierigkeiten ging man hier früher mit dem Mörtel recht sparsam um und pflegte meist die größeren Fugen im Trockenmauerwerk mit Moos, beziehungsweise mit Erde und mit Kuhmistfladen zu verstopfen. Damit aber das Gebäude gegen die argen Winterstürme widerstandsfähig sei, wurden die Mauern über 1 m dick gemacht und das Haus möglichst niedrig gebaut.

In den letzten dreißig Jahren, seitdem durch den Bau der Route nationale der Verkehr zwischen der Hohen Maurienne und Modane (letzte Eisenbahnstation der Maurienne) bedeutend gehoben wurde, hat die eigentliche Modernisierung der Häuser merklich zugenommen. Zuerst ganz unauffällig, in der letzten Zeit aber immer deutlicher entsteigt sozusagen das Bessaner Haus dem Erdboden und so manches überragt bereits seine Nachbarn, die noch zum großen Teil in der Erde verborgen liegen.

Da die Anlage und Orientierung des Hauses nach genauerer Kenntnis des Hausinneren besser verstanden werden kann, hielt ich es für zweckmäßiger, diesbezügliche Erörterungen erst an dieser Stelle vorzunehmen.

Auf ansteigendem Terrain wird das Haus so angelegt, daß das zu ebener Erde gelegene Scheunentor im Verhältnis zum Gefälle des Abhanges höher angebracht ist als der Eingang in das Kellergeschoß. Bei derartig angelegten Häusern ist eigentlich nur der rückwärtige, hauptsächlich von der Stallwohnung eingenommene Teil des Kellergeschosses zirka 2 m tief in die Erde eingelassen; hingegen ist die stets vorne angebrachte Küche nur wenig in den Boden versenkt. Wenn jedoch das Bauterrain eben ist, wird das Kellergeschoß allseitig gleichmäßig bis 2 m tief in die Erde eingelassen und das Scheunentor, zu dem gewöhnlich zwei Stufen führen, befindet sich dann an der Frontseite neben der Eingangstür. In diesen Häusern fällt der vollkommen finstere Flur gewöhnlich in steilen Stufen ab, was den Eintritt in die Stallwohnung für Menschen und Vieh recht unbequem gestaltet.

Was die Orientierung des Hauses betrifft, dessen First in der Regel parallel zur Längsachse des Tales gerichtet ist, so schaut meist die Giebelseite nach dem Süden, beziehungsweise Südosten, während die Front, das heißt die vordere Traufseite, je nach den Terrainverhältnissen, bald nach dem Osten, bald nach dem Westen orientiert ist.

Der einzige, für Mensch und Vieh gemeinsame Eingang ins Kellergeschoß befindet sich gewöhnlich an der vorderen Traufseite; eine Ausnahme bilden nur die neuen Häuser mit der Giebelfront.

Die Türöffnung ist viereckig; der Türstock aus Lärchenholz trägt öfters neben der Jahreszahl die Initialen des Besitzers sowie das Zeichen Jesu eingekerbt; auch ein aus Holzstäbchen gefertigtes Kreuz ist zuweilen daneben angebracht. Nirgends aber finden sich über der Haustür Sprüche oder irgendwelche apotropäische Zeichen. Ab und zu entdeckt man an der Hausfront Reste von alten, vielfach beschädigten Fresken religiösen Inhaltes, die von durchziehenden piemontesischen Malern angefertigt worden sind.

Die Dachbedeckung des Bessaner Hauses besteht aus großen Schieferplatten (lauzés), die sich durch ihr eigenes Gewicht auf dem Dache erhalten. Die schweren Steinplatten, die ein unverwütlisches Bedachungsmaterial bilden, erfordern eine solide Konstruktion des nur schwach geneigten Daches. Dieses wird von fünf mächtigen Pfetten getragen, deren oberste, der Firstbaum (freta), in einigen alten Häusern durch eine Stein-, beziehungsweise Holzsäule, die mitten in der Stallwohnung steht, gestützt wird. Über den Pfetten liegen die Rafen (tsevro), quer darüber kommen die Latten und erst über diese legt man die Steinplatten.

### Holzlauben.

An den meisten Häusern sind Giebel- und Seitenlauben aus Holz angebracht, die man gewöhnlich von der Scheune aus auf einer Leiter erreicht. Diese Lauben, die auf einigen nur roh gezimmerten und zuweilen von Spreizen gestützten Ständerbalken ruhen, dienen hauptsächlich zum Trocknen von Wäsche, Holz und Schafmistbriketts.

Nur noch selten trifft man in Bessans an alten Häusern ganz verschaltete Lauben, in denen man Holz und allerlei Hausrat aufzubewahren pflegt. Da derartige Lauben gewöhnlich der Straße zugekehrt sind, soll diese Verschaltung, nach Angaben der Einheimischen, unter anderem auch zur Sicherung des Eigentums vor Diebstahl angebracht worden sein.

Neben diesen ganz geschlossenen Lauben findet man, ebenfalls nur an alten Häusern, solche, die an den Seiten ganz und vorne teilweise verschalt sind.

Viel häufiger als die gerade besprochenen kommen Gerüstlauben vor, die aus kreuzweise angeordneten Balken bestehen.

Soweit ich beobachten konnte, finden sich an den ältesten ganz niedrigen Häusern nur die Giebellauben vor. Erst nachdem das Haus entsprechend erhöht worden war, wurde auch an der Traufseite eine Laube angebracht. Diese Seitenlaube ist meist ganz primitiv und besteht aus einigen über die Tragbalken gelegten Brettern, wobei die Brüstung in der Regel fehlt; geschnitzte Lauben kommen in dieser Gegend selten vor.

### Häuser mit Vorbau und ihre weitere Entwicklung.

An der vorderen Traufseite alter Bessaner Häuser findet man häufig einen zirka 2 m langen und 1 m 50 cm breiten Vorbau aus Stein, der die Eingangstür ins Kellergeschoß enthält. (Taf. II.) Dieser Vorbau (avant porkio genannt) ist durch die Fortsetzung des Flures entstanden, der wegen des früheren Raummangels aus dem Viereck des Hausgrundrisses sozusagen hinausgeschoben werden mußte. Die den Vorbau bildende Verlängerung des Flures, die von dem übrigen Flur durch eine oder zwei Zwischentüren abgeschlossen ist, verhindert das unmittelbare Eindringen kalter Luft in die Stallwohnung.<sup>1)</sup> Nach den Aussagen der Bessaner sollen

<sup>1)</sup> Einer ähnlichen Erscheinung begegnet man auch bei den Alaska-Eskimos. Weule sagt diesbezüglich folgendes: „Bei den Eskimos in Alaska ist das Winterhaus ein viereckiges, erdbedecktes Plankenhaus, dessen Inneres mit der Außenwelt zur Abwehr der

ursprünglich fast an sämtlichen Häusern solche Vorbauten angebracht gewesen sein. In den neugebauten oder umgebauten Häusern sieht man den Vorbau nur mehr selten nach außen hervortreten. Eine vergleichende Betrachtung der Kellergeschoßgrundrisse eines alten und eines neueren Hauses zeigt jedoch, daß dieses Verschwinden des Vorbaues eigentlich nur scheinbar ist. Da die altertümliche Kellergeschoßanlage in den meisten modernisierten, allseitig erweiterten Häusern fast unverändert beibehalten wurde, ist der ursprünglich hinausgerückte Flurteil gewissermaßen in das erweiterte Grundrißviereck wieder aufgenommen worden, wodurch die Hausfront sich ganz geradlinig gestalten konnte. (Vergl. Taf. III, Fig. a, b.) Eine Anzahl Bessaner Häuser hat aber bis heute diese Entwicklungsstufe noch nicht erreicht. Da nämlich der Umbau alter Häuser häufig nur die Erhöhung des Keller- und des Erdgeschosses bezweckte, die Erweiterung des Grundrisses hingegen hauptsächlich nach der hinteren Traufseite und der Giebelseite vorgenommen wurde, konnte sich der Vorbau noch vielfach erhalten. Die Veränderungen, die sowohl er selbst als auch der übrige Teil der Fassade, an der er angebracht ist, im Laufe der Zeit erfahren hat, sollen nun den Gegenstand der folgenden Besprechung bilden.

Unter den in Bessans bestehenden Häusern mit Vorbau lassen sich folgende fünf Formen feststellen:

1. Die verbreitetste und eine der ältesten Hausformen ist diejenige, bei der der Vorbau nicht bis zum Hausdach reicht. Dieses letztere ragt zum Schutz vor Witterungsunbilden so stark vor, daß sich der Dachrand mit der Vorderwand des Vorbaues in einer Linie befindet.

2. Eine gleichgeartete Hausform, nur mit dem Unterschied, daß die Vorderwand des Vorbaues durch Trockenmauerwerk bis zum Hausdach verlängert wurde. (Taf. II, Fig. 1.) Dies geschah nachträglich zur Stütze des stark vorspringenden Daches, welches sich unter der Schwere der Schieferplatten immer mehr gegen die Mitte zu einsenkte.

3. Ein mit der Hausform Nr. 1 ungefähr gleichalteriger Typus, bei dem der Vorbau bis zum Hausdach reicht und der von vornherein in dieser Art erbaut wurde. (Taf. II, Fig. 2.)

4. Eine jüngere Hausform als die bisher geschilderte, bei der der Vorbau wie beim Typus Nr. 1 nicht zum Dach reicht. Das Haus ist jedoch bedeutend höher gebaut und zwischen dem Dach und dem Vorbau ist eine Laube angebracht. (Taf. II, Fig. 3.)

5. Schließlich eine gleichfalls rezente Hausform, bei der der Vorbau, ähnlich wie beim Typus Nr. 3, bis zum Dach reicht. (Taf. II, Fig. 4.) Diese jüngere Form weicht

Kälte durch einen gangförmigen Vorraum in Verbindung steht.“ Prof. Dr. Karl Weule: Kulturelemente der Menschheit. S. 84.

Auch bei den Grönland-Eskimos „gelangt man in das Haus durch einen langen engen Gang, der den Zweck hat, das Eindringen der kalten und das Entweichen der warmen Luft zu verhindern“. Fridtjof Nansen: Eskimoleben. S. 68.

In diesem Zusammenhange könnte man vielleicht auch die Holzlauben erwähnen, die an dem rumänischen Bauernhaus in der Bukowina zum Schutz des Hauseinganges vor Regen und Schnee angebracht sind. Diese Holzlauben, die vor der äußeren Eingangstür stehen und durch die partielle Verlängerung des Daches bedeckt werden, sind gewöhnlich bis zur Brüstungshöhe verschalt. Gar oft aber wird der gegen Westen, die eigentliche Wetterseite, gerichtete Teil ganz mit Brettern oder Balken verdeckt. E. Weslowski: Das rumänische Bauernhaus in der Bukowina. Z. f. ö. V. S. 104.

jedoch von der älteren insofern ab, als die Höhe des Hauses fast das Doppelte beträgt, so daß im oberen Teil des Vorbaues eine Vorratskammer angelegt werden konnte.

Auf Grund der vergleichenden Betrachtung der Häuser und der an denselben angebrachten Jahreszahlen sowie auch auf Grund der Aussagen der Hausbesitzer bin ich geneigt, die Hausformen Nr. 1, 2 und 3, die aus dem Ende des 16. und dem Anfang, beziehungsweise der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen, als älteste primitivste Grundtypen der Bessaner Häuser anzusehen. Diese Annahme läßt uns die Hausform Nr. 2 als eine unwesentliche Variation des Grundtypus Nr. 1 auffassen, die dadurch entstanden ist, daß die Vorderwand des Vorbaues bis zum Dach verlängert wurde. Die beiden zuletzt erwähnten Hausformen (Nr. 4 und 5), welche nach den Aussagen der Bessaner in den letzten Dezennien durch Umbau alter Häuser entstanden sind, lassen sich allem Anschein nach als Weiterbildungen der oben erwähnten Grundtypen auffassen. Wenigstens wurde ich von den Einheimischen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden jüngerer Hausformen (Taf. II, Fig. 3 und 4) eine Höherentwicklung des Grundtypus mit dem bis zum Dach reichenden Vorbau darstellen. (Taf. II, Fig. 2.)

#### Häuser mit einer Nische an der Frontseite.

Unter den ältesten Häusern von Bessans findet man auch solche, die statt eines Vorbaues an der Frontseite eine Nische zum Schutz vor den Unbilden der Witterung haben. (Taf. II, Fig. 5.) Heute bestehen in Bessans nur noch drei derartige Häuser, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. Auch ursprünglich soll nach Behauptungen der Bessaner dieser Haustypus nur vereinzelt vorgekommen sein und hat im Gegensatz zu den Häusern mit Vorbau keine Weiterbildung der Fassade im Laufe der Zeit erfahren.

#### 4. Vergleich des Bessaner Hauses mit dem der übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne sowie mit dem der Nachbargebiete.

**H o h e M a u r i e n n e.** Wenn man die Häuser der Hohen Maurienne einer vergleichenden Betrachtung unterzieht, so ergibt sich, daß Bessans, hauptsächlich in Bezug auf den Grundriß des Kellergeschosses, eine Mittelstellung zwischen Bonneval und den übrigen tiefer gelegenen Gemeinden dieses Gebietes einnimmt.

**B o n n e v a l** ist die höchst gelegene Gemeinde der Maurienne; ihre Seehöhe beträgt bereits 1864 m. Wie in Bessans, setzt sich auch hier das Haus nur aus dem Keller- und dem Erdgeschoß zusammen. Ersteres enthält den Flur, die Stallwohnung und die Vorratskammer, letzteres die geräumige Scheune, neben der nur selten Sommerstuben vorhanden sind. Die Anlage des Kellergeschosses ist noch primitiver als in Bessans, denn während dort Stallwohnung und Küche zwei voneinander getrennte Räumlichkeiten bilden, ist eine derartige Trennung in Bonneval nicht durchgeführt. Stallwohnung und Küche sind hier in einem einzigen Raum untergebracht, in den man wie in Bessans durch einen langen finsternen Flur hinabsteigt. Die Größe der Stallwohnung, das Raumverhältnis zwischen Stall und menschlichem Wohnraum, die Einrichtung des

letzteren sind so ziemlich die gleichen wie in Bessans. (Taf. III, Fig. 5.)

Fast neben jedem Haus in Bonneval befindet sich ein kleiner, den Keller ersetzender Bau aus Stein, welcher derart angelegt ist, daß sein Boden bis zum Wasserspiegel des Grundwassers gegraben ist; hier werden nun sowohl die Milch selbst als auch fertige Milchprodukte aufbewahrt.

An der vorderen Traufseite des Hauses findet man auch hier öfters einen durch die Verlängerung des Flurs entstandenen Vorbau aus Stein.

Das Haus von Lanslevillard (1380 *m*), der nächsten talabwärts auf Bessans folgenden Gemeinde, weist eine dem Bessaner Hause gleiche Anlage auf. Während aber in Bonneval und in Bessans sämtliche Stallwohnungen im Winter von den Besitzern bewohnt werden, ist in Lanslevillard diese ursprünglich allgemeine Gewohnheit heute bereits im Verschwinden begriffen. Nur einige alte Leute halten sich noch in der Stallwohnung auf, die übrigen aber bewohnen fast das ganze Jahr die im Erdgeschoß neben der Scheune angebauten Zimmer, welche im Winter mit Eisenöfen beheizt werden. Da Lanslevillard nur 1380 *m* hoch in einer relativ reich bewaldeten Gegend gelegen ist, scheint eben die Notwendigkeit, den Stall im Winter zu bewohnen, hier weniger dringend zu sein als in Bonneval und in Bessans. Wenn aber in Lanslevillard einzelne Leute trotzdem an dieser Gewohnheit noch festhalten, so ist dies laut Mitteilung der Einheimischen in der nächsten Gemeinde Lanslebourg sowie im übrigen Teil der Hohen Maurienne nirgends mehr der Fall.

So viel ich auf Grund eines kurzen Aufenthaltes in Lanslebourg urteilen kann, weicht die dortige Hausanlage insofern von jener der drei besprochenen Gemeinden ab, als die Küche sich hier nicht mehr im Keller-, sondern im Erdgeschoß neben der Scheune und den Zimmern befindet. (Taf. III, Fig. 2, *f*.) Häufig kommt noch ein Wohnstock über dem Erdgeschoß dazu. Der verkürzte Flur, der Stall, der Keller und die Vorratskammer sind jedoch im Souterraingeschoß geblieben.

Neben dieser Hausanlage kommt noch ausnahmsweise in alten Häusern der Typus von Lanslevillard vor, Ich hatte leider keine Möglichkeit, die übrigen zwischen Lanslebourg und Modane gelegenen Gemeinden der Hohen Maurienne zu besuchen; nach den Aussagen einiger Bessaner, die in den betreffenden Dörfern öfters gewesen sind, soll dort allgemein die Hausanlage von Lanslebourg herrschen. Fast in allen diesen Gemeinden besteht aber die Sitte, die langen Winterabende in dem von den Menschen sonst nicht mehr bewohnten Stall zu verbringen.

Die Zusammenfassung des bisher Gesagten ergibt also, daß im Gebiete der Hohen Maurienne drei Haustypen zu unterscheiden sind:

1. Der einfachsten Hausform begegnen wir in Bonneval, wo im Kellergeschoß Küche, Stall und Wohnung in einem einzigen Raum untergebracht sind, während das Erdgeschoß nur die Scheune enthält. (Taf. III, Fig. 2, *a*, *b*.) Die Stallwohnung wird hier von den Besitzern das ganze Jahr bewohnt.

2. Etwas vorgeschrittener ist die Hausform von Bessans. Im Kellergeschoß bilden Wohnraum und Stall noch immer eine Einheit, hingegen ist die Küche

jedoch von der älteren insofern ab, als die Höhe des Hauses fast das Doppelte beträgt, so daß im oberen Teil des Vorbaues eine Vorratskammer angelegt werden konnte.

Auf Grund der vergleichenden Betrachtung der Häuser und der an denselben angebrachten Jahreszahlen sowie auch auf Grund der Aussagen der Hausbesitzer bin ich geneigt, die Hausformen Nr. 1, 2 und 3, die aus dem Ende des 16. und dem Anfang, beziehungsweise der Mitte des 17. Jahrhunderts stammen, als älteste primitivste Grundtypen der Bessaner Häuser anzusehen. Diese Annahme läßt uns die Hausform Nr. 2 als eine unwesentliche Variation des Grundtypus Nr. 1 auffassen, die dadurch entstanden ist, daß die Vorderwand des Vorbaues bis zum Dach verlängert wurde. Die beiden zuletzt erwähnten Hausformen (Nr. 4 und 5), welche nach den Aussagen der Bessaner in den letzten Dezennien durch Umbau alter Häuser entstanden sind, lassen sich allem Anschein nach als Weiterbildungen der oben erwähnten Grundtypen auffassen. Wenigstens wurde ich von den Einheimischen wiederholt darauf aufmerksam gemacht, daß die beiden jüngerer Hausformen (Taf. II, Fig. 3 und 4) eine Höherentwicklung des Grundtypus mit dem bis zum Dach reichenden Vorbau darstellen. (Taf. II, Fig. 2.)

#### Häuser mit einer Nische an der Frontseite.

Unter den ältesten Häusern von Bessans findet man auch solche, die statt eines Vorbaues an der Frontseite eine Nische zum Schutz vor den Unbilden der Witterung haben. (Taf. II, Fig. 5.) Heute bestehen in Bessans nur noch drei derartige Häuser, die aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammen. Auch ursprünglich soll nach Behauptungen der Bessaner dieser Haustypus nur vereinzelt vorgekommen sein und hat im Gegensatz zu den Häusern mit Vorbau keine Weiterbildung der Fassade im Laufe der Zeit erfahren.

#### 4. Vergleich des Bessaner Hauses mit dem der übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne sowie mit dem der Nachbargebiete.

**H o h e M a u r i e n n e.** Wenn man die Häuser der Hohen Maurienne einer vergleichenden Betrachtung unterzieht, so ergibt sich, daß Bessans, hauptsächlich in Bezug auf den Grundriß des Kellergeschosses, eine Mittelstellung zwischen Bonneval und den übrigen tiefer gelegenen Gemeinden dieses Gebietes einnimmt.

**B o n n e v a l** ist die höchst gelegene Gemeinde der Maurienne; ihre Seehöhe beträgt bereits 1864 m. Wie in Bessans, setzt sich auch hier das Haus nur aus dem Keller- und dem Erdgeschoß zusammen. Ersteres enthält den Flur, die Stallwohnung und die Vorratskammer, letzteres die geräumige Scheune, neben der nur selten Sommerstuben vorhanden sind. Die Anlage des Kellergeschosses ist noch primitiver als in Bessans, denn während dort Stallwohnung und Küche zwei voneinander getrennte Räumlichkeiten bilden, ist eine derartige Trennung in Bonneval nicht durchgeführt. Stallwohnung und Küche sind hier in einem einzigen Raum untergebracht, in den man wie in Bessans durch einen langen finsternen Flur hinabsteigt. Die Größe der Stallwohnung, das Raumverhältnis zwischen Stall und menschlichem Wohnraum, die Einrichtung des

letzteren sind so ziemlich die gleichen wie in Bessans. (Taf. III, Fig. 5.)

Fast neben jedem Haus in Bonneval befindet sich ein kleiner, den Keller ersetzender Bau aus Stein, welcher derart angelegt ist, daß sein Boden bis zum Wasserspiegel des Grundwassers gegraben ist; hier werden nun sowohl die Milch selbst als auch fertige Milchprodukte aufbewahrt.

An der vorderen Traufseite des Hauses findet man auch hier öfters einen durch die Verlängerung des Flurs entstandenen Vorbau aus Stein.

Das Haus von Lanslevillard (1380 *m*), der nächsten talabwärts auf Bessans folgenden Gemeinde, weist eine dem Bessaner Hause gleiche Anlage auf. Während aber in Bonneval und in Bessans sämtliche Stallwohnungen im Winter von den Besitzern bewohnt werden, ist in Lanslevillard diese ursprünglich allgemeine Gewohnheit heute bereits im Verschwinden begriffen. Nur einige alte Leute halten sich noch in der Stallwohnung auf, die übrigen aber bewohnen fast das ganze Jahr die im Erdgeschoß neben der Scheune angebauten Zimmer, welche im Winter mit Eisenöfen beheizt werden. Da Lanslevillard nur 1380 *m* hoch in einer relativ reich bewaldeten Gegend gelegen ist, scheint eben die Notwendigkeit, den Stall im Winter zu bewohnen, hier weniger dringend zu sein als in Bonneval und in Bessans. Wenn aber in Lanslevillard einzelne Leute trotzdem an dieser Gewohnheit noch festhalten, so ist dies laut Mitteilung der Einheimischen in der nächsten Gemeinde Lanslebourg sowie im übrigen Teil der Hohen Maurienne nirgends mehr der Fall.

So viel ich auf Grund eines kurzen Aufenthaltes in Lanslebourg urteilen kann, weicht die dortige Hausanlage insofern von jener der drei besprochenen Gemeinden ab, als die Küche sich hier nicht mehr im Keller-, sondern im Erdgeschoß neben der Scheune und den Zimmern befindet. (Taf. III, Fig. 2, *f*.) Häufig kommt noch ein Wohnstock über dem Erdgeschoß dazu. Der verkürzte Flur, der Stall, der Keller und die Vorratskammer sind jedoch im Souterraingeschoß geblieben.

Neben dieser Hausanlage kommt noch ausnahmsweise in alten Häusern der Typus von Lanslevillard vor, Ich hatte leider keine Möglichkeit, die übrigen zwischen Lanslebourg und Modane gelegenen Gemeinden der Hohen Maurienne zu besuchen; nach den Aussagen einiger Bessaner, die in den betreffenden Dörfern öfters gewesen sind, soll dort allgemein die Hausanlage von Lanslebourg herrschen. Fast in allen diesen Gemeinden besteht aber die Sitte, die langen Winterabende in dem von den Menschen sonst nicht mehr bewohnten Stall zu verbringen.

Die Zusammenfassung des bisher Gesagten ergibt also, daß im Gebiete der Hohen Maurienne drei Haustypen zu unterscheiden sind:

1. Der einfachsten Hausform begegnen wir in Bonneval, wo im Kellergeschoß Küche, Stall und Wohnung in einem einzigen Raum untergebracht sind, während das Erdgeschoß nur die Scheune enthält. (Taf. III, Fig. 2, *a*, *b*.) Die Stallwohnung wird hier von den Besitzern das ganze Jahr bewohnt.

2. Etwas vorgeschrittener ist die Hausform von Bessans. Im Kellergeschoß bilden Wohnraum und Stall noch immer eine Einheit, hingegen ist die Küche

von beiden schon durch eine Wand abgetrennt. Die Differenzierung zwischen Wohnraum und Stall beginnt sich insofern geltend zu machen, als letzterer nur im Winter allgemein bewohnt ist, während im Sommer immer mehr die im Erdgeschoß neben der Scheune angebauten Zimmer zum Schlafen benützt werden. (Taf. III, Fig. 2, c, d.)

Die Hausanlage von Bessans ist in Lanslevillard getreulich wiederholt; hier wird jedoch die Stallwohnung im Winter nur noch ausnahmsweise bewohnt. In der überwiegenden Zahl der Fälle dienen Sommerstuben im Erdgeschoß als Dauerwohnung.

3. Das Haus von Lanslevillard zeigt die vorgeschrittenste Hausanlage der Hohen Maurienne, die insofern von den geschilderten Haustypen abweicht, als die Stall- und Wohnräume bereits in verschiedenen Geschossen gelegen sind; die Küche befindet sich neben den Stuben. (Taf. III, Fig. 2, e, f.)

Obwohl die bauliche Trennung von Stall und Wohnraum in all diesen Gemeinden vollständig durchgeführt worden ist, hat sich dort dennoch die Gewohnheit erhalten, die Winterabende im Stall zu verbringen.

Wenn zwischen diesen Haustypen der Hohen Maurienne auch keine prinzipiellen Unterschiede bestehen, so muß dennoch die Frage nach ihrem genetischen Zusammenhang aus Mangel an Beweismaterial vorderhand dahingestellt bleiben. Daß aber in jenem Gebiet der Hohen Maurienne, in dem heute der dritte Haustypus herrscht, ursprünglich im Winter wenigstens, der menschliche Wohnraum vom Stall nicht getrennt war, das beweist vielleicht die noch heute hier allgemein verbreitete Gewohnheit, Winterabende im Stall zu verbringen, eine Gewohnheit, die sich als Rudiment des ehemaligen gemeinsamen Hausens von Mensch und Vieh ansehen läßt.

#### Mittlere Maurienne.

Was den übrigen, speziell den mittleren Teil der Maurienne betrifft, so sollen nach Mitteilungen der Bessaner in den hochgelegenen Quertälern (Vallée des Arves, Vallée des Villards) gleichfalls Stallwohnungen verbreitet sein. Die auf die Maurienne sich beziehenden Reisewerke übergehen gewöhnlich dieses Kapitel mit Schweigen.

Am meisten erfährt man noch darüber aus der Arbeit von Léandre Vaillat, der ich auch die folgende Schilderung des Hauses in der Vallée des Arves entnehme<sup>1)</sup>: „Les bêtes et les gens vivent ensemble dans la même pièce, séparés seulement par une rigole où s'écoule le purin. D'un côté les vaches, les bœufs, les moutons, rangés devant le râtelier ou couchés dans la paille; de l'autre, au fond, contre le mur plein, épais, sur lequel la tourmente n'a aucune prise, les lits pareils à des armoires, à des niches carrées ou suspendues comme les couchettes d'un navire à des piliers de bois.“

#### Tarentaise.

In den zwei letzten und am höchsten gelegenen Gemeinden der Tarentaise, des Paralleltales der Maurienne (Val d'Isère und Tignes), besteht eine der Bessaner ganz ähnliche Hausform. Auch die Bauart ist so ziemlich die gleiche, mit dem einzigen Unterschiede, daß das Haus in den soeben erwähnten Gemeinden in der Regel nicht wie in Bessans wohngrubenartig angelegt ist.

Wir finden in der Tarentaise die gleiche Einteilung und Einrichtung der Stallwohnung wie in Bessans. Dadurch aber, daß dieser Raum sich gewöhnlich im Erdgeschoß befindet, ist er viel heller und höher als dort; auch wird hier für die Behaglichkeit, Reinlichkeit und Ventilation der Stallwohnung mehr Sorge getragen als in Bessans. Die Wände sind fast durchwegs gezimmert, der Mist wird jeden zweiten Tag entfernt und zur Lüftung dient außer dem Kamin noch eine kleine Öffnung in der Wand (sopirail

<sup>1)</sup> Léandre Vaillat: Le cœur et la croix de Savoie. Paris 1914. S. 187.

genannt), die mit einem aufklappbaren Holzdeckel dicht verschlossen werden kann; durch eine daran befestigte Schnur wird dieser Ventilator geöffnet. In Val d'Isère, der letzten Gemeinde talaufwärts, ist bereits in mehreren Häusern der menschliche Wohnraum vom eigentlichen Stall durch ein zirka 1 m 20 cm hohes Holzgitter abgetrennt.

### Queyras (Dauphiné).

In den Hochtälern des Queyras begegnet man einer Hausform, die in mancher Beziehung der Bessaner ähnlich ist. Die Kenntnis dieses Hauses verdanken wir der Arbeit von Professor Raoul Blanchard,<sup>1)</sup> der ich auch das Wesentlichste entnehme.

Das Haus von Queyras enthält zwei durch einen Wirtschaftshof miteinander verbundene Baulichkeiten:

1. Das Winterhaus, das aus der Stallwohnung mit einer darüber gelegenen Scheune besteht.

2. Die bedeutend kleinere Sommerwohnung, die die Küche und ein darüber oder daneben gelegenes Zimmer enthält.

Die Stallwohnung nimmt das ganze Untergeschoß der Winterwohnung in Anspruch und ist dort, wo das Terrain ansteigt, zum größten Teil kellerartig angelegt. Dieses teilweise Vergraben der Stallwohnung in den Erdboden ist nach Professor Blanchards Meinung eine Schutzmaßregel gegen Kälte. Das Scheunentor wird bei derartigen Häusern an der hinteren Traufseite zu ebener Erde angebracht, um das mühsame Hinaufbefördern der Heumengen über die Stiege im Wirtschaftshof zu vermeiden. Dadurch, daß die Scheune einige niedrige, durch Balkenlagen voneinander getrennte Stockwerke für die großen Wintervorräte an Heu, Getreide und anderen Lebensmitteln enthält, erscheint das Winterhaus hoch und geräumig; hingegen ist die Sommerwohnung nur ganz klein und unbedeutend.

Die Hausanlage von Queyras entspricht insofern jener von Bessans, als auch hier über der Stallwohnung die Scheune, über der Küche die Sommerstuben zu liegen kommen. Während aber im Queyras die scharfe Trennung von Sommer- und Winterwohnung sich bereits in den ältesten Häusern findet, hat eine derartige Differenzierung in Bessans ursprünglich nicht bestanden.

Die Stallwohnungen sollen (nach Dachler und Bancalari) in Frankreich außer in den bereits erwähnten Gebieten noch in Briançon, in den Hautes-Alpes und in der Tarne et Garonne vorkommen; in der Bretagne ist der Stall von der Küche, die gleichzeitig als Schlafraum dient, nur durch eine Holzwand getrennt, der Futtertrog steht in der Küche und in der Wand sind Löcher für die Köpfe der Tiere ausgeschnitten.

### Piemont.

In dem an Savoyen grenzenden Gebiet des Piemonts sind ebenfalls Stallwohnungen verbreitet. Ich hatte Gelegenheit, sie flüchtig in den Gemeinden Novalesa (Val Susa) und in Chiamonte (Val Riparia) zu sehen.

Das Haus ist hier so angelegt, daß die Stallwohnung sich im Keller- oder im Erdgeschoß befindet, während die Scheune, die Küche und die Zimmer darüber gelegen sind.

<sup>1)</sup> Prof. Raoul Blanchard: L'habitation en Queyras. Géographie 1909.

Der Stall, der nur während der kältesten Monate von der ganzen Familie bewohnt wird, ist gewölbt und keineswegs so wohnlich gestaltet wie in Bessans oder Bonneval. Ein oder zwei Holzbetten (keine Kastenbetten!), ein Tisch, eine Bank werden mitten im Stalle aufgestellt, so daß keine Trennung zwischen Stall und Wohnraum für Menschen besteht.

Daß man aber in derartigen Stallwohnungen keine großen Ansprüche auf Behaglichkeit und Reinlichkeit erheben darf, zeigt schon der Umstand, daß der Kuhmist den ganzen Winter darin gelassen und erst im Frühling hinausbefördert wird.

In diesem Abschnitt sollten nur einige Typen der Stallwohnungen in Savoyen mit denen der benachbarten Gebiete kurz verglichen werden. Das gemeinsame Hausen von Mensch und Vieh in einem ungetrennten Raume kommt ja nicht allein in den Westalpen vor, sondern bildet eine in der ganzen Welt verbreitete Erscheinung, deren letzte Spuren in Europa bereits im Verschwinden begriffen sind. Daher wäre es vielleicht an der Zeit, diese primitive und altertümliche Wohnweise einem vergleichenden Studium auf Grund eigener Beobachtung und Bearbeitung des bereits veröffentlichten Materials zu unterziehen.

#### IV. Der Hausrat.

Der Schilderung des Interieurs konnte man bereits entnehmen, daß die Einrichtungsgegenstände des Bessaner Hauses keineswegs zahlreich und mannigfaltig sind, was bei der noch durchaus primitiven Hausanlage auch ganz begreiflich erscheinen wird.

Verbreitungsgebiet des Kastenbettes. Das wichtigste Möbelstück der Stallwohnung bildet das Kastenbett, das schon früher ausführlich beschrieben wurde; hier sei nur noch sein Verbreitungsgebiet kurz besprochen.

Das Kastenbett kommt außer in der Hohen Maurienne auch in einigen seitlichen Hochtälern der Mittleren Maurienne, wie Valloires, Vallée de St. Colomban, Vallée des Arves, vor.<sup>1)</sup> Auch in der Hohen Tarentaise, dem Paralleltal der Maurienne, wo zum Teil eine der Bessaner ähnliche Hausanlage besteht, fand ich die gleichen Kastenbetten. Bei Besprechung der weiteren Verbreitung des Kastenbettes stütze ich mich auf diesbezügliche Ausführungen von Dr. A. Haberlandt.<sup>2)</sup>

Das bretonische Kastenbett, das bis auf den heutigen Tag die altertümliche Form vielfach bewahrt hat, weist viel Ähnlichkeit mit dem Bessaner Typus auf. Es ist, wie in Bessans, ein- oder zweistöckig gebaut und erhebt sich in ersterem Falle über einer bankartigen Kleidertruhe, die, wie der trubenartige Heubehälter in Bessans, als Sitzgelegenheit dient.

Wie in Bessans, kann ferner die Einstiegöffnung des Bettes durch zwei auf Nuten horizontal gleitende Schiebefenster aus Holz geschlossen werden. Während aber in der Bretagne die Vorderwand des Bettes und die Truhnenbank häufig mit Schnitzerei verziert sind, kommt dies in Bessans nirgends vor.

Das zweistöckige Kastenbett ist sowohl in der Bretagne wie in Bessans verhältnismäßig spätem Datums und besitzt hier wie dort keine Schiebefenster. Der barocke Ausschnitt der Einstiegöffnung und des Füllrahmens auf dem bretonischen Bett ist auch auf dem Bessaner angedeutet; hingegen fehlt die in der Bretagne übliche Verzierung aus Messingnägeln.

<sup>1)</sup> Leandre Vaillat: *Le cœur et la croix de Savoie*. Paris 1914. S. 187.

<sup>2)</sup> Dr. A. Haberlandt: *Beiträge zur bretonischen Volkskunde*. Wien 1912. S. 10—12.

Dieser flüchtige Vergleich des bretonischen und des Bessaner Kastenbettes ergibt bereits, daß die beiden Typen im wesentlichen übereinstimmen und daß die vorkommenden Abweichungen eigentlich nicht beträchtlich sind.

Das Kastenbett, das sich allem Anschein nach heute in Frankreich, hauptsächlich in der Bretagne und in einigen savoyischen Hochtälern, erhalten hat, stand einst von Frankreich bis nach Holland und von da ab im ganzen Gebiet des niedersächsischen Hauses, in Holstein und Dänemark bis Skandinavien in Verwendung.

Ein weiteres Verbreitungsgebiet des Kastenbettes ist Schottland, wo an Stelle der sonst üblichen horizontal gleitenden Schiebefenster vertikale treten. Auch in der Schweiz im Kanton Freiburg (Gruyère, Estavayer le lac) fand ich noch hie und da in alten Häusern Kastenbetten vor, die den bretonischen sehr ähnlich sind.

Was das Alter und den Ursprung dieses Betttypus angeht, so ist bisher darüber nichts Sicheres bekannt. Dr. Haberlandt meint, daß das ursprüngliche Verbreitungsgebiet des Kastenbettes auf germanischem Boden zu suchen sei und daß es erst in der Folge, aber verhältnismäßig früh in das Wohnhaus der Bretagne Eingang gefunden habe.

Die übrigen Einrichtungsgegenstände der Bessaner Stallwohnung weisen nichts Charakteristisches auf.

Der Küchenhausrat. Der wichtigste Bestandteil des Küchenhausrates, der Kamin, ist bereits früher beschrieben worden. Neben dem Kamin an der Wand hängen einige Handgeräte, wie Feuerzange, Schürhaken u. a. m.; der Feuerhund ist hier, wie meist auch anderwärts in Frankreich, dreibeinig. Die Kochkessel stehen nebst anderem Kochgeschirr auf den 30 bis 40 cm tief in die Mauer eingebauten Stellbrettern (copen), die bis zur Decke reichen und auf denen das zahlreiche Ton- und Porzellangeschirr untergebracht ist.

Man bemüht sich, diesen Stellbrettern, die den Stolz der Bessaner Hausfrau bilden, ein möglichst schmuckes Aussehen zu verleihen. Daher wird man selbst in den Häusern der Armen eine Anzahl irdener, hell glasierter und bunt bemalter Schalen, Schüsseln und Teller vorfinden, die sorgfältig aufgestellt und stets in bester Ordnung gehalten werden.

Das Tongeschirr wird nicht in der Maurienne selbst erzeugt, sondern von Hausierern bezogen, die dasselbe aus Annecy (Hochsavoyen), aus der Dauphiné und der Limoge hereinbringen; auch Erzeugnisse piemontesischer Töpferei werden von Bessanern auf dem Markte des nahegelegenen Susa oder bei Besuch von Turin eingekauft.

Das Holzgeschirr, das nur selten in Bessans erzeugt und hauptsächlich aus dem Tal der Bauges (Hochsavoyen) bezogen wurde, ist heute sichtlich im Verschwinden begriffen.

Fast jede Haushaltung besitzt zum Abtropfenlassen des gereinigten Geschirres ein etwa 75 cm langes und 25 cm breites, brettchenartiges Gestell, dessen Wände aus dicht nebeneinander, aufrecht und schief gestellten Holzstäbchen bestehen, die innen an die Längsstangen des Gestelles festgenagelt sind. In der Regel ist dieses Gerät nur ganz roh gezimmert, mitunter wird es jedoch so sorgfältig ausgeführt, daß es ganz gut als Puppenbett verwendet werden könnte. (Taf. V, Fig. 2.) Die gleiche Vorrichtung zum Abtropfenlassen des Geschirres findet sich auch im benachbarten Piemont, und zwar in Sarre (Val d'Aosta).<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Peasant Art in Italy: The Studio 1913, Fig. 14.

Einen wichtigen Bestandteil des Küchenhausrates bildet ferner der aus Lärchenholz massiv gearbeitete Teigtrog (arce), welcher aus einer großen Truhe besteht, die nach unten zu etwas schmaler wird und auf vier Beinen ruht. Der Deckel des Troges, der abgehoben werden kann, dient allgemein als Küchentisch.

Noch vor 30 Jahren, als das Brot nur einmal jährlich im Gemeindebackofen gebacken wurde, mußte ein derartiger Teigtrog, worin bei zahlreichen Familien bis 400 kg Teig geknetet wurden, entsprechend umfangreich sein. Heute jedoch, da die meisten Familien das Brot in Zeitabständen von 3 bis 4 Wochen beim Bäcker backen lassen, sind die großen Teigtröge bereits vielfach durch die gleichgearteten, aber etwas kleineren (arceite) ersetzt worden.

Da man in der Zeit, in der das Brot nicht gebacken wird, einige Speisevorräte in dem Teigtrog unterzubringen pflegt, und da ferner dessen Deckel als Küchentisch verwendet wird, scheint eine gewisse Beziehung zwischen dem Bessaner Teigtrog und dem alttümlichen, ehemals in Europa weit verbreiteten Truhentisch zu bestehen, den man noch heute in der Bretagne sowie bei den Rumänen in den östlichen Karpathen antrifft.<sup>1)</sup>

Zum Stoßen des Salzes werden heute in Bessans hauptsächlich aufsatzförmige, aus einem Stück Holz gedrechselte, zirka 25 cm hohe Mörser verwendet. Neben dieser neueren, in ganz Savoyen verbreiteten Form findet man in Bessans nur mehr selten die runden, dickwandigen Holzmörser, die oben an der Außenwand vier Ansätze nach Art der gotischen Steinmörser tragen und aus dem 18. Jahrhundert stammen dürften. (Taf. V, Fig. 1.)

Diese Art der Mörser ist auch in anderen romanischen Alpenländern verbreitet. So kommt sie vielfach in Val d'Isère (Dauphiné)<sup>2)</sup> und im Münstertal (Graubünden)<sup>3)</sup> vor. In den beiden Gegenden sind aber derartige Mörser nicht aus Holz, sondern aus Stein oder Marmor gearbeitet. Das Bessaner Exemplar stellt somit eine Übertragung dieser weit verbreiteten Form der Mörser aus Stein, beziehungsweise Marmor ins Holz dar.

Gleichfalls alttümlich sind die primitiven, aus einem roh ausgehöhlten Klotz hergestellten Mörser, in denen der betreffende Gegenstand nicht wie sonst mit einem Holzstößel, sondern mit einem runden Stein zerkleinert wird. (Taf. V, Fig. 4.) Ganz ähnliche Mörser sah ich in Hochsavoyen (Vallée des Bauges). Außerdem erwähnt Rütimeyer einen Salzmörser aus Topfstein in Raron (Wallis), in dem das Salz mit einem eiförmigen Serpentinsteins zerrieben wird.<sup>4)</sup>

Im Zusammenhang mit den Salzmörsern sei hier ein Gegenstand erwähnt, der nach den Aussagen des Besitzers zum Zerreiben von Käse gedient hat. Es ist ein zirka 30 cm langer, mit Kerbschnitt verzierter und 1762 datierter Holznapf, der nach vorn ausgußförmig ausläuft. (Taf. V, Fig. 12.) Der Käse soll darin mit einem Löffel oder Stößel zuerst zerrieben und hierauf in zerkleinertem Zustand durch die Mündung wieder entfernt worden sein.

Molkereigeräte. Da in Bessans wie in der ganzen Hohen Maurienne das Betriebssystem der Einzelalpfung herrscht, konnten sich hier einzelne primitive Molkereigeräte noch bis heute erhalten.

<sup>1)</sup> Dr. A. Haberlandt, a. a. O. S. 15.

<sup>2)</sup> Sammlungen des Ethnographischen Museums in Grenoble.

<sup>3)</sup> Nach eigener Beobachtung.

<sup>4)</sup> L. Rütimeyer: Zur Geschichte der Topfsteinbearbeitung in der Schweiz. F. Sarasin zum 60. Geburtstag gewidmet. Basel 1919.

Es ist vor allem der Käsenapf, der sowohl zum Formen der Käsemasse als auch zum Abtropfen der Käsemilch verwendet wird.

Er kommt in Bessans in zweierlei Formen vor: Die eine Art dieses Napfes (*pas partout* genannt), die zum Herstellen eines kleinen Fettkäses dient, ist ein rundes, aus einem Stück Holz gedrechseltes, zirka 15 cm hohes Gefäß mit einem Durchmesser von etwa 20 cm; der Boden sowie auch die Wände sind zum Abtropfen der Käsemilch stellenweise durchlöchert.

Dieser Käsenapf, den ich in gleicher oder ähnlicher Form in den Salzburger Alpen (Lammertal), in Wallis, in Graubünden (Tavetsch, Engadin) und in Savoyen (Vallée des Bauges) fand und der auch in den meisten anderen Alpenländern verwendet wird, scheint recht alten Ursprunges zu sein. Luchsinger<sup>1)</sup> meint, daß ein ausgehöhlter Klotz mit durchlöcherter Boden vielleicht die älteste Käseform gewesen sei und daß die bei prähistorischen Ausgrabungen sowie auch in den Schweizer Pfahlbauten gefundenen Holznapfe mit siebartig durchlöcherter Boden möglicherweise zum Abtropfen der Käsemilch gedient hätten.

Die zweite Art des Käsenapfes (*faichelle*), die zur Erzeugung des dem Roquefort ähnlichen Käse, dem sogenannten *Fromage du Mont Genis* oder *Fromage bleu* verwendet wird, ist nicht, wie die zuerst geschilderte Art, einteilig, sondern der Boden und der obere Teil können voneinander getrennt werden. (Taf. V, Fig. 5.) Der mit vier Ansätzen versehene und durchlöcherter Boden des Napfes hat um den Rand eine breite Nute, in die der dickwandige, zylinderförmige Oberteil eingreift. Dieser ist stellenweise durchlöchert und wird mittels ineinandergreifenden Holzreifen zusammengehalten. Ein dicht an die Innenwand des Oberteiles anschließender Deckel mit Eingriffen dient zum Pressen der Käsemasse. Derartiger Holznapf, in dem Käselaihe von 8 bis 10 kg geformt werden, stellt also gewissermaßen eine Verbindung von einem Formreif und Käsebrett dar; fest zusammenziehbare Formreifen, wie man solche in anderen Alpenländern vielfach antrifft, kommen in Bessans nicht vor.

Während die Käsenäpfe je nach der Beschaffenheit des darin herzustellenden Käses etwas verschieden geartet sind, bleibt die Form der für dieselben verwendeten Untersatzschüssel stets die gleiche.

Diese ist eine runde und ziemlich tiefe, aus einem Stück gedrehte Holzschüssel, die innen derart ausgehöhlt ist, daß in der Mitte eine pilzförmige Erhöhung übrig bleibt; auf diese wird der Käsenapf zum Abtropfen gestellt. (Taf. V, Fig. 6.)

Diese Art von Untersatzschüsseln habe ich in den für die Verbreitung des kleinen Käsenapfes bereits angeführten Gegenden gleichfalls angetroffen.

Die Butter wird heute in Bessans fast allgemein im Drehbutterfaß erzeugt und dem alten früher gebrauchten Stoßbutterfaß ist nur noch in der rezenten Bessaner Holzschnitzerei ein treues Andenken bewahrt worden. (Taf. XIII, Fig. 7.)

Während in Hochsavoyen (Vallée des Bauges) brettchenartige, meist mit geometrischen Motiven reich verzierte Buttermodel<sup>2)</sup> noch heute im Gebrauch sind, fehlen solche in Bessans gänzlich. Hier findet man nur Butterstempel, die aus einer kleinen runden Hülse und einem genau hineinpassenden Holzstempel bestehen, auf dessen Vorderseite gewöhnlich ein Blumensträußchen eingekerbt ist.

<sup>1)</sup> Chr. Luchsinger: Das Molkereigerät in den Alpendialekten der romanischen Schweiz. Schweizer Archiv für Volkskunde. 1905.

<sup>2)</sup> Mehrere Exemplare derartiger Buttermodel enthält das Museum für Volkskunde in Wien.

Zum Durchseihen der Milch verwendet man in Bessans noch hauptsächlich einen muldenförmigen, zirka 50 cm langen Seiher aus Holz, durch dessen Mittelloch die Milch durchrinnt. (Taf. V, Fig. 7.)

Derartige Holzseier, nur etwas anders geformt, haben sich in den Alpenländern noch vielfach erhalten, so zum Beispiel in Kärnten, wo der Seiher nicht länglich, sondern rund und schüsselförmig ist. Hier wurde früher allgemein ein gestrickter Seihfleck zum Durchpassieren der Milch gebraucht. (Taf. V, Fig. 10 und 11.) Solche aus Wolle gestrickte altertümliche Seihflecke sind heute in den Alpenländern selten geworden, da man zum Durchseihen der Milch meist Tannenreisig, Bärlapp, Wacholder oder Bast nimmt.

Gleichfalls runde, aber mit beiderseits breit ausladenden Fußbalken versehene Milchseier sind in Engadin, Münstertal, Oberhalbstein (Kanton Graubünden) verbreitet. (Nach eigener Beobachtung.) Gewöhnlich ist auf dem einen Fußbalken auch das Hauszeichen des Eigentümers eingebrannt. (Taf. V, Fig. 8.) Ähnliche Milchseier aus Holz finden sich auch in Tirol, speziell in Südtirol. (Taf. V, Fig. 9.)

In der Gruyère (Kanton Freiburg), in Simmental (Berner Oberland), in Saastal (Kanton Wallis) und in Tavetsch (Kanton Graubünden) ist ein dütenförmiger Milchseier aus Holz, dessen daubenartige Wände mittels zweier ineinandergreifenden Holzreifen zusammengehalten werden, in Gebrauch. (Nach eigener Beobachtung.)

Diese kurze vergleichende Betrachtung einiger in den Alpenländern verbreiteten Arten von hölzernen Milchseihern ergibt bereits, daß diese trotz einzelner Abweichungen eng miteinander verwandt sind. Vielleicht spricht diese kleine Tatsache neben unzähligen anderen dafür, wie mannigfaltig die Berührungspunkte zwischen den einzelnen Alpenländern auch in den Äußerungen der materiellen Kultur sind.

## V. Die Tracht.

Während in Bessans seit ungefähr 30 Jahren die Männer nach städtischer Art gekleidet gehen, tragen die Frauen noch durchwegs die Nationaltracht. Diese bietet im großen und ganzen wenig Eigenartiges; sie scheint, mit Ausnahme der Haube, ein Überrest der städtischen Mode aus der Mitte des 19. Jahrhunderts zu sein, die dem ländlichen Geschmack entsprechend angepaßt wurde. Allerdings findet man bei näherer Betrachtung auch hier Einzelheiten, die aus früherer Zeit herkommen und dank dem bäuerlichen Konservatismus der gegenwärtigen Tracht einverleibt wurden. Das Kostüm der Bessanerinnen unterscheidet sich nicht wesentlich von der Frauentracht in den übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne. Es ist eigentlich nur das Hervorheben, ja zuweilen sogar die Übertreibung mancher Details, die der Bessaner Tracht eine gewisse Eigenart verleiht.

### 1. Gegenwärtige Frauentracht.

#### Werktags- und Sonntagstracht.

An der gegenwärtigen Frauentracht fällt vor allem die für Mädchen und verheiratete Frauen gleichgeartete Haube (beretta) auf, die im Sommer und im Winter tagsüber getragen wird.

Sie ist aus rot- oder braunschwarz broschierter Seide hergestellt und besteht aus zwei Teilen: aus einer enganliegenden Passe (sala) und einer darangenähten Kappe (coupot). Während diese in den anderen Gemeinden der Hohen Maurienne niedrig und rund ist, ist sie in Bessans hoch und nach rückwärts oval abgeflacht.

Zum Aufrechterhalten dieser für Bessans charakteristischen Form wird die Haube mit einer durch Wachs steif gemachten Leinwand gefüttert, Der Haubenrand ist mit einem roten Seidenbändchen (*lurlóa*) eingefasst; auch die Bindebänder sind rot und werden an der Seite zu einer koketten Masche geknüpft, deren grelle Farbe das dunkle Kostüm angenehm belebt.

An Sonn- und Feiertagen befestigt man an dem Haubenrand eine breite schwarze, ganz fein plissierte Seidenspitze, die gewöhnlich aus Piemont oder aus der Dauphiné bezogen wird. (Taf. ~~V~~, Fig. 1.) Vu

Zum Plissieren der Spitze dient ein eigenes Gerät. Es besteht aus einem 25 cm langen Holzrahmen, der in eine, gewöhnlich schön geschnitzte, Schachtel eingefügt ist; in dieser werden die zum Plissieren verwendeten dünnen Holzstäbchen verwahrt. (Taf. VII, Fig. 5.)

Man verfährt beim Plissieren in der Weise, daß man die erwähnten Stäbchen in die auf beiden Leisten des Rahmens gespannte Doppelschnur horizontal einführt und die Spitze zwischen den Stäbchen durchzieht. Daraufhin wird das Ganze mit einer Lösung von Gummiarabikum durchtränkt und so einige Tage gelassen. Nachdem die Stäbchen entfernt worden sind, bleiben die Falten so steif, daß sie aufrecht stehen und sogar feuchtem Wetter längere Zeit trotzen können. Früher plissierte man die Spitzen einfach mit den Fingern; das oben beschriebene Gerät dürfte in Bessans erst vor 50 Jahren aus Lanslebourg, dem Hauptorte der Hohen Maurienne, eingeführt worden sein.

Die gegenwärtige Haube (*beretta*) soll in Bessans erst seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts getragen werden; die frühere Haube (*cuiffa*) wird noch weiter unten besprochen werden. Was die Herkunft der »beretta« betrifft, so läßt sich hierüber nichts Bestimmtes sagen, da zuverlässige Anhaltspunkte fehlen. Nach den Aussagen mehrerer alter Frauen sollen vor etwa 120 Jahren drei Bessanerinnen nach Turin ausgewandert sein und nach ihrer Heimkehr aus dem Piemont die Mode der »beretta« in Bessans eingeführt haben. Diese alte »beretta« soll sich aber insofern von der gegenwärtigen unterscheiden haben, als sie aus gemustertem Baumwollstoff bestand und eine niedrigere und rundere Kappe hatte. Man sieht übrigens auch heute noch in Bessans ab und zu derartige Hauben, die von alten Frauen an Werktagen getragen werden.

Was das Werktagkleid selbst betrifft, so bietet es wenig Bemerkenswertes.

Es besteht aus einem Unter- und einem Obergewand. Das erste (*chemisetta*), aus hausgewebtem schwarzen Wollstoff, besteht aus einem weiten Rock und einem daran genähten enganliegenden Leibchen. Über diesem Unterkleid trägt man einen faltenreichen dunklen Rock (*cuten*) und eine kurze rückwärts lose und abgerundete Jacke (*manzon*) aus schwarzem Satin oder Wollstoff, wie solche auch vielfach in anderen Alpenländern, zum Beispiel in der Schweiz (Oberwallis), verbreitet sind. Der Vorderteil des Rockes, den die Schürze deckt, wird nach altem Brauch aus Baumwollstoff gemacht, um das meist hausgewebte Tuch zu sparen; man findet übrigens diese Gewohnheit vielfach auch anderwärts, wo Volkstrachten noch getragen werden. Die Schürze (*fondella*) wird aus hausgewebtem schwarzen, braun- oder graugestreiften Stoff gemacht.

An Sonn- und Feiertagen trägt man über dem Unterkleid und einem weiten farbigen Unterrock ein schwarzes Tuchkleid (*brechej*), bei dem das enge Leibchen an den Rock festgenäht ist. Dieser reichgefaltete Rock wird durch eine Art von Bausch aus

steifer Leinwand gerafft und läßt die Hüften breit erscheinen. Dazu wird ein seidenes Schultertuch mit selbstgeknüpften Fransen getragen, das in der Farbenzusammenstellung mit der Haube harmoniert. (Taf. VII, Fig. 1.)

Die Bessanerinnen sind dem rauhen Klima ihrer Heimat so angepaßt, daß sie selbst beim strengsten Frost das geschilderte Kostüm behalten; höchstens wird das Unterkleid aus dickerem Wollstoff gemacht.

**Trauertracht.** Nach dem Tode der Eltern, der Schwiegereltern oder des Mannes trägt man drei bis vier Jahre lang schwarze Haube und schwarzes Schultertuch; ältere Frauen gehen dann bis zu ihrem Tode schwarz gekleidet. Vor etwa 20 Jahren hatte man bei tiefer Trauer grüne oder hellblaue Bindebänder an der Haube; das ist übrigens auch heute noch in der Mittleren Maurienne (Vallée des Arves, Vallée des Villards) der Fall. Bei Halbtrauer, die nach dem Tode eines Kindes oder der Geschwister ein Jahr, nach dem Tode Verwandter zweiten Grades vier Monate andauert, trägt man Haube und Schultertuch aus braunem Wollstoff.

**Hochzeitstracht.** Beim Hochzeitskostüm, das auf Kosten des Bräutigams hergestellt wird, ist es vor allem die weiße Spitzenhaube (scuffia), die durch ihre Form und ihren Aufputz die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Das Kleid selbst gleicht dem gewöhnlichen Sonntagsgewand; es ist nur reichlicher ausgestattet.

Die Hochzeitshaube (scuffia) besteht aus zwei Teilen. Der Vorderteil wird durch eine breite echte Valenciennespitze gebildet, die in tiefe Hohlfalten gelegt ist. Diese Spitzenrüsche ist an den zweiten Teil, der Haube, an die runde Kappe angenäht, die aus Batist mit Durchbruchstickerei hergestellt ist. (Taf. VII, Fig. 7.) Da die „scuffia“ ungefüllt ist, erhält sie ihre eigentliche Form erst beim Aufsetzen, das etwas umständlich und zeitraubend ist. Auch ist dieses Aufsetzen nicht jedermanns Sache, und es gibt heute nur wenige Frauen in Bessans, die den Ruf haben, hierin geschickt zu sein.

Um eine Frau mit der „scuffia“ zu schmücken, steckt man die Haare zu einem Knoten auf und bedeckt diesen mit einer ovalen Muschel (torzia), die mit rosa Seide bespannt ist und eine Stütze für den Haubendeckel bildet. Die übrigen Haare werden gleichfalls mit einem breiten Rosaband verhüllt; der von der Haube nicht bedeckte Teil des Rosabandes wird mit schmalen roten Bändchen umsäumt.

Nach diesen Vorbereitungen setzt man die „scuffia“ derart auf, daß ihr Deckel gerade auf die Muschel zu liegen kommt. Um die ovale Form der letzteren hervorzuheben, bindet man den Haubendeckel mit schmalen weißem Band um die Muschel. Rückwärts werden die Ecken der Spitzenrüsche aufgebogen, vorne hängt sie herab. Die rosa Seide, die durch die duftigen Spitzen und die durchbrochene Kappe schimmert, verleiht der Haube eine zarte Färbung und einen eigenartigen Reiz.

Die »scuffia wird nicht nur von der Braut getragen, sondern von allen Frauen und Mädchen, die der Hochzeit beiwohnen, so daß es nicht leicht ist, in dieser Schar von gleichgekleideten Frauen die Braut zu erkennen.

Ursprünglich schmückte man sich mit der „scuffia“ nicht nur bei Hochzeiten, sondern sowohl an hohen Feiertagen als auch bei verschiedenen Familien- und kirchlichen Festlichkeiten. Da jedoch diese Haube sehr kostspielig ist, kam man allmählich von ihrer Verwendung ab, so daß man sie heute nur noch bei einigen wichtigen Anlässen zu sehen bekommt. Solche sind zum Beispiel die Taufe, bei der nur die Patin die „scuffia“ trägt, das Begräbnis einer Jungfrau, die feierliche Prozession am Maria Himmelfahrts-Tage, an dem die Frauen und Mädchen, die das Standbild der heiligen Jungfrau umgeben, die „scuffia“ aufsetzen,

Was das Verbreitungsgebiet der „scuffia“ betrifft, so findet man sie in gleicher oder nur wenig abweichender Form im ganzen Bezirk der „Hohen Maurienne“ und im angrenzenden Piemont (Susatal). Auch im oberen Val d'Herens, in Evolena (Kanton Wallis) wird an Feiertagen noch fast allgemein unter dem Walliser Hut eine der „scuffia“ ähnliche weiße Haube getragen.

Über die Herkunft der „scuffia“ konnte ich keine zuverlässigen Angaben erhalten. Die Bessaner meinen, daß sie gleich der „beretta“ aus dem Piemont herstamme, jedoch älter als diese sei.

## 2. Alte Frauentracht.

Die alte Frauentracht, die noch vor etwa 30 Jahren in Bessans allgemein getragen wurde, scheint von der städtischen Mode Frankreichs aus der Mitte des 18. Jahrhunderts herzurühren. Sie unterscheidet sich von der heutigen Tracht sowohl durch ihren Schnitt als auch durch ihren Farbenreichtum.

Einige Bessaner Familien haben in ihren Truhen noch einzelne Exemplare des alten Frauen- und Männerkostüms aufbewahrt, und so konnten, dank der Freundlichkeit eines Bauern und zweier Bäuerinnen, welche die Tracht anlegten, die nächstfolgenden photographischen Aufnahmen angefertigt werden.

Das alte Frauengewand, das über dem Unterkleid, der „chemisette“, getragen wurde, setzt sich aus einem engen Leibchen und einem Faltenrock zusammen. (Taf. VII, Fig. 2.) Das Leibchen (bust) aus dunkelbraunem oder schwarzem hausgewebten Tuch ist durch schmale, dicht nebeneinander angebrachte Blechplättchen niederartig gestaltet. Vorne ist das Leibchen offen und wird durch einen herzförmigen, mit Seide überzogenen Brustlatz aus Pappendeckel geschlossen. Dieser Brustlatz sowie auch das ihn bedeckende bunte Schultertuch werden von einer bunten Seidenborte zusammengehalten, welche durch die zu beiden Seiten des Leibes angebrachten Ösen gezogen ist. Die schmalen Ärmel sind unten mit einem buntgestickten Seidenstreifen verziert, der in dem heutigen Kostüm durch eine schwarze Samtbordüre ersetzt ist. An dem Leibchen ist um die Taille ein dicker Bausch aus steifer Leinwand angenäht, über den ein schwarzer Rock (cuten) getragen wird. Dieser, aus schwerem hausgewebten Tuch hergestellt und oben reich gezogen, wird durch den Bausch hochgehalten, so daß der Oberkörper dick und kurz erscheint. Man achtete besonders darauf, daß die Rockfalten ganz gleichmäßig fallen, und um das zu erzielen, wurde der Rock, nachdem die Falten geordnet waren, mit einem Strick abgebunden und über Nacht aufgehängt. Zu diesem Kostüm trug man buntgemustertes Schultertuch und Schürze aus Wolle oder Seide, weiße Strümpfe und ausgeschnittene Spangenhalschuhe.

Die Haube, die vor Einführung der „beretta“ zu der alten Frauentracht aufgesetzt wurde, heißt „cuiffa“. (Taf. VII, Fig. 3.) Sie ist aus einem einzigen Stück blauen Baumwollstoffes in der Art der Kinderhäubchen hergestellt, liegt vorne eng an, während sie im Nacken in Falten gezogen ist. Der obere Teil der Haube besteht aus einem Einsatz von Goldstoff, um den mit bunter Seide eine schmale Borte eingestickt ist; die letztere schmückt auch den Haubenrand. Die „cuiffa“ soll ehemals allgemein getragen worden sein, wurde jedoch, als die „beretta“ in Mode kam, immer seltener und verschwand vor einigen Jahrzehnten gänzlich. Nur mehr in einer Bessaner Familie gelang es mir, eine derartige, längst außer Gebrauch gekommene Haube ausfindig zu machen.

## 3. Kindertracht.

Die bereits geschilderte gegenwärtige Frauentracht wird von jungen Mädchen nach der ersten Kommunion angelegt, bis dahin sind die Kinder anders gekleidet. Als noch die alte Tracht allgemein

in Mode war, pflegte man am Sonntag kleine Mädchen nach der Art der Erwachsenen zu kleiden. Dies ist in einigen Seitentälern der Mittleren Maurienne (Vallée de St. Colomban, Vallée des Arbes) auch heute noch Brauch.

In Bessans tragen gegenwärtig die Mädchen sowohl an Werk- als auch an Feiertagen ein langes Kleid aus hausgewebtem schwarzen Wollstoff, das dem Unterkleid (chemisetta) der Erwachsenen gleicht; darüber wird eine gewöhnliche ärmellose Schürze angezogen.

Die Haube (bonet), welche die Mädchen von ihrem zweiten Lebensjahr an tragen, hat einen anderen Schnitt als die »beretta«.

Sie besteht aus drei länglichen viereckigen Teilen, die derart aneinandergenäht sind, daß die Haube etwa die Form eines Zweispitzes erhält. (Taf. VII, Fig. 6.) Wie die Frauen, so wird auch die Kinderhaube mit gesteifter Leinwand gefüttert, damit die Form unverändert bleibt.

Das Werktagshäubchen wird aus rotem oder braunem Wollstoff hergestellt und an den Längsnähten mit schwarzer Borte eingefast. Das Sonntagshäubchen ist aus rot-, beziehungsweise braunschwarz broschierter Seide; den vorderen Teil ziert an den Längsnähten eine schmale Rüsche aus schwarzer Chenille, den rückwärtigen Teil bedeckt eine große flache Masche aus rotem oder braunem Seidenband. Eine schwarze plissierte Spitze ist wie bei der »beretta« an den Haubenrand angesetzt und bildet einen reizenden Rahmen für die frischen und lebhaften Gesichter der kleinen Bessanerinnen. Obwohl die Mehrzahl der Kinder die Haube noch trägt, ist doch bereits die Tendenz vorhanden, das teure Häubchen durch einen einfachen städtischen Hut zu ersetzen.

Die Tracht, die man bei der ersten Kommunion anlegt, setzt sich aus einem schwarzen Tuchkleid, das wie für Erwachsene angefertigt ist, aus einem weißen Schultertuch, einer weißen Schürze und weißen Spitzenhaube (scuffia) zusammen, die jedoch nicht so kostbar ist wie bei verheirateten Frauen.

Die Firmungstracht ist die gleiche, nur wird dazu ein geblumtes Schultertuch und eine altmodische bunte Perkal- oder Wollschürze getragen, über die vorn ein breites rotes Band gebunden wird.

Während das Kommunionkleid im Verschwinden begriffen ist, ist das alte Firmungskleid noch allgemein im Gebrauch. Zu seiner Erhaltung hat unter anderem vielleicht der Umstand beigetragen, daß die jungen Mädchen, welche bei der feierlichen Prozession am Himmelfahrts-Tage das Standbild der heiligen Jungfrau umgeben, diese Firmungstracht anlegen.

#### 4. Die alte Männertracht.

Die gegenwärtige Bessaner Männertracht hat nichts Charakteristisches mehr aufzuweisen. Nach den Erkundigungen, die ich in Bessans eingezogen habe, dürfte die alte Männertracht ungefähr um dieselbe Zeit verschwunden sein wie die alte Frauentracht. Herr Kanonikus Truchet, der 1874 in Bessans war, erwähnt in seiner Arbeit, daß damals noch das Nationalkostüm von Frauen und Männern allgemein getragen wurde.<sup>1)</sup>

Diese alte Männertracht entspricht der Mode, die im 18. Jahrhundert in französischen und italienischen Städten geherrscht hat.

<sup>1)</sup> Chanoine Truchet: Les cantiques Bessanaises.

Sie besteht aus einem kurzschößigen Rock (chemisot), der aus blauem oder braunem hausgewebten Tuch hergestellt und mit Metallknöpfen verziert ist. Die dazugehörige Weste (ecarlat) ist aus hellem Plüsch oder Tuch mit andersfärbigen grellen Aufschlägen. Das kurze Beinkleid (brajes) aus Gamsleder oder aus grauem Tuch ist unten grün gestickt und hat einen mit Knöpfen verzierten Seitenschlitz. (Taf. VII, Fig. 4.)

Eine langzipfelige Krawatte aus buntem Seidentuch, weiße Strümpfe mit Strumpfbändern, Halbschuhe mit Schnallen und ein hoher schwarzer Zylinderhut aus langhaarigem Filz vervollständigen diese malerische Tracht. Der Zylinder wurde aber nur an großen Feiertagen und bei der Hochzeit aufgesetzt, sonst pflegte man eine lange Zipfelmütze aus rotem, gestreiftem oder kariertem Wollstoff zu tragen, deren bunte Quaste auf die Schulter herabfiel.

Etwa um die Mitte des 19. Jahrhunderts soll noch mancher Bessaner einen Zopf (coudin) getragen haben, der, mit schwarzem Band gebunden, auf dem Rücken herabhing oder mit einem hübsch geschnitzten Haarpfeil aus Holz im Nacken aufgesteckt wurde. (Taf. VII, Fig. 8.) Der Scheitel soll, nach Aussagen der Einheimischen, glatt rasiert gewesen sein. Der letzte Bessaner, der einen Zopf trug und an den sich alte Leute noch gut erinnern können, ist vor etwa 30 Jahren gestorben.

## VI. Das Wirtschaftsleben.

### 1. Allgemeine Bemerkungen.

Da in Bessans keine einträgliche Hausindustrie betrieben wird, ist das Wirtschaftsleben derjenigen, die nicht in die Stadt auswandern, durch die natürliche Beschaffenheit des Landes bedingt.

Die hohe Lage von Bessans, das rauhe Klima und der größtenteils sandige Boden gestatten nur einen ganz beschränkten Getreidebau. Dafür ist die Viehzucht vortrefflich entwickelt und bildet die Hauptbeschäftigung, den Reichtum der Bessaner.

Von der Gesamtfläche der Gemeinde Bessans, die 15.433 ha umfaßt, entfallen auf

Weiden . . . . .	4765 ha
Mähwiesen . . . . .	887 „
Ackerfelder . . . . .	143 „
Gemüsegärten . . . . .	3 „
Wald . . . . .	450 „

Der Rest des Gesamtareals verteilt sich auf Felsen, Schneefelder, Gletscher.

In der Talsohle ist wenig Weidegrund vorhanden. Die ausgedehntesten und üppigsten Weiden befinden sich zum Teil in den hochgelegenen, in Steilstufen ins Haupttal mündenden Quertälern (Ribon-, Lombarde-, Vallontal), zum Teil auf Hochplateaux, wie La Buffa, La Mottua. (Vergl. Fig. 2.) Einen großen Teil dieser Plateaux nehmen die Mähwiesen ein, die den Bessanern das beste Heu liefern; die Weiden beginnen hinter diesen Hochmatten und erstrecken sich bis an die Felsen- und Gletscherregion. Die Grenze des ewigen Schnees liegt in Bessans verhältnismäßig hoch; es gibt Alpweiden bis zur Höhe von 2900 m, und diesem Umstand verdankt auch die Alpwirtschaft dieser Gegend ihre vorzügliche Entwicklung.

## 2. Alp- und Weidewirtschaft.

### a) Wiesenwirtschaft.

Nutztiere. Bevor die mit der Alpwirtschaft zusammenhängenden Beschäftigungen besprochen werden, sei hier noch Einiges über die Nutztiere vorausgeschickt.

Nach der Viehzählung im Jahre 1913 waren in Bessans 1220 Stück Rindvieh und 3700 Stück Kleinvieh.

Widder und Schafe . . . . .	3200
Ziegen . . . . .	500
Kühe . . . . .	500
Rinder . . . . .	500
Kälber . . . . .	200
Stiere . . . . .	20

Außerdem besitzt jeder Haushalt mindestens 1 Esel und manche auch Maultiere, was für die ganze Gemeinde 250 Esel und etwa 30 Maultiere ergibt.

Das Vieh wird hauptsächlich für den Markt gezüchtet; als Absatzgebiet dient die Tarentaise, die Mittlere und Niedere Maurienne, das Susatal (Piemont).

Da das im Sommer eingebrachte Heu nicht ausreicht, um die zahlreichen Herden während des langen Winters zu ernähren, schicken viele Bauern einen Teil derselben zur Überwinterung nach dem Piemont (Susatal) und nach der Unteren Maurienne. Das Vieh wird Ende Oktober hinabgetrieben und Ende Mai von seinen Besitzern wieder abgeholt. Die Gegenleistung, die von den Bauern für die Aufnahme des Viehes verlangt wird, ist nicht unbeträchtlich. Für das Überwintern einer Kuh beansprucht man das Kalb und die Milch, für ein Schaf das Lamm und für einen Widder die Wolle. Unter diesen Umständen entspricht oft der Gegenwert nicht der Bezahlung und daher macht sich in Bessans das Bestreben, Äcker in Wiesen umzuwandeln, immer mehr geltend.

Derartige Viehwanderungen für die Wintermonate finden auch in einigen anderen Alpenländern, die an niedriger gelegene Ortschaften grenzen, statt. Aus dem großen Walsertal (Vorarlberg) und aus dem Bregenzerwald wird das Vieh für den Winter nach Bayern und in das St. Galler Rheintal, aus manchen Gegenden Kärntens sogar nach Italien getrieben.<sup>1)</sup>

Um die Schafe und Ziegen, die über den Winter fortgeschickt werden und im Sommer auf den Alpen frei weiden, gegebenenfalls wiedererkennen zu können, macht man ihnen wie anderwärts an den Ohren Einschnitte und bohrt auch kleine Löcher mit einem Durchschlageisen, beziehungsweise einem hohlen Eisenstäbchen hinein; in neuerer Zeit werden hie und da auch die Initialen der Besitzer in die Ohren eingeschnitten.

Diese Ohrenzeichen dienen auch zur Kontrolle, wenn ein Tier während seiner Überwinterung in einem fremden Ort eingeht; in diesem Falle muß dem Eigentümer das Fell mit dem gemerkten Ohr vorgelegt werden.

Die Sitte, die Ohren der Haustiere durch Einschnitte und kleine Löcher zu bezeichnen, ist in den Alpenländern sehr verbreitet. Wir finden sie, um nur einige Beispiele zu nennen, in Graubünden,<sup>2)</sup> in Wallis,<sup>3)</sup> in Tirol, ja auch im Norden bei den Lappen. Man begegnet diesen Ohrenzeichen auch außerhalb Europas, zum Beispiel in Afrika bei den viehzüchtenden Waschamba und den Massai.

Düngen und Bewässern der Wiesen. Während sämtliche Weiden in Bessans der Gemeinde gehören, sind Äcker und

<sup>1)</sup> Dr. F. Stebler: Alp- und Weidewirtschaft. Berlin 1903. S. 208.

<sup>2)</sup> Emil Wettstein: Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis. Zürich 1902. S. 134—138.

<sup>3)</sup> F. G. Stebler: Die Hauszeichen der Schweiz. Schweizerisches Archiv für Volkskunde. 1907.

Wiesen Privateigentum; der durchschnittliche Besitz eines Bauern beträgt  $1\frac{1}{2}$  bis 2 Enema.<sup>1)</sup> Die durch die Erbschaftsverhältnisse bedingte Zerstückelung des Grundbesitzes ist in Bessans schon weit gediehen und macht durch die immer wieder vorkommenden Teilungen bedenkliche Fortschritte. Viele Grundstücke sind daher in 25 bis 30 Parzellen geteilt, die in der Talsohle und auf den Abhängen weit voneinander entfernt liegen. Ein solches System bedingt erheblichen Zeitverlust, und um diesen zu vermeiden, tauschen die Bauern oft Grundstücke untereinander aus und vereinigen so die einzelnen Parzellen zu größeren Stücken.

Da die Viehzucht die Hauptbeschäftigung dieser Gegend bildet, gilt der größte Teil der Arbeitsleistung der Mattenwirtschaft, die hier dem Bauern fast das ganze Jahr zu tun gibt. Der lange Winter zwingt die Leute dazu, sich mit großen Mengen trockenen Futters zu versorgen. Diese Vorräte werden zum größten Teil in hochgelegenen Stadeln aufbewahrt und erst im Winter hinabgeschafft, was eine schwere, ja oft gefährliche Arbeit ist und zwei bis drei Monate in Anspruch nimmt. Die übrige Zeit widmen die Bessaner dem Bestellen der Wiesen und der Heuernte.

Man kann schon im Winter sehen, wie die Bauern den Dünger auf kleinen Schlitten in die Felder führen. Sie lenken die Schlitten auf den schmalen Gebirgswegen, indem sie zwischen den beiden vorne angebrachten Lenkstangen gehen und sich auf dieselben stützen.

Im Winter wird nur derjenige Teil der Felder gedüngt, zu dem man mit dem Schlitten bequem gelangen kann, die meisten Wiesen und Äcker aber erst im April und Mai. Ist der Weg zu steil oder führt er über behaute Felder, so wird der Mist in ein großes viereckiges Stück Leinwand gelegt, dessen Zipfel an jeder Seite zusammengebunden werden, und ohne Packsattel auf den Esel geladen. Man nennt derartige Mistbündel, die bis 150 kg wiegen, „tsarses“.

Vor 20 bis 25 Jahren, als es in Bessans noch keine Karren gab, war dies die einzige Art, den Dünger aufs Feld zu bringen; heute begegnen wir ihr noch in einigen anderen Gemeinden der Hohen Maurienne und im angrenzenden Piemont (Susatal). Im Wallis verwendet man zu diesem Zwecke einen Doppelsack aus grobem Hanftuch oder eine viereckige Kiste, an deren beiden Seiten Säcke angebracht sind; der Dünger wird auch hier auf Eselsrücken befördert.<sup>2)</sup>

Durch die Wiesen ziehen sich mehrere Kanäle, welche die Gewässer des Arc, des Ribon, des Averole und einiger kleineren, von den Abhängen herabfließenden Bäche der Wiesenwirtschaft nutzbar machen sollen. Dort, wo die Wiesen uneben sind, wird an ihrer oberen Seite ein kleiner Graben angebracht, der in das Bächlein mündet; durch das Überfließen dieses Grabens wird die darunter liegende Wiese bewässert. Man beginnt mit dieser Arbeit meistens im Mai, und ein jeder Bauer hat seine im vorhinein bestimmten Tage, an denen er das Wasser in seine Parzellen leiten darf.

Früher wurden die Bewässerungsarbeiten durch den Gemeinderat beaufsichtigt, welcher jedes Jahr zwei Feldwächter und zwei Räte wählte, die abwechselnd jede Woche ihre Inspektionstour machen mußten. Die Bauern, die ihre Kanäle nicht zur bestimmten Zeit abgesperrt hatten, wurden zu einer Geldstrafe von 2 Francs verurteilt.

<sup>1)</sup> Enema ist das früher in ganz Frankreich gebräuchliche Bodenmaß, das 6 Aren enthält.

<sup>2)</sup> Stebler: Alp- und Weidewirtschaft. S. 276.

Heuernte. Geräte zum Binden von Heu. Erst gegen Mitte Juli beginnt in Bessans die Heuernte, die hier nur einmal stattfindet. Um diese Jahreszeit kann man schon am frühen Morgen Scharen von Bessanern sehen, die, mit Sensen, Rechen und Heugabeln ausgerüstet, auf Eseln in die Felder hinausziehen. Die Frauen, die im Herrensattel ohne Steigbügel reiten und das Tier mit den Beinen antreiben, sehen ganz vorteilhaft aus und es liegt etwas Stolz in ihrer geraden Haltung.

Oft reitet man zu zweit; bald sitzt dabei die Frau, bald der Mann hinten auf. Manchmal bemerkt man auch ein Kind, das sich an dem Rücken der Mutter anklammert und so die Eltern zur Feldarbeit begleitet.

Die kleinen Esel sind ein ausgezeichnetes Verkehrsmittel für das Hochgebirge, wo die schmalen, steilen Saumwege mit dem Karren gar nicht befahren werden können. In keiner Gemeinde der Hohen Maurienne findet man aber so viele Esel wie in Bessans.<sup>1)</sup> Jeder Bauer besitzt zumindest einen und reitet immer darauf zur Feldarbeit. Auch werden diese Tiere dazu benützt, das Heu auf unfahrbaren Wegen zu befördern. Man macht zu diesem Zwecke große Heubündel (trousses), die 150 bis 200 *kg* wiegen und mit einem speziellen Gerät (cordess) zusammengebunden werden.<sup>2)</sup> (Taf. VI, Fig. 6.)

„Cordess“ besteht aus zwei zirka 150 *cm* langen Holzstäben (baron), die an jedem Ende zwei Einschnitte haben. Durch die seitlich in die Stäbe gebohrten Löcher ist eine Schnur (telles) so gezogen, daß die Entfernung zwischen den beiden Stäben zirka 2 *m* beträgt. Außerdem sind noch zwei Stricke (carros) an einem der Stäbe befestigt.

Um das Heu zu binden, breitet man das Gerät auf dem Boden aus und häuft das Heu ungefähr 1 *m* hoch auf. Dann heben zwei Personen die Stäbe und pressen das Heu zusammen, indem sie die beiden Stricke (carros) mehrmals um die Einschnitte der Stäbe wickeln.

Das fertige Heubündel (trousse) wird quer auf den Packsattel eines Esels geladen und wird während der Beförderung von einer Person im Gleichgewicht erhalten. Eine andere Person, die den Esel führt, schreitet voran, und so kommt man auch auf abschüssigen schmalen Pfaden vorwärts.

Früher war das hier die einzige Art der Heubeförderung; heute ist sie nur mehr auf Saumpfaden üblich. Sonst pflegt man ein oder mehrere Heubündel auf einen zweirädrigen Wagen (carejn) zu laden und von einem Esel zum Bestimmungsort ziehen zu lassen.

Einige Tage, nachdem die Heuernte unten im Tale beendet ist, beginnt man, gegen den 5. August, mit dem Mähen der ausgedehnten Wiesen vor Traverole und Carrelay, die sich auf einer Terrasse zirka 50 *m* oberhalb Bessans ausbreiten.

Auf diesen Matten sind die Besitzungen der Bauern voneinander nicht abgetrennt. Um nun dem eventuellen Schaden, der durch Überschreiten noch nicht gemähter Wiesenparzellen angerichtet werden könnte, vorzubeugen, wurde der alte Brauch des Flur-

<sup>1)</sup> Das ist eine Beobachtung, die schon Ardouin-Dumazet in seinem Buch: Voyage en France, Paris 1897, S. 123, gemacht hat.

<sup>2)</sup> Dasselbe Gerät ist auch in der übrigen Maurienne sowie im benachbarten Piemont verbreitet.

zwanges beibehalten. Es wird nämlich vom Bürgermeister ein Tag bestimmt und durch Austrommeln bekanntgegeben, an dem sämtliche Teilhaber der betreffenden Wiesengründe gleichzeitig zu mähen beginnen müssen.

Sobald die Heuernte in der Talsohle und auf den Abhängen fertig ist, steigt man gegen den 15. August auf die Alpen der zweiten Staffel (Vallon, Buffa, Mottua), wo sich prächtige Mähwiesen bis zur Höhe von 2400 *m* ausdehnen. Erst gegen Mitte September wird hier die Heuernte beendet; auf diese Weise braucht ein Bessaner, der einen größeren Besitz hat, etwa zwei Monate, um sein ganzes Heu einzubringen.

Die Dorfscheunen können die großen Heuvorräte für die Wintermonate nicht fassen und so muß ein Teil vom oben gemähten Heu in den Stadeln (*moula*) untergebracht werden, die 400 bis 600 *m* oberhalb Bessans liegen. Es sind dies niedrige Steinbauten mit kleinen Öffnungen ohne Tür und mit steinbeschwertem, nur schwach geneigtem Dach; mit Rücksicht auf die Lawinengefahr lehnen sie sich ganz an den Bergabhang an. (Taf. VIII, Fig. 1.) Von diesen Stadeln wird im Winter das Heu ins Tal befördert.

Da das Hinabschaffen der Heuvorräte die Hauptbeschäftigung der Bessaner im Winter bildet und da die hiezu verwendeten Geräte eigenartig sind, scheint es mir angezeigt, diese Arbeit etwas ausführlicher zu schildern.

#### Hinabschaffen der Heuvorräte im Winter. Geräte.

Gegen Ende November, wenn die Schneedecke auf den Bergen fest gefroren ist, beginnt man das Heu von den Stadeln hinabschaffen. Tags vorher gehen einige Männer mit Hacken und Schaufeln hinauf, um den kürzesten Weg durch den Schnee zu bahnen. Am nächsten Morgen gegen 5 Uhr versammeln sich 40 bis 50 Männer, um gemeinsam hinaufzusteigen. Es ist immer von Vorteil, wenn eine größere Gesellschaft zusammengeht, denn so wird der gebahnte Weg am besten ausgenützt und man kann einander auch gegenseitig behilflich sein.

Die Männer tragen ihr gewöhnliches Werktagskleid, dazu Gamaschen aus dickem hausgewebten Tuch und Steigeisen. Jeder hat auf der Schulter sein Gerät, das sowohl zum Binden des Heues als auch zum Hinabschaffen desselben dient. (Taf. IX, Fig. 1.)

Man findet gegenwärtig in Bessans zweierlei Arten dieses Gerätes: die ältere, die im Verschwinden begriffen ist, heißt »arné«, die neuere »bayard«.

„Arné“ besteht aus drei entlaubten Ästen (*bauzon*), die etwa 2 *m* lang sind und den Schlitten, der auf abschüssigen Gebirgspfaden nicht vorwärtskommen könnte, gewissermaßen ersetzen. An einem Ende dieser Äste sind Verzweigungen, die derart ineinandergeflochten werden, daß sie einen Bügel (*forcola*) bilden; dieser ist mit Stroh umwickelt, um beim Abwärtsfahren nicht beschädigt zu werden. (Taf. VI, Fig. 7.) An dem Bügel sind drei mit Holzschlaufen (*trolle*) versehene Stricke und eine Schlinge zum Ziehen der Last angebracht. An dem entgegengesetzten Ende der Äste sind gleichfalls drei lange Stricke

befestigt. Außerdem gehören zu diesem Gerät fünf mit Holzschlaufen versehene Stricke, die beim Gebrauch quer über die Äste gelegt werden,

Da das Stroh, mit welchem der Bügel des „arné“ umwunden ist, schnell abgenützt wird und oft erneuert werden muß, hat man später eine kleine Abänderung an dem Gerät vorgenommen: Der Bügel wurde aus einem gebogenen Holzstück hergestellt, in das die drei Längsstäbe eingelassen wurden. Dieses modifizierte Gerät heißt „bayard“ und verdrängt immer mehr die ältere Form.

Um das Heu mit einem der geschilderten Geräte zu binden, breitet man es vor dem Stadel aus und legt die fünf Querstricke so darüber, daß die Holzschlaufen abwechselnd nach rechts und links zu liegen kommen. (Vergl. Taf. VI, Fig. 7.) Erst gibt man eine dicke Schicht von Stroh, um durch die Reibung beim Hinabgleiten kein Heu zu verlieren. Dann häuft man das Heu ungefähr 1 m hoch auf und beginnt es mit den Stricken zu binden, die an dem Bügel und an den Holzstäben befestigt sind.

Zuerst kommen die zwei mittleren Stricke daran, wobei der untere durch die Holzschleife des oberen gezogen wird. Hierauf fügt man eine neue Schicht Heu hinzu und bindet es in gleicher Weise mit dem zweiten Strickpaar fest. Da die Wege am Rande von Abgründen führen, wird der dem Abgrunde zugekehrte Teil des Bündels zuerst gebunden. Dann häuft man eine größere Menge Heu auf die andere Seite des Bündels und bindet es mit dem dritten Strickpaar fest.

Man hält immer diese Reihenfolge ein, damit der vom Abgrund abgekehrte Teil des Heubündels entsprechend schwerer sei und ein Gegengewicht beim Hinabgleiten auf den schmalen Wegen bilde. Nun geht man daran, die fünf querliegenden Stricke zu binden, und zwar beginnt man mit demjenigen, der vorn beim Bügel liegt. Bei jedem weiteren Strick fügt man immer größere Heumengen hinzu, so daß das Bündel (busson) schließlich die Gestalt eines abgestumpften Kegels erhält. Der Schwerpunkt der bis 400 kg wiegenden Last wird auf diese Weise nach rückwärts verlegt, was bei der Abschüssigkeit der Wege gewiß von Vorteil ist.

Nachdem mehrere Heubündel fertiggestellt sind, beginnt der Abstieg ins Tal. Der Mann zieht den Arm durch die am Bügel des Gerätes angebrachte Schleife und schleppt mühsam die Last bis zum Pfad, der einige Meter vom Stadel entfernt ist. Nun ist die Hauptschwierigkeit überwunden und bald gleiten einige Heubündel, jedes von einem Mann gezogen, den schmalen Weg hinab. Da zeigt sich erst die Kraft, der Mut und die Geschicklichkeit des Bessaners. Dort, wo es weniger steil ist, zieht er mit ganzer Kraft die Last hinter sich her, auf abschüssigen Stellen aber klammert er sich an die Schnüre, stemmt die Schultern gegen das Bündel und gleitet mit schwindelerregender Geschwindigkeit hinab; die Steigeisen schlägt er dabei in den vereisten Weg, um sich gegebenenfalls aufhalten zu können. (Taf. IX, Fig. 2.) Bei scharfen Kurven, wo die Bahn kaum 1 m breit ist, so daß ein Teil des Heubündels über dem Abgrund hängt, hat man den Eindruck, daß die Last aus ihrem Geleise kommen und den Mann mit sich in den Abgrund ziehen werde. Jedoch dank seiner Gelenkigkeit gelingt es dem Bessaner immer wieder, über die schwierigen Stellen hinwegzukommen und heil an sein Ziel zu gelangen.

Während sich die Männer auf dem Abhang des Berges abmühen, ziehen die Frauen und Mädchen, von denen jede einen oder mehrere mit Eseln bespannte Schlitten lenkt, zum Fuße des Berges, um die Männer zu erwarten.

Am Ziele angelangt stellen sie die Schlitten in zwei Reihen auf, so daß in der Mitte eine freie Bahn bleibt. Aller Blicke sind nach dem Gipfel des Berges gerichtet. Wer wird wohl der Erste sein? Plötzlich entdeckt ein scharfes Auge in der Ferne einen kleinen schwarzen Punkt. »Sie kommen, sie kommen!« geht es durch die Menge. Der Punkt wird immer größer und bald erblickt man unförmige schwarze Flecke, die den Abhang hinabgleiten. Da man die Männer, die dicht an die Heubündel gelehnt sind, nicht sehen kann, machen diese hinabgleitenden Massen aus der Ferne einen ganz eigentümlichen Eindruck.

Die am Fuße des Berges versammelten Frauen verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen der Heubündel. Die Männer nähern sich rasch — noch eine Windung und sie gleiten den letzten Abhang hinab. Einige Sekunden später ist der Erste unten und wird von der bei den Schlitten versammelten Menge mit Begeisterung empfangen. Andere folgen nach und der Raum zwischen den beiden Schlittenreihen ist bald mit Heubündeln ausgefüllt. (Taf. IX, Fig. 3) Die Männer gönnen sich trotz des ermüdenden Abstieges keine Rast und beginnen sogleich die Bündel auf die Schlitten zu laden.

Dies geschieht in der Weise, daß sowohl das Bündel als auch der Schlitten halb umgekippt werden, worauf der letztere dicht an die Basis des Bündels gerückt wird. (Taf. IX, Fig. 4.) Hierauf wird das Bündel von zwei Männern etwas gehoben, während zwei andere es von der entgegengesetzten Seite mit aller Kraft an sich ziehen.

Der eigens zu diesem Zweck dienende Schlitten ist ganz primitiv und wird von jedem Bauer selbst hergestellt. (Taf. VI, Fig. 4.) In die Kufen sind vorne zwei schief stehende Lenkstangen eingefügt; der Mann, der während der Fahrt hinter dem Esel schreitet, ergreift diese Stäbe und hilft auf diese Weise bei der Beförderung der Last mit.

Wenn das Wetter günstig ist, kann die Heubeförderung in vier bis fünf Wochen bewerkstelligt werden; gewöhnlich dauert aber diese Arbeit fast zwei Monate, da sie infolge der Schneestürme öfter unterbrochen werden muß.

Wenn ein Bauer mit dem Hinabschaffen seiner Heuvorräte fertig geworden ist, hilft er seinen Nachbarn aus Gefälligkeit oder gegen Bezahlung. Durchschnittlich schafft jeder Bauer im Winter etwa 10 Heubündel hinab; unter den reicheren Besitzern gibt es auch solche, die bis 30 Bündel fertigbringen.

Bessans ist die einzige Gemeinde der Hohen Maurienne, wo die Heuvorräte im Winter mit eigens dazu bestimmten Geräten hinabgefördert werden. Vor etwa 20 Jahren tat man es auch in Bonneval, der höchstgelegenen Gemeinde der Maurienne. Heute verwendet man dort wie auch in den übrigen Gemeinden dieses Tales im Winter das Sommergerät (cordess). (Taf. VI, Fig. 6.)

Vergleich der Bessaner Geräte zum Binden von Heu mit denen aus anderen Alpenländern.

Es ist bemerkenswert, daß auch in anderen Alpenländern das Heu im Winter auf die oben geschilderte Art hinabgeschafft wird, so

zum Beispiel in Gossensaß (Nordtirol), St. Antonien (Prätigau, Schweiz), Val de Cogne (Piemont), um hier nur einige zu erwähnen. Da die Wege zu den hochgelegenen Stadeln in diesen Gegenden schmal und steil sind, muß man auch hier das Heu im Winter ohne Schlitten ins Tal befördern. Die dabei verwendeten Geräte beruhen zwar auf ähnlichem Prinzip wie diejenigen von Bessans, sind aber einfacher.

In Gossensaß heißt das Gerät zum Binden von Heu „Reis“. <sup>1)</sup> (Taf. VI, Fig. 9 und 10.) Es besteht aus drei etwa 250 *cm* langen Holzstangen, die oben in einen Querstab eingelassen sind, während sie unten von einem anderen Querstab gekreuzt werden. An jedem Ende ist ein kleiner, aus Weidenruten geflochtener Bügel (Wiede) angebracht, deren einer mit Holzschlaufe (spohl) versehen ist. (Taf. VI, Fig. 9.) Das Heu wird nun auf dieses Gerät gehäuft und hierauf mit einem langen Strick gebunden, der gleichfalls einen „spohl“ hat. (Taf. VI, Fig. 10.)

Im Cognetal (Piemont) bindet man das Heu mittels dreier mit Holzschlaufen versehenen Stricke, die so angeordnet sind, daß der eine von den zwei übrigen gekreuzt wird; das Heu wird nun zuerst mit dem Längs- und hierauf mit den beiden Querstäben festgebunden. <sup>2)</sup>

In St. Antonien (Prätigau) besteht das Gerät nur aus zwei Stricken. Der eine ist im Zickzack durch fünf Holzringe gezogen, der andere liegt quer darüber. <sup>3)</sup> (Taf. VI, Fig. 8.) Das Heubündel wird hier in folgender Weise hergestellt: Man häuft auf das ausgebreitete Gerät eine größere Menge Heu und zieht das Ende des im Zickzack liegenden Strickes durch den ersten Ring. Dann wird eine weitere Schicht Heu hinzugefügt und der gleiche Strick durch den zweiten Ring gezogen. So fährt man fort, bis der betreffende Strick durch alle Ringe gezogen worden ist. Schließlich wird das Heu mit dem Längsstrick festgebunden. Die Form des fertigen Bündels erinnert sehr an diejenige aus Bessans.

#### b) Alpwirtschaftlicher Betrieb.

Die Alpwirtschaft hat in Bessans bisher nur wenig Änderungen erfahren und ihr Betrieb ist noch recht primitiv. Die Bewirtschaftungsform ist die der Einzelalpung, das heißt, es ist jedem Bauern, der sein Vieh auf der Alpweide läßt, gestattet, eine Sennhütte zu bauen, die er mit seiner Familie im Sommer bewohnen kann. Ferner stellt jeder Haushalt seinen ganzen Bedarf an Butter und Käse selbst her.

Da der gesamte Weidegrund in Bessans Gemeindebesitz ist, muß jeder Bauer für das Recht, sein Vieh auf den Almen weiden zu lassen, der Gemeinde einen ganz kleinen Betrag als Weidetaxe entrichten. Alles, was die Weidewirtschaft betrifft, unterliegt bestimmten Vorschriften, welche sich in den letzten zwei Jahrhunderten nur wenig geändert haben.

#### Schilderung der einzelnen Alpstaffeln.

Die Alpen von Bessans liegen, wie bereits erwähnt, zum Teil in den Quertälern, zum Teil auf Hochplateaux und sind nach ihrer Höhe in zwei Hauptstaffeln gegliedert, die im Sommer sukzessive bewohnt werden.

<sup>1)</sup> E. Rehsinger: Zeitschr. des Vereines für Volkskunde. 1891.

<sup>2)</sup> Dr. F. G. Stebler: Alp- und Weidewirtschaft. Berlin 1911.

<sup>3)</sup> Daselbst, S. 220.

Die erste Alpstaffel, das Quertal von Ribon, das von dem parallel verlaufenden Averoletal durch das Charbonnelmassiv getrennt wird, steigt bis zirka 2200 *m* an. (Fig. 2.)

Dieses Tal, das von farbenprächtigen Hochmatten bedeckt ist, verläuft auf einer Strecke von etwa 5 *km* fast eben und fällt in einer Stufenmündung gegen das zirka 300 *m* tiefergelegene Haupttal ab.

Die Sennhütten sind im Ribontale nahe aneinandergelagert und bilden im ganzen vier Sennhöfchen, die je 6 bis 14 Hütten enthalten: Pierre Grosse (2061 *m*) mit halbverfallener St. Anna-Kapelle, in der bis vor 20 Jahren der Alpensegen erteilt wurde, Giappa (2064 *m*), Sossiez (2085 *m*) und das höchstgelegene Arselle (2163 *m*). (Taf. VIII, Fig. 2.) Die Sennhütten lehnen sich an Bergabhänge oder auch an Felsblöcke an und befinden sich sämtlich auf dem rechten Ufer des Ribonbaches, der Sonnenseite.

Sowohl in Arselle als auch in den tiefer gelegenen Hütten des Ribontales bemerkt man auf den Dächern und den daneben verstreut liegenden Felsen Kuhmistfladen, die aus Ermangelung von Holz hier das einzige Brennmaterial bilden. (Vergl. Taf. VIII, Fig. 2.) Die Herstellung dieser „galettes du fumier“ ist nicht schwierig: eine Handvoll Kuhmist wird auf Dach oder Felsblock geworfen, mit einem flachen Hölzchen abgeklatscht und fladenartig geformt; hierauf läßt man die Masse acht bis zehn Tage in der Sonne trocknen.

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt im Tale des Ribon begeben sich die Bessaner auf die zweite Alpstaffel, das heißt auf die Alpen von Vallon, auf die Alpen der Buffa und der Mottua (im Averoletal), die bis 2800 *m* hinaufreichen.

Diese Alpen liegen nicht in der Talsohle, sondern einige hundert Meter oberhalb derselben, auf ausgedehnten Hochplateaux oder in kleinen Quertälern. Die üppigen Wiesen und Weiden dieser Alpen, die sich über mehrere Kilometer erstrecken, bilden den Hauptreichtum der Bessaner und entschädigen sie für so manche andere Entbehrungen.

Die Sennhütte. In den Bessaner Alpen findet man nur selten isoliert gelegene Hütten. Zumeist sind sie dicht nebeneinander gebaut und so zu Gruppen von 10 bis 15 Hütten, gewissermaßen zu kleinen Sennhöfchen, die bis zirka 2500 *m* hinaufreichen, vereinigt. Diese Siedlungsart läßt sich, möglicherweise, durch das Bestreben erklären, der Lawinengefahr auszuweichen und die sonnige Lage sowie auch die Nähe einer guten Quelle aufzusuchen.

Die Sennhütte (*benna*) ist ein niedriger, aus Trockenmauerwerk aufgeführter Steinbau, dessen schwach geneigtes Dach mit großen Schieferplatten (*lauzes*) beschwert ist. Die Hütte lehnt sich in der Regel vollkommen an den Bergabhang an, so daß ihr rückwärtiger Teil zum Schutze vor der Lawinengefahr ganz vergraben ist.

Die Sennhütte setzt sich aus einem Untergeschoß, wo sich der Kuhstall befindet, und aus einem Erdgeschoß, das von der Küche und einem Milchkeller eingenommen wird, zusammen. (Taf. III, Fig. 4.)

In der Küche, die gleichzeitig auch Wohnraum ist, fallen vor allem die großen, kochenartig angebrachten Kastenbetten auf. Die Einstiegsöffnung dieser Betten wird nicht wie unten im Tale mit Vorhängen, sondern mittels zweier hölzerner Schiebefenster geschlossen, die auf Nuten horizontal gleiten. Dieser dichte Abschluß des Bettes dient zum Schutz gegen die Kälte; denn obschon etwas Wärme aus dem darunter gelegenen Kuhstall durch die Ritzen im Fußboden hinaufdringt, ist es in der Hütte in der Nacht recht kühl.

Neben den Betten findet man stets einen Tisch und zwei Bänke. An der gegenüberliegenden Wand ist der offene Herd angebracht, auf dem gekocht und gekäst wird; daneben erblickt man einen Haufen von Kuhmistfladen — auf dieser Höhe das landesübliche Brennmaterial. An der Wand zwischen dem Herd und den Betten steht ein Kasten für Geschirr und für Molkereigeräte, von denen bereits im Kapitel über den Hausrat die Rede war.

### 3. Ackerbau.

Der Ackerbau spielt im Wirtschaftsleben der Bessaner — wie wohl der meisten Gebirgsvölker — nur eine untergeordnete Rolle; die Ackerfelder nehmen im ganzen etwa 6 Prozent des Gesamtareals ein. Diese mangelhafte Entwicklung des Ackerbaues kann man wohl in erster Linie durch das rauhe Klima von Bessans erklären; das Getreide erfriert oft, bevor es geschnitten werden kann. Außerdem ist der Boden in der Talsohle zum größten Teil sandig und somit für den Getreidebau ungünstig.

Seit etwa 20 Jahren hat man begonnen, Äcker in Wiesen umzuwandeln, denn die Bessaner finden es vorteilhafter, das Getreide aus St. Jean de Maurienne — dem Hauptort der Maurienne — oder aus der Unteren Maurienne zu beziehen, als ihr Vieh wegen des Futtermangels über den Winter fortzuschicken. Auf diese Weise hat in den letzten Jahrzehnten die Anzahl der Äcker in Bessans etwa um ein Drittel abgenommen.

In Bessans gedeihen außer Kartoffeln nur Roggen, Gerste und Hafer.

Es gibt hier zwei Arten von Roggen: Sommerroggen mit kurzen Ähren und Winterroggen. Ersteren sät man Ende April oder Anfang Mai aus und nennt ihn „tremeis“, das heißt „nach drei Monaten zu ernten“, doch wird er nie vor September eingebracht und erfriert nicht selten auf dem Felde.

Der Winterroggen wird im Juli oder August ausgesät. Die Saat erreicht im Herbst eine Höhe von etwa 20 *cm*, heißt dann „brolle“ und dient bis zum Schneefall als Weide für die Schafe; die Ernte findet erst im September statt.

Die Getreidefelder liegen im Haupttale zum größten Teil auf den sonnigen Gehängen der rechten Talseite; die Äcker reichen hier bis 1800 *m* und auch etwas darüber.

Im Quertale Averole wird das Getreide ausschließlich auf der rechten Talseite um die Weiler Vincendières und Averole herum angebaut. Da Averole 2035 *m* hoch liegt und die Äcker sich noch etwa 50 *m* oberhalb der Ortschaft hinaufziehen, kann man sagen, daß die Grenze der Getreidefelder in der Gemeinde Bessans etwa bis 2100 *m* hinaufreicht. Trotz dieser hohen Lage gedeihen hier auf sonnigen Halden Hafer, Gerste und Roggen; dieser wird hier 1 *m* hoch und soll, wie die Bessaner behaupten, kräftiger sein als der unten im Haupttale wachsende.

#### Grenzbezeichnungen für Matten und Äcker.

In Bessans pflegt man Äcker- und Mattenparzellen auf verschiedene Art voneinander abzugrenzen.

Entweder macht man zu diesem Zwecke 20 bis 30 *cm* hohe Erdhügel (*raboha*) oder man legt dicht nebeneinander Schieferplatten (*lauzés*), oder man führt schließlich bis 1·50 *m* hohe Mauern aus Bruchstein auf, die auch die Grundstücke vor dem Vieh schützen sollen. Bei neu angelegten Wiesen oder dort, wo man einen bösen Nachbar fürchtet, zieht man zur Abgrenzung eine schmale Wasserrinne (*cenado*). Eine andere Art der Grenzbezeichnung besteht darin, daß man in Abständen von 2 bis 3 *m* Löcher gräbt, die „saut“ oder „motto“ genannt werden.

Wenn die Grenzäcker an einen großen Stein, einen Felsen oder an eine Mauer stoßen, dann werden darin drei fingerbreite Einschnitte (*petses*) gemacht, um die Grenze für den Fall einer Verschiebung zu legalisieren.

In Vincendières und in Averole, wo der Boden sehr steinig ist, bezeichnet man die Grenzen überhaupt nur durch Einschnitte in Felsen und Steinen. Die Bessaner behaupten,

daß diese Art der Grenzbezeichnung sehr alt sei; dafür spricht auch der Umstand, daß wir ihr im Südosten von Rußland, im Gouvernement Ribinsk (Jeremejsefsky Wolost) begegnen, wo sich alte Überlieferungen sehr gut erhalten haben.<sup>1)</sup> Um hier die Grenze zwischen zwei Dörfern oder zwei privaten Grundstücken zu bezeichnen, macht man in einen großen Stein oder in einen Baumstamm drei bis fünf dicke Einschnitte, manchmal auch Kreuze daneben.

**Ackerbaugeräte.** Die Ackerbaugeräte, die man in Bessans verwendet, sind größtenteils recht primitiv. Der Pflug (awa), der hier noch von der Mehrzahl der Bevölkerung gebraucht wird, hat eigentlich seit alter Zeit wenig Veränderung erfahren.

Er ist ganz aus Holz und setzt sich aus drei Teilen zusammen: aus der Pflugschar, der Sterze und der Deichsel. Die Pflugschar ist zirka 40 cm lang und besteht aus einem keilförmigen, innen ausgehöhlten Holzklotz, dessen Spitze mit einer Eisenkapsel versehen ist. In die zirka 25 cm hohe Rückwand der Schar ist die Sterze eingelassen und die lange Deichsel darin eingefügt; diese wird an ein Joch befestigt, das gewöhnlich von einer Kuh und einem Esel gezogen wird.

Wenn der Bessaner zur Feldarbeit auf dem Esel hinausreitet, pflegt er den Pflug auf der Schulter und das massive Joch auf den Knien zu halten. (Taf. VIII, Fig. 3.)

Daß dieser primitive Pflug auch heute noch in Bessans fast allgemein im Gebrauche ist, läßt sich sowohl durch die Entlegenheit dieser Gegend als auch durch die relativ geringe Bedeutung, die hier dem Getreidebau zukommt, erklären. Es gibt in der ganzen Gemeinde kaum zehn Bauern, die mit Eisenpflügen ackern.

Es ist vielleicht von Interesse, daß ein Bessaner eine Verbesserung des geschilderten alten Pfluges erdacht hat, die bereits mehrere Anhänger gefunden hat. (Taf. VIII, Fig. 4.) Die verkürzte Deichsel ruht hier auf einem verstellbaren einrädigen Vorderwagen, ähnlich wie bei Häufelpflügen; die Deichsel trägt vorne eine Wagscheid, an die das Zugtier angespannt wird. Bei dieser verbesserten Form des Pfluges wird also kein Joch verwendet und darin besteht wohl der wesentlichste Teil der Neuerung.

Bei den Äckern, die auf Abhängen liegen, kommt es oft vor, daß die Humusschicht fortgeschwemmt wird und künstlich ersetzt werden muß. Um nun den Humus auf die hochgelegenen Äcker zu befördern, gibt man ihn in offene Holzkisten, die man zu beiden Seiten des Packsattels einem Esel auflädt. Der Boden jeder Kiste ist durch Scharniere zum Aufklappen eingerichtet und wird mit einer verschiebbaren Eisenstange geschlossen. Sobald man an Ort und Stelle angelangt ist, wird die Eisenstange entfernt und auf diese Weise die Kiste geleert.

#### 4. Weberei.

**Tuchweberei und Herstellung der Fäustlinge.**

Ehemals wurde in Bessans das Tuch in den meisten Haushaltungen selbst hergestellt, wie dies auch heute noch in einigen entlegenen Hochtälern der Schweiz geschieht, zum Beispiel in Val d'Hérens, Val d'Anniviers, im Lötschental (Kanton Wallis). Später

<sup>1)</sup> Ethnographitscheskoje Obosrenje (Ethnographische Rundschau), Moskau 1892.

besorgten in Bessans nur mehr einzelne Bauern die Weberei und heute gibt es hier bloß einen Tuchweber, den einzigen in der ganzen Hohen Maurienne.

Das allmähliche Zurückgehen dieses Zweiges der Hausindustrie wurde dadurch bewirkt, daß man die Kleiderstoffe seit dem Verschwinden der alten Tracht immer mehr in der Stadt oder bei den Hausierern einkauft. Heute werden nur noch einige Werktagskleider, besonders für den Winter, aus hausgewebtem Tuch hergestellt. So kommt es, daß der Weber, der früher, da er auch zahlreiche Kunden aus der Umgebung hatte, während des ganzen Jahres beschäftigt war, gegenwärtig kaum zwei Monate braucht, um sämtliche Aufträge seiner Kunden zu erledigen.

Gegen die Mitte des Januars stellt er seinen primitiven altertümlichen Webstuhl in der Stallwohnung auf und arbeitet bis März; dann wird der Webstuhl auseinandergenommen und der Rahmen dient nun als Verschlag für die Kälber. Der Weber webt vor allem Bettdecken, Decken für Esel und Maultiere und Tuch für Beinkleider und Gamaschen. Gespinnene Wolle wird von jedem Haushalt beige stellt; der Arbeitslohn betrug vor dem Kriege 25 cent. per Meter.

Aus den Abfällen der Wolle machte man früher vielfach auf einem eigens dazu bestimmten Gerät dicke Fäustlinge. Dieses Gerät besteht aus einem 35 cm langen Brettchen, das an einem Ende abgerundet und mit kleinen Einschnitten versehen ist; am anderen Ende hat das Brettchen einen Griff, der durch eine Holzscheibe durchgesteckt ist. Am unteren Rand dieser Scheibe sind so viele kleine Holzstifte angebracht, als es oben Einschnitte gibt.<sup>1)</sup> (Taf. VI, Fig. 2).

Bei der Arbeit wird in folgender Weise verfahren: Man befestigt links unten an dem ersten Holzstift einen langen Faden, zieht ihn oben durch den ersten Einschnitt, führt ihn auf der Rückseite des Brettchens wieder hinab und wickelt ihn um den nächsten Holzstift fest. Dann zieht man den Faden wieder nach oben, führt ihn durch den nächsten Einschnitt, befestigt ihn unten am nächstfolgenden Holzstift und so fort, bis das ganze Brettchen auf beiden Seiten von parallel verlaufenden Fäden überzogen ist. Dies bildet sozusagen die Kette des Gewebes; der Einschlag wird, von oben begonnen, mit der Hand hineingeflochten, und zwar verwendet man hiezu ganz kurze Fäden. (Taf. VI, Fig. 3.) Die Enden dieser Fäden werden nicht abgeschnitten und bilden einen Flausch auf der Innenseite des Fäustlings. Als Aufputz für die Manschette zieht man einige blaue und rote Fäden durch. Der Daumen wird auf einem gleichen, nur entsprechend kleineren Gerät hergestellt und dann an den Fäustling angenäht.

**Leinenweberei.** Außer dem Tuchweber gibt es in Bessans noch zwei Leinenweber. Die Bessaner bauen keinen Flachs an, sondern sie beziehen ihn von der Unteren Maurienne und jede Haushaltung verarbeitet und spinnst ihn selbst. Das hausgewebte Leinen ist ganz grob und wird für Bett- und Leibwäsche verwendet; außerdem wird eine braun- oder grauweiß gestreifte Leinwand für Schürzen hergestellt.

Das Spinnen von Flachs und Wolle wird von den Frauen im Winter besorgt. Früher verwendete man dabei Spindeln, jetzt hat man aber ausschließlich Spinnräder, die zuweilen schön geschnitzt sind. (Vergl. Taf. XI, Fig. 1 u. 2.)

An den langen Winterabenden pflegen die Frauen abwechselnd bei Nachbarn zusammenzukommen, um gemeinsam ihre Spinnarbeit zu verrichten. Solche Spinnabende (veillées) gestalten sich zuweilen recht stimmungsvoll, besonders wenn sie in einer alten,

<sup>1)</sup> Man findet das gleiche Gerät für Herstellung von Fäustlingen und ein ganz ähnliches Arbeitsverfahren bei den Ruthenen in Galizien.

von Öllampen nur schwach beleuchteten Stallwohnung stattfinden. Die Frauen spinnen, die Jugend singt und treibt allerlei Scherze, die Männer spielen Karten; hie und da gibt auch eine Geschichte aus der alten Zeit zum Besten. Gegen 11 Uhr bricht man auf, um am nächsten Tage wieder in einem anderen Haus zusammenzukommen.

## VII. Sitten und Bräuche.

### I. Sitten und Bräuche des Familienlebens.

#### Geburt und Taufe.

Die Entbindung ist für die Bessanerinnen keine ungefährliche Sache, denn es gibt keine Hebamme im Dorf und der Arzt, der in Lanslebourg, 12 km von Bessans entfernt, wohnt, kommt, wenn er überhaupt gerufen wird, oft erst nach der Geburt des Kindes. Man ist also auf sich selbst angewiesen, allenfalls noch auf die Hilfe einer alten Bäuerin, die, ohne geschulte Hebamme zu sein, den Frauen bei der Entbindung beisteht.

Da die Betten in der Stallwohnung ziemlich hoch und kastenartig angebracht sind, der Zutritt also sehr unbequem ist, werden die Frauen zur Entbindung in der Mitte des Stalles auf Stroh gebettet.

Ich habe mich eingehend erkundigt, ob bei der Pflege der Wöchnerin und des Neugeborenen besondere Bräuche beobachtet werden. Nach den erhaltenen Auskünften wäre hier nichts Besonderes zu vermerken, außer der Sitte, der Wöchnerin sofort nach der Entbindung um jede Zehe einen roten Faden zu binden, um sie vor einer Verblutung zu schützen. (Sympathetisches Mittel.)

Die Zeremonie des ersten Kirchganges oder der „Reinigung“ findet in den meisten Fällen drei bis vier Wochen nach der Entbindung statt. Die Frau geht, in einen langen weißen Schleier gehüllt, zur Kirche, der Pfarrer kommt mit Stola und Weihwedel, spricht das Gebet, nimmt die Stola ab, legt sie auf den Arm der Frau, besprengt sie mit Weihwasser und die Zeremonie ist zu Ende.

Bei ihrem ersten Kirchgang muß die junge Mutter immer von einer anderen Frau begleitet werden, sonst stöße ihr, nach der Meinung der Bessaner, ein Unglück zu. Man erzählt sogar von einer Frau aus Averole, die nach ihrer Entbindung zum ersten Mal allein nach Bessans zur Kirche hinunterging, daß sie in einen Abgrund stürzte und für immer verschwand. Oben am Felsen blieb nur der Schleier der Verunglückten hängen.

Über die Zeremonie der Taufe in Bessans ist nicht viel zu sagen.

Das Neugeborene wird in eine mit Spitzen und Bändern geputzte Decke (portefant) eingehüllt und vom Paten, wie im ganzen Bezirk der Hohen Maurienne, zur Kirche getragen. Die Bänder der Decke haben für Knaben und Mädchen die gleiche Farbe. Die Patin geht neben dem Paten; sie trägt die Scuffia (weiße Spitzenhaube) und ein weißes seidenes Schultertuch; die Eltern folgen als nächstes Paar, selbstverständlich in Sonntagstracht.

Nach der Taufe gibt der Pate im Hause des Neugeborenen oder in einem Gasthaus ein Festessen, zu dem außer den Eltern Verwandte und Freunde eingeladen werden.

Für das erste Kind wird als Pate der Großvater väterlicherseits und als Patin die Großmutter mütterlicherseits gewählt; für das Zweitgeborene übernehmen Onkel und Tanten die Patenschaft und bei weiterem Familienzuwachs ladet man junge Paare — meistens Brautleute — als Paten ein.

Die Patin hat die Pflicht, drei Monate lang die Wäsche ihres Patenkindes zu waschen.

### Erste heilige Kommunion.

Gewöhnlich findet die erste heilige Kommunion jedes zweite Jahr statt, doch ist man manches Mal gezwungen, von diesem Brauche abzuweichen.

Am Tage vor der Feier bekommt der Pfarrer von den Erstkommunianten zwei schöne Lämmer, und zwar von den Knaben einen Widder, von den Mädchen ein Schaf. Man wählt zu diesem Zweck die schönsten Tiere, schmückt ihren Rücken mit breiten roten Bändern in Form eines  $\wedge$ , als Initial der heiligen Jungfrau, und bekränzt die Köpfe mit kleinen Sträußen künstlicher Blumen.

Die Kinder führen die Tiere an roten Bändern; zuerst gehen die Knaben, dann die Mädchen. Es werden gewöhnlich die ältesten Kinder — zwei Knaben und zwei Mädchen — zu diesem ehrenvollen Amt bestimmt.

Die Kinder danken dem Pfarrer für die Mühe, die er sich mit ihnen beim Religionsunterricht gegeben hat. Der Pfarrer bedankt sich seinerseits für das Geschenk und gibt jedem Kinde ein Heiligenbild zum Andenken

### Die Hochzeit.

Es ist eine wohlbekannte Tatsache, daß Hochzeits- und Begräbnisbräuche länger als alle anderen Volkssitten in ihrer ursprünglichen Form erhalten bleiben. Vielleicht ist es eben der wichtigen Rolle, welche diese beiden Ereignisse im menschlichen Leben spielen, zuzuschreiben, daß die sich darauf beziehenden Zeremonien dem zerstörenden Einfluß der Stadt am längsten widerstehen können. Insbesondere ist das in einer so entlegenen Ortschaft wie Bessans der Fall, ganz im Gegensatz zur Behauptung des Herrn Kanonikus Truchet, der in seiner Arbeit über die Bessaner Kirchengesänge sagt: »Was Hochzeits- und Begräbnisbräuche betrifft, so gibt es hierüber nichts zu bemerken.«<sup>1)</sup>

Ehemals fanden die meisten Hochzeiten im Mai und im Juni statt, gegenwärtig aber, da immer mehr Leute für den Winter in die Städte ziehen, wird unmittelbar vor der Abreise, im September oder Oktober geheiratet.

Gewöhnlich heiraten die jungen Leute aus ein und derselben Gemeinde untereinander, und es ist sehr selten, daß ein junger Mann um ein Mädchen aus einem anderen Dorf freit. Es wurde übrigens schon von mehreren Ethnologen bemerkt, daß in hochgelegenen Ortschaften die meisten jungen Leute im Dorf selbst heiraten, während man unten im Tal das Gegenteil beobachten kann.

A. van Gennep<sup>2)</sup> meint, daß diese Tatsache als „ein Überrest der alten Regel der Endogamie in Hochgebirgstälern und Exogamie in der Ebene angesehen werden kann“. Es bedarf aber gewiß noch gründlicher vergleichender Studien, um diese interessante Tatsache zu erklären.

Die jungen Leute treffen die Wahl gewöhnlich ohne jede Vermittlung Bekannter oder Verwandter. Es gibt genug Gelegenheiten, sich kennen zu lernen und einander näherzukommen. Im Winter sind es Spinnabende und andere Abendunterhaltungen, im Sommer die „vogues“ (Schutzheiligenfeste), die Heuernte, der Aufenthalt auf den Alpen, die die Jugend einander näherbringen.

<sup>1)</sup> Chanoine Truchet, a. a. O.

<sup>2)</sup> A. van Gennep: „De quelques rites de passage en Savoie.“ Paris 1910.

**Verlobung.** Der Bessaner freit um sein Mädchen vier bis fünf Jahre lang, was zur Folge hat, daß man nicht sehr jung heiratet; die Mädchen werden oft 22 bis 28, die Männer 30 bis 40 Jahre alt, bevor es zur Eheschließung kommt. Von dem Tage an, an dem die Verlobung in der Kirche angekündigt worden ist, darf sich weder Braut noch Bräutigam ohne Begleitung einer Kranzjungfer, beziehungsweise eines Kranzherrn sehen lassen, denn ein jeder, der sie ohne diese Begleitung trifft, hat das Recht, sie zu „bestehlen“, das heißt in eine Schenke zu führen und sich von ihnen ein Gläschen Wein oder Schnaps zahlen zu lassen.

Am Sonntag vor der Hochzeit geben die Eltern der Braut bei sich zu Hause oder in einem Gasthaus ein offizielles Verlobungsmahl (entrailles). Am Tage vorher verteilen die Brautleute ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn rote Bänder (livrea), deren Länge gewöhnlich 60 cm beträgt und deren Qualität je nach dem Grade der Verwandtschaft oder Freundschaft sich richtet; der Geistliche erhält ein rotes Taschentuch. Die Beschenkten machen verschiedene kleine Gegengeschenke.

Am Tage des Verlobungsmahles begeben sich die Brautleute in Begleitung von Eltern, Verwandten, Kranzjungfern und Kranzherrn in Sonntagstracht zur Kirche. Zum Schluß der Messe intoniert der Vorsänger — ein naher Verwandter des Brautpaares — die Hymne (languentibus), und so lange diese nicht zu Ende gesungen ist, darf niemand, der eine „livrea“ erhalten hat, die Kirche verlassen.

Mittags findet ein feierliches Mahl statt, das auf Kosten des Bräutigams gegeben wird und an dem die beiden Familien mit Paten und Patinnen, Kranzherrn und Kranzjungfern teilnehmen.

#### Hochzeitsgeschenke, Hochzeitsfeier.

Einige Tage vor der Hochzeit begibt sich das Brautpaar in Begleitung der Brautmutter nach Turin, um das Hochzeitsgeschmeide, bestehend aus einem goldenem Kreuz, einem Ring und Ohrgehängen, zu kaufen. Diese Schmucksachen, die in volkskünstlerischer Hinsicht nichts Charakteristisches aufweisen, gelten, ebenso wie das Hochzeitskleid und die Hochzeitshaube der Braut, als obligates Geschenk des Bräutigams. Wer den erforderlichen Betrag nicht aufbringen kann, muß eben mit der Hochzeit warten.

Ehemals ging das junge Paar am Tage vor der Hochzeit in Begleitung zweier älteren Zeugen zur Kirche. Der Pfarrer fragte sie, ob sie mit der getroffenen Wahl zufrieden seien und stellte dann vor den Bräutigam eine geweihte Platte, auf welche dieser je nach seinem Vermögen 5 bis 30 Francs legte.

Am Tage der Hochzeit selbst begeben sich die Kranzjungfern, bevor sie zum Standesamt gehen, ins Haus der Braut, um ihr einen Strauß weißer künstlicher Blumen zu überbringen.

Beim Verlassen des Standesamtes geben die Kameraden und Freunde des Bräutigams sowohl der Braut als auch dem Bräutigam ähnliche Sträuße und bekommen vom Bräutigam ein Goldstück.

Man trinkt ein Gläschen Schnaps an einem im Hof des Gemeindeamtes aufgestellten Tisch und begibt sich dann zur Kirche. Zuerst geht die Braut mit ihrem Vater, einem Brautführer und einer Brautjungfer (meistens Neffe und Nichte); Verwandte und Freunde folgen paarweise, zuletzt geht der Bräutigam mit seiner Mutter und einer Brautjungfer.

Alle verheirateten Frauen, mit Ausnahme derer, die in Trauer sind, tragen Brautkleider; die jungen Mädchen setzen zu ihrem Sonntagsstaat die weiße Kommunionhaube auf, die genau nach der Art der Hochzeitshaube, nur mit weniger kostbaren Spitzen gemacht ist.

Nach der Trauung verlassen die Neuvermählten gemeinsam die Kirche, ihnen folgen der Brautführer und die Brautjungfern. Der Brautvater reicht der Mutter des Bräutigams den Arm, der Vater des Bräutigams der Brautmutter, die Geschwister des Bräutigams bilden Paare mit denen der Braut; zuletzt folgen die entfernteren Verwandten und Freunde der Neuvermählten.

Diese traditionelle Ordnung des Hochzeitzuges wird immer strengstens eingehalten und die kleinste Neuerung in dieser Beziehung würde eine wahre Revolte in der ganzen Gemeinde hervorrufen.

Nun begeben sich alle ins Haus der Braut oder in ein Gasthaus, wo das auf Kosten des Bräutigams gegebene Hochzeitsmahl stattfindet.

Die Braut, die ihren Platz zwischen den Eltern des Bräutigams hat, beginnt während der Mahlzeit zu singen, die anderen folgen ihrem Beispiel und bald macht die bis dahin herrschende ernste Stimmung fröhlicher Unterhaltung Platz. Man trinkt, singt und plaudert bis zum Abend. Kurz vor dem Abendessen verschwinden die Frauen und Mädchen eine nach der anderen, um bald in einfacherer Kleidung wiederzukommen. Die sparsamen Bessanerinnen schätzen ihre Hochzeitskleider und vor allem ihre weißen Häubchen zu sehr, um Gefahr laufen zu wollen, daß sie beim Tanz beschmutzt oder zerknittert werden. Sie gehen also schnell nach Hause, ziehen das Sonntagskleid an und kehren dann zurück, um die ganze Nacht bei Tanz, Wein und Musik zuzubringen.

Die Bessaner, die bei der Arbeit ernst und verschlossen sind, ändern sich ganz, wenn es zur Unterhaltung geht. Da werden sie gesprächig, galant, oft kindlich ausgelassen, ohne daß jedoch dieser Übermut rohe Formen annähme. Sie verstehen es wohl, zur rechten Zeit aufzuhören, und sollten sie sich einmal vergessen, so werden sie von den Frauen auf eine energische Art zurechtgewiesen.

Die Hochzeitsfeier dauert nur einen Tag; der Brauch der sogenannten „repetailles“, das heißt der genauen Wiederholung der ganzen Feier am darauffolgenden Sonntag, der zum Beispiel im Tal der Tarentaise üblich ist, hat in Bessans nie bestanden.

Nach der Hochzeit, die gewöhnlich an einem Donnerstag stattfindet, bleibt die junge Frau noch einige Tage bei ihren Eltern und begibt sich erst am Montag ins Haus ihres Gatten.

Ist die Familie des Mannes zahlreich, so richten sich die Neuvermählten einen selbständigen Haushalt ein, sonst ziehen sie zu den Eltern des Mannes, zumal wenn diese schon bejahrt sind.

Die „Barriere“ und die „Badauche“. Es kommt manchmal, wenn auch selten, vor, daß ein junges Mädchen in ein anderes Dorf heiratet, nach der Hochzeit also ihre Heimat verlassen muß. Dann ist es Sitte, daß an dem Tage, an welchem der junge Ehemann seine Frau heimführen soll, Burschen und Mädchen sich am Ausgange des Dorfes auf der Archbrücke versammeln und den Weg mit einem roten Band versperren.

Neben dieser „Barriere“ wird ein Tisch mit Wein, Schnaps und verschiedenen Leckerbissen aufgestellt; die Neuvermählten sollen, bevor sie das Dorf verlassen, noch eine vergnügte Stunde mit ihren Freunden zubringen und von ihnen bewirtet werden.

Wenn es dann endlich Zeit wird, von der Heimat Abschied zu nehmen, schneidet die junge Frau mit einer Schere das rote Band in der Mitte durch, behält die eine Hälfte, die andere aber gibt sie den Freunden, von denen sie sich jetzt trennen muß. Der junge Ehemann bezahlt für das Freimachen des Weges ein Goldstück (10 bis 20 Francs), das er auf den Tisch legt und das zum weiteren Zechen verwendet wird.<sup>1)</sup>

Verweigert er die Zahlung dieser Summe, so kann er dazu gezwungen werden. Die ganze Gesellschaft stimmt dann einen entsetzlichen Lärm (charivari) an und hört nicht auf, bevor der verlangte Betrag gezahlt ist.

Man macht auch ein Charivari, wenn ein Witwer oder eine Witwe heiraten, und zwar begegnen wir diesem Brauch nicht nur in Savoyen, sondern auch in den anderen Alpenländern (Schweiz). Heiratet ein Witwer, so sind es die Burschen, heiratet eine Witwe, so sind es die Mädchen, die dieses Höllenkonzert aufführen. Gewöhnlich wird bald nach der Verkündigung der Verlobung in der Kirche das obligate Lösegeld im Betrage von

<sup>1)</sup> Man findet diese Sitte des Bänderspannens auch in den anderen Ortschaften der Maurienne, der Hohen Tarentaise und in einigen Gemeinden von Hochsavoyen. Übrigens ist die Sitte, den Neuvermählten auf die verschiedenste Art — durch Feuer, Steihaufen, Bänder etc. — den Weg zu versperren, auch außerhalb Frankreichs sehr verbreitet und wir begegnen ihr sowohl bei romanischen als auch bei slawischen und germanischen Völkern.

20 bis 40 Francs gezahlt. Wird dieser Tribut trotz des „Charivari“ verweigert, dann greift die Jugend zu einem radikaleren Exekutionsmittel. Man macht zwei Stroh puppen (patafiu), die das Brautpaar vorstellen sollen, setzt sie in einen Karren, spannt einen Esel vor und führt sie unter Gesang, Lachen und Scherzen in den Strassen von Bessans herum. Dazu wird mit Kochgeschirren, Deckeln, Kuglocken etc. eine Katzenmusik gemacht, die besonders lebhaft wird, wenn man sich dem Hause der Braut oder des Bräutigams nähert. Dieser Höllenlärm dauert so lange, bis das begehrte Lösegeld bezahlt ist.

### Begräbnis.

Bei der Zeremonie der Totenbestattung finden wir in Bessans einige alte und relativ seltene Bräuche, die im folgenden kurz besprochen werden sollen.

Die Totenbestattung. Am Vortage der Bestattung geht man zur Zeit des Sonnenunterganges in die Kirche, um die Totenvesper zu singen.

Am Tage der Bestattung, unmittelbar bevor der Leichnam weggeführt werden soll, versammeln sich die Trauergäste im Hofe des Trauerhauses und einer der nächsten Angehörigen des Verstorbenen, ein Freund oder ein Nachbar bietet den Anwesenden Schnaps und Likör an. Niemand darf das Getränk (chiquet) abschlagen; man trinkt, bis der Pfarrer kommt. Dann wird ein Gebet gesprochen und der Trauerzug begibt sich zur Kirche.

Männer, Frauen und junge Mädchen schreiten im Sonntagsstaat paarweise einher. Jede Familie muß unbedingt mindestens durch ein Mitglied vertreten sein; sind die Erwachsenen verhindert, zum Begräbnis zu kommen, so wird ein Kind geschickt. Hat der Verstorbene einer Bruderschaft angehört, so nehmen auch deren Mitglieder im Bruderschaftsgewand an dem Trauerzug teil. Ein Verwandter des Verstorbenen verteilt unter die Anwesenden Kerzen, die man in der Kirche anzündet und nach Beendigung der Trauerandacht wieder auslöscht.

An der Spitze des Leichenzuges, neben dem Geistlichen und dem Vorsänger gehen einige Kinder, die den Kopf mit einem weißen Tuch verhüllt haben; die Knaben halten dabei den Hut in der Hand, die Mädchen tragen das Tuch über der Sonntagshaube. (Taf. X, Fig. 1.)

Diese eigenartige Kindergesellschaft führt nun einen Jahrhunderte alten Brauch aus, der auch in den übrigen Gemeinden der Hohen Maurienne gepflegt wird und in folgendem besteht: Die Familie des Verstorbenen wählt unter den Kindern von Verwandten und Freunden vier bis sechs Knaben und Mädchen im Alter von 6 bis 11 Jahren, die mit der oben erwähnten Kopfbedeckung den Leichnam zum Grabe geleiten. Man nennt diese Kinder „les pauvres“ (die Armen) und zahlt den Eltern 4 Francs für jedes Kind, um, wie sich die Bessaner ausdrücken, „die Armen zu bekleiden“. Dieses Geld wird tatsächlich als eine Art wohlthätige Spende betrachtet, die man für das Seelenheil des Verstorbenen darbringt.

Früher wurden dazu wirklich arme Kinder und Frauen bestimmt; folglich konnte das unter sie verteilte Geld tatsächlich als Almosen angesehen werden. Nach und nach ist man von dieser Sitte abgekommen und jetzt sind es Kinder entfernter Verwandter, die das Amt bekleiden und infolgedessen das Geld bekommen:

Die „pauvres“ haben auch die Pflicht, der „Novenne“ beizuwohnen und behalten während des Gottesdienstes ihre weiße Kopfbedeckung.

Nach mündlicher Mitteilung von Herrn Prof. A. van Gennep wäre dieser Brauch möglicherweise als ein Überrest der aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammenden Bruderschaften des heiligen Geistes, des heiligen Sakramentes etc. zu betrachten.

Vor 20 bis 30 Jahren kannte man die Sitte der „Armen“ auch in Hochsavoyen (Chamonix, La Roche, Bonneville).

Eines der „armen Kinder“, gewöhnlich ein Mädchen, trägt in Bessans während des Begräbnisses ein Kruzifix, das mit einem Stück weißer Leinwand bedeckt ist. (Taf. X, Fig. 1.)

Dies bezieht sich auf folgenden Brauch:

Sobald der Kranke die letzte Ölung empfangen hat, wird das Kruzifix, das in seinem Zimmer steht, mit einem Stück weißer Leinwand bedeckt. So lange dieses „verschleierte Kreuz“ neben dem Kranken steht, muß jeder, der ihn besucht, fünf Paternoster und fünf Ave beten.

Stirbt der Kranke innerhalb von 9 Tagen nach der heiligen Ölung, dann wird das verschleierte Kreuz von einem der „armen“ Mädchen bei seinem Begräbnis getragen; stirbt er später, so läßt man das Kruzifix zu Hause. Wird der Kranke gesund, so bleibt dennoch das Kruzifix 9 Tage nach der heiligen Ölung in seinem Zimmer verhüllt stehen.

Es gibt in Bessans alte Leute, die daran glauben, daß ein Kranker, der die Sterbesakramente empfangen hat, auch wenn er ganz gesund wird, 9 Tage lang das Krankenzimmer nicht verlassen darf.

Nach der Totenmesse nimmt man das weiße Zeug von dem Kreuze ab und legt die Leinwand auf die Bank, auf welcher der Sarg gestanden hat. Der Mesner — in Bessans „clerc“ genannt — nimmt die Leinwand mit zum Friedhof und bringt sie nach der Bestattung in die Sakristei zurück, wo sie liegen bleibt, um dem Pfarrer beim Lesen der Novenne als Handtuch zu dienen.

Verschiedene Arten von Bestattung. Neben dem normalen Rituale und den oben beschriebenen Bräuchen finden wir gerade beim Begräbnis die Tendenz, durch gewisse Vorgänge das Alter und das Geschlecht des Verblichenen zu bezeichnen.

Beim Begräbnis eines jungen Mädchens zum Beispiel ist es Sitte, daß die jungen Mädchen, die den Sarg tragen, und die „armen Kinder“, die der Toten das Geleite geben, weiße Hauben, schwarze wollene Schürzen und Schultertücher aus weißem, schwarz gemusterten Baumwollstoff tragen. Hat die Verstorbene einer Kongregation angehört, so stecken sich ihre Gefährtinnen hellblaue Bänder an die Schultertücher.

Die jungen Mädchen bringen ihrer verstorbenen Freundin einen Kranz aus künstlichen Blumen als letzte Gabe dar; dafür bekommen sie von den trauernden Eltern eine kleine Geldspende. Diese Sitte, die ehemals in Bessans allgemein verbreitet war, verschwindet in der letzten Zeit immer mehr.

Vor 20 bis 30 Jahren war es Sitte, an die Bahre eines jungen Mädchens vier rote Taschentücher anzuknüpfen und diese nach der Bestattung den vier Sargträgerinnen zu schenken.

Zur Zeit, als die großen Kerzen Johannes des Täufers, die seit einigen Jahren verboten sind, noch im Gebrauch waren, wurden auch beim Begräbnis eines jungen Mädchens oder eines Jünglings sechs bis acht solcher Kerzen getragen. Die Kerzen wären, wie ich glauben möchte, ein Symbol der Unberührtheit der Verblichenen, da sämtliche Mitglieder der Bruderschaft des heiligen Johannes unverheiratet sein müssen. Die Eltern des Verstorbenen gaben jedem Träger 1 Franc für seine Mühe und zahlten außerdem 3-60 Francs für jedes Paar Kerzen; dieses Geld floß in die Kassa der Bruderschaft.

Beim Begräbnis einer verheirateten Frau wird der Sarg von Frauen getragen, beim Begräbnis einer Witwe von Witwen.

Man bestattet heutzutage sowohl Männer als Frauen und Mädchen in Sonntagskleidern; vor 15 bis 20 Jahren setzte man Frauen die weiße Hochzeitshaube (scuffia), jungen Mädchen die Kommunionshaube auf; noch früher wurde der Leichnam einfach in ein dickes Leintuch eingenäht.

Stirbt ein Kind unter sieben Jahren, so wird ein sogenanntes „Engeleinbegräbnis“ veranstaltet. Eltern, Paten und Verwandte kamen zu diesem Begräbnis noch vor wenigen Jahren in Hochzeitstracht — heute tragen alle, mit Ausnahme der Patin, Sonntagskleider.

Der Pate trägt den kleinen mit Blumen geschmückten Sarg zur Kirche, die Patin geht neben ihm einher und das ganze Begräbnis wird wie eine Taufe gefeiert.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Eine ähnliche Sitte finden wir im Stubaital (Tirol). Der Tod eines kleinen Kindes erweckt mehr Freude als Trauer, da „es ja zum Himmel emporfliegt und ein Engelein wird“. Paul Greusig, „Sage und Brauch aus dem Stubaital“. Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, 1893, S. 176. Auch in Chamonix (Hochsavoyen) begegnen wir demselben Brauch.

Nach dem Begräbnis wird auf Kosten des Paten eine Unterhaltung mit Musik und Tanz veranstaltet; auch die Eltern des verstorbenen Kindes nehmen daran teil. Der Tod eines kleinen Kindes wird eben gar nicht als etwas Betrübenes, sondern im Gegenteil als ein sehr freudiges Ereignis angesehen, da ja das Kind ein Engel wird.

Das „Engelbegräbnis“ ist das einzige, an dem die „Armen“ nicht teilnehmen. Nach der Bestattung bringen Mutter und Patin dem Pfarrer Kerzen.

Die Salzspende. Einige Wochen nach dem Begräbnis wird von der Familie des Verstorbenen eine bestimmte, eigens zu diesem Zwecke hinterlassene Summe dazu verwendet, um für die ganze Gemeinde die sogenannte Salzspende zu machen. Diese alte Sitte stammt vermutlich von der „Gabella“ oder Salzsteuer, die in Frankreich vor der Revolution bestand. In Bessans ist der geschichtliche Hintergrund dieser Sitte ganz in Vergessenheit geraten und man betrachtet die Salzspende eigentlich nur als eine Vergütung für die Schäden, die das Vieh des Verstorbenen in den benachbarten Wiesen angerichtet hat.

Der Pfarrer verkündigt nach der Sonntagsmesse, wann das Salz verteilt werden wird. An dem bestimmten Tag begibt sich ein Mitglied jedes Haushaltes ins Haus des Verstorbenen, dessen Angehörige damit beschäftigt sind, aus einem großen Faß die von den Bessanern mitgebrachten Gefäße mit Salz zu füllen. Man verteilt durchschnittlich zirka 800 *kg* Salz. Jede Familie bekommt zirka 3 *kg*, der Pfarrer 5 *kg*, und zwar die größten Stücke.

Eine solche Salzspende kostete vor dem Krieg 150 bis 200 Francs. Reiche lassen manchmal mehr Salz verteilen oder ordnen anstatt einer Salzspende eine Reisspende an.

Diese Salzspenden sind auch sonst vielfach in den Alpen verbreitet. So hatte ich zum Beispiel Gelegenheit im Jahre 1918, die Verteilung einer derartigen Salzspende in Saas Fee (Oberwallis) mitanzusehen.

## 2. Sitten und Bräuche des wirtschaftlichen Lebens.

### Das Einsegnen von Vieh vor der Alpfahrt.

Im ganzen Bezirk der Hohen Maurienne ist es Sitte, daß das Vieh, kurz bevor es auf die Alpen getrieben wird — etwa Ende Juni — einen kirchlichen Segen empfängt. Die Zeremonie selbst hat sich im Laufe der Zeit mehrmals geändert und läßt in ihrer heutigen Gestalt deutlich die Spuren dieser Wandlung erkennen.

Vor etwa 40 Jahren wurde das Vieh in den Stallungen selbst eingesegnet. Näheres hierüber erfährt man aus einem Merkbuch, in das die Pfarrer von Bessans seit 1879 die religiösen Handlungen in ihrer Gemeinde einzutragen pflegten. Der Pfarrer, der sich in Begleitung des Mesners in die Stallungen zur Einsegnung des Viehes begab, erhielt für seine Mühe von jedem Besitzer einen Ballen Butter oder ein Körbchen mit Eiern; der Mesner bekam gewöhnlich einen Magerkäse (Zieger).

Ich konnte nicht erfahren, warum eigentlich diese Art der Segenerteilung in Bessans aufgelassen wurde, während sie sich beinahe in allen anderen Gemeinden der Hohen Maurienne unverändert erhalten hat.

In Bessans wurde die Zeremonie zunächst insofern vereinfacht, als der Pfarrer nicht mehr in die einzelnen Stallungen zu gehen brauchte, sondern dem ganzen Vieh, das zu diesem Zweck auf der großen Straße jenseits der Archbrücke zusammengetrieben wurde, zugleich den Segen erteilen konnte. Aber auch diese Sitte währte nicht lange und scheint schon vor 1897 verschwunden zu sein, denn im Merkbuch ist folgende Notiz des Pfarrers Ratel (1897—1902) zu lesen: „Ich ging im ersten Jahre auf die Brücke hinaus, doch war weit und breit kein Stück Vieh zu sehen. Ich fand es zweckmäßiger, vor der Kirche zu bleiben, was ich auch tat.“ Seit dieser Zeit tritt also der Pfarrer vor die Kirche und segnet von weitem bei feierlichem Glockengeläute das ganze im Dorfe befindliche Vieh ein.

Ursprünglich trieben die Bauern das Vieh in den Hof hinaus, damit es besser die Gnade des Segens empfangen könnte; heute gibt es in Bessans nur mehr einige alte Leute, die an dieser Sitte festhalten. Die meisten begnügen sich damit, im Augenblick, da der Segen vor der Kirche ausgesprochen wird, die Stalltür zu öffnen. Vertreter der jüngeren Generation tun auch dies nicht mehr und behaupten, daß, wenn der Segen Kraft genug habe, um aus solcher Entfernung durch die offene Tür in den Stall zu dringen, werde er auch durch eine geschlossene Tür hineingelangen. Wir sehen hier also ein interessantes Beispiel, wie sich ein Brauch im Laufe der Zeit allmählich vereinfacht, bevor er endgiltig verschwindet.

Das, was oben über das Einsegnen der Haustiere gesagt wurde, bezieht sich auf Bessans selbst, denn in den Weilern hat die alte Sitte keinerlei Veränderung erfahren. Der Pfarrer kommt am Kirchweihfest in jeden Weiler und segnet nach der Messe das ganze Vieh, das vor der Kirche zusammengetrieben wurde, ein.

Der Brauch, dem Vieh nach dem Segen geweihtes Brot zu geben, hat in Bessans früher nicht existiert und wurde erst 1914 vom Pfarrer eingeführt.

### Das Einsegnen von Vieh auf der Alpe.

Heutzutage wird in Bessans das auf den Alpen weidende Vieh nicht mehr eingesegnet; jedoch bis vor etwa 20 Jahren wurde den im Ribontale weidenden Herden jedes Jahr ein feierlicher Segen erteilt.

Am zweiten Sonntag nach dem Aufstieg auf die Alm wurde in der St. Anna-Kapelle (Alpe Pierre Grosse) eine Messe gelesen und dann segnete der Pfarrer aus der Entfernung das ganze im Gebirge zerstreute Vieh. Am nächsten Sonntag kam er wieder in Begleitung des Mesners hinauf, um Butter abzusammeln. Der Pfarrer bekam von jeder Familie mindestens 1 *kg* Butter, der Mesner einen Magerkäse. Dafür gab der Pfarrer jeder Frau, welche die Milchwirtschaft besorgte, Stecknadeln und 2 *m* bunte Borte, die beim alten Kostüm zum Schnüren des Leibchens verwendet wurde.

Die oben beschriebene Sitte, der wir beinahe in allen Gemeinden der Hohen Maurienne begegnen, verschwand in Bessans, als die St. Anna-Kapelle, in der man die Messe zu lesen pflegte, baufällig wurde. Die Sitte des Alpsegens ist in den Alpenländern weit verbreitet, so finden wir sie — um nur ein Beispiel anzuführen — im Val d'Anniviers (Wallis, Schweiz), wo der Geistliche für die Erteilung des Alpsegens von jedem Bauern einen Laib Käse bekommt; man nennt diese Gaben „*prémices*“. Nach Jegerlehner<sup>1)</sup> waren diese *Prémices* einst im ganzen Wallis verbreitet und stammen von den Zinsen, die früher in Silber oder Papiergeld für Benützung der herrschaftlichen Weiden entrichtet werden mußten.

### 3. Sitten und Bräuche des religiösen Lebens.

Einige kirchliche Festtage, wie zum Beispiel der Antoniustag, der Johannestag, Maria Himmelfahrt, werden in Bessans mit besonderer Andacht gefeiert und gewisse Bräuche, die mit diesen Feiertagen in Zusammenhang stehen, scheinen alten Ursprunges zu sein.

#### Weihnachten.

Mit Ausnahme der in Bessans selbst komponierten Weihnachtslieder (Cantates), die bei der Weihnachtsmesse im Patois gesungen werden, und der gemeinsamen Rodelfahrt nach der Mitternachtsmesse gibt es zu Weihnachten in Bessans nichts Bemerkenswertes. Man zündet hier keine Holzscheite an und es gibt auch keine Frühmesse.

<sup>1)</sup> J. Jegerlehner: Das Val d'Anniviers. 1904.

In der Kirche wird eine kleine, primitiv gearbeitete Krippe aufgestellt, die nichts Charakteristisches zeigt.

Nach der Mitternachtsmesse kehren die Bessaner heim, trinken ein Glas Wein, brechen die Oblate und gehen zu Bett. Jedoch die Jugend will nichts vom Schlaf wissen und begibt sich zur Rodelbahn, die eigens zu diesem Zweck angelegt wurde und sich von der Kirche, die oberhalb des Dorfes liegt, bis zum Fluß hinunter erstreckt. Hier wird nach Herzenslust bis zum Tagesanbruch gerodelt. Die dazu verwendeten Schlitten (grebon) aus Holz sind ganz klein (zirka  $40 \times 50$  cm) und haben zuweilen einen mit Kerbschnitt verzierten Sitz. Manchmal rodeln bis 60 Personen gemeinsam, wobei der Vordermann sich an den Beinen des Hinterrannes festzuhalten pflegt; die jungen Mädchen werden auf den Schoß genommen und in rasendem Tempo gleitet die ganze Gesellschaft hinab. (Taf. X, Fig. 3.)

Diese von alters her üblichen gemeinsamen Rodelfahrten — ein Brauch, der sich in der Hohen Maurienne nur mehr in Bessans und Bonneval erhalten hat — beginnen am Weihnachtsabend und dauern nach der Tradition bis zum Antoniustage (17. Jänner) an.

### Neujahrsfest.

Am Neujahrsfest zahlt in Bessans ein jeder — jung und alt, Mann und Frau — dem Bacchus seinen Tribut.

Zunächst ist es Sitte, daß jeder, der zu Verwandten, Freunden oder Nachbarn kommt, mindestens einen „quantain“<sup>1)</sup> chiquet (Likör, Schnaps) mitnimmt.

Nachdem der Gratulant den gebräuchlichen Glückwunsch: „Ze vos suait un bon an, accompagna da plusier atos, la paix, la santa, la tranquillità, mille boners in cej mundo et lo paradiso in latro“<sup>2)</sup> ausgesprochen hat, bietet er das mitgebrachte Getränk an; erst dann wird er vom Hausherrn mit Schnaps oder Wein bewirtet. Auf diese Weise kommt bei jenen Familien, welche einen größeren Bekanntenkreis haben, am Neujahrstage oft eine zahlreiche Gesellschaft in der Stallwohnung zusammen. Man trinkt tatsächlich so viel man kann und es gibt wohl am Neujahrstag in Bessans kaum einen Menschen, der nicht ein wenig berauscht wäre; doch kommt es selten zu Ausschreitungen.

Neujahrsgeschenke werden nicht gemacht, höchstens bekommen Kinder Kleinigkeiten von Verwandten oder Nachbarn, denen sie Neujahrsglückwünsche darbringen.

### Drei Könige.

Am Tag der Drei Könige erscheinen zum erstenmal Masken in den Straßen von Bessans. Sie lassen sich dann bis zum Faschingdienstag öfters sehen.

Als Maskenkostüm dient hauptsächlich die alte Bessaner Tracht oder die alte Militäruniform. Die Gesichtsmaske wird entweder aus der Stadt bezogen oder einfach aus einem Stück Pappendeckel gemacht.

Vor einigen Jahren veranstaltete man am Dreikönigstage einen wirklichen Maskenzug, der eine Hochzeit darstellte. Alles trug die alte Bessaner Tracht, wobei mancher Spaßvogel sich als Frau verkleidet hatte. Auf dem Hauptplatze von Bessans war der Hochzeitsschmaus aufgetischt; er bestand aus einer riesigen Schüssel Polenta. Alle Hochzeitsgäste setzten sich um den niedrigen Tisch herum und löffelten nach altem Brauch aus der gemeinsamen Schüssel.

<sup>1)</sup> Piemontesisches Maß ( $\frac{1}{5}$  l), das ehemals im ganzen Gebiet der Hohen Maurienne gebraucht wurde und jetzt nur noch in Bessans und Bonneval existiert. „Quint“ der Italiener.

<sup>2)</sup> „Ich wünsche Ihnen ein glückliches Neujahr, das von vielen anderen gefolgt sein möge — Friede, Gesundheit, Ruhe, viel Glück in diesem Leben und das Paradies im Jenseits.“

Wie in ganz Frankreich, so gibt es auch in Bessans einen Epiphaniakuchen,<sup>1)</sup> der nicht in Bessans selbst gebacken, sondern aus Modane oder Lanslebourg bezogen wird.

Vor einigen Jahren hatten die Bessaner noch einen anderen Kuchen, der insbesondere für die jungen Leute bestimmt war und im Gemeindeofen gebacken wurde: eine etwa 1 m große Puppe aus Roggen- oder Gerstenteig. Sie war nach Bessaner Art gekleidet und die Tracht war gleichfalls aus Teig angefertigt. Die Jugend, die sich an diesem Feiertage in einigen Bessaner Häusern versammelte, wählte Paten und Patin und veranstaltete eine regelrechte Taufe, wobei mit Geschirrdeckeln Katzenmusik gemacht wurde. Dann verzehrte man die Puppe und unterhielt sich bei Wein und Musik den ganzen Nachmittag. Abends wurde zum Abschluß der Feier eine gemeinsame Rodelfahrt in Masken unternommen.

Von diesem Brauch ist man heute schon abgekommen; nur für die Kinder pflegt man noch anläßlich des Brotbackens im Gemeindeofen kleine Teigpuppen zu backen.

### Der Tag des heiligen Antonius.

Der 17. Jänner, der Tag des heiligen Antonius, des Schutzheiligen der Haustiere, wird in Bessans besonders feierlich begangen. Es ist selbstverständlich, daß die Bessaner, deren Hauptreichtum in Vieh besteht, ihr Möglichstes tun, um die Gunst dieses Heiligen zu erwerben, damit er Krankheiten und Schaden vom Vieh abwehre.

Um 9 Uhr früh wird in der aus dem 16. Jahrhundert stammenden St. Antonius-Kapelle das Hochamt gelesen. Alle Männer halten brennende Kerzen, die von den Mitgliedern der St. Antonius-Bruderschaft an die Anwesenden verteilt und angezündet werden. Auch werden zu Ehren dieses Heiligen Lieder gesungen, von denen einige, wie die Bessaner behaupten, in Bessans selbst komponiert worden sind.

Nach dem Hochamt begibt sich eine Prozession mit angezündeten Kerzen von der St. Antonius-Kapelle zur Kirche, wo die neuen Kerzen eingeweiht werden. Diese dürfen nur von den Mitgliedern der Bruderschaft des heiligen Antonius während der religiösen Festlichkeiten getragen werden.

Die St. Antonius-Kerzen, von denen jährlich 8 bis 10 für das an diesem Feiertage gesammelte Geld in Turin bestellt werden, sind etwa 2 m hoch und haben einen Durchmesser von über 10 cm. In der halben Höhe jeder Kerze befindet sich das Bild des Heiligen, von einem Blumenkranz umgeben.

Die Bruderschaft des heiligen Antonius, die die Obhut über diese Kerzen hat, besteht aus acht „Betern“, einem Vorstand und seinem Stellvertreter.

Alle zwei Jahre werden zwei neue Beter unter den im letzten Jahre vermählten jungen Männern ernannt; alle vier Jahre wählt man den Vorstand und seinen Stellvertreter.

Am Tage des heiligen Antonius begeben sich nach der Prozession die Beter zu ihren neuernannten Mitbrüdern und bringen jedem auf einer mit einer weißen Serviette bedeckten Schüssel einen Strauß aus künstlichen Blumen, der in ein Stück Brot gesteckt ist. Man nennt dies im Patois „tsentel“. (Taf. X, Fig. 2.)

Nach Beendigung der religiösen Feier werden sämtliche Mitglieder der Vereinigung mit ihren Frauen bei demjenigen zum Mittagessen empfangen, der schon vor zwei Jahren zum Bruder ernannt wurde. Das ist ein Brauch, der streng eingehalten wird. Überdies empfängt der gleiche Antonius-Bruder im darauffolgenden Jahre die ganze Gesellschaft am Tage der heiligen Agathe.

Ich wurde am Antoniustag von der Bruderschaft aufgefordert, dem Abendessen und dem sich daran anschließenden „Ball“, der gewöhnlich die ganze Nacht dauert, beizuwohnen. Trotzdem nur eine enge Stube als Ballsaal diente, tanzten die Bessaner nach

<sup>1)</sup> Es ist das ein Kuchen, in den eine Bohne hineingebacken wird; wer diese Bohne bekommt, wird zum König ausgerufen.

Herzenslust. Wer aber gehofft hätte, alte Nationaltänze zu sehen, wäre an diesem Abend recht enttäuscht gewesen, denn mit Ausnahme der Mont Cenis-Polka (eines alten Nationaltanzes aus der Hohen Maurienne) sah man nur moderne Tänze, welche die Bauern während des Winteraufenthaltes in der Stadt erlernen und dann in ihrer Heimat einführen.

Die Bräuche des Antoniustages beschränken sich auf die beschriebenen Festlichkeiten; es wird in Bessans weder über das Vieh noch über das Salz, noch über die Saat, der Segen ausgesprochen, wie es an diesem Tage in anderen Gegenden Savoyens Sitte ist.

#### Mariä Lichtmeß (2. Februar).

Über die Feier zu Mariä Lichtmeß ist nicht viel zu berichten. Ist das Wetter trüb, so pflegt man hier zu sagen, daß der Bär aus seiner Höhle gehe und daß der Frühling um 40 Tage früher kommen werde. Das Sprichwort sagt: »Lieber einen Wolf in der Herde als einen sonnigen Lichtmeßtag.«

#### Der Tag der heiligen Agathe (5. Februar).

Der Tag der heiligen Agathe wird in Bessans genau so gefeiert wie der Tag des heiligen Antonius.

Da um diese Zeit die Tage schon merklich länger werden und die Sonnenstrahlen ab und zu etwas Schnee schmelzen, sagen die Bessaner: „La St. Agathe lo viel banj sa baguette.“<sup>1)</sup>

Anschließend an diese zutreffende Redensart seien hier noch Sprichwörter angeführt, die sich auf die Tage des heiligen Valentin und des heiligen Peter von Charles beziehen: „St. Valentin, ta la fete, ta la temp jusqu'a la nouvel luna de mai“ (Wie das Wetter am Tage des heiligen Valentin ist, so bleibt es bis zum Vollmond im Mai) und „St. Pierre de Charle, mi feu, mi paille et les 3 part di victialis“ (Am Tage des heiligen Peter von Charles gibt es zur Hälfte Heu, zur Hälfte Stroh und drei Viertel Lebensmittel).

Ich war weder zu Ostern noch zu Pfingsten in Bessans; nach den Erkundigungen, die ich bei den Einheimischen eingezogen habe, werden diese Feste in der allgemein üblichen Art gefeiert.

#### Der Johannistag (24. Juni).

Heutzutage wird das Kirchweihfest (vogue), das am Tage Johannes des Täufers, des Schutzheiligen der Gemeinde Bessans, stattfindet, ohne besondere Festlichkeiten begangen. Vor einigen Jahren bot jedoch dieses Fest noch so manches Bemerkenswerte.

Man trug in feierlicher Prozession die Kerzen des heiligen Johannes einher, eine Sitte, die nach geschichtlichen Zeugnissen aus dem 14. Jahrhundert stammt. Diese Kerzen wurden wie jene des heiligen Antonius in Turin hergestellt, sind aber seit 1910 infolge eines Streites mit dem Bischof von Maurienne verboten. Es ist mir gelungen, einige dieser Riesenkerzen, die gegenwärtig in Bessans in der Kapelle des Heiligen Geistes verwahrt werden, zu sehen. Sie haben eine Länge bis 2:20 m und einen Durchmesser von zirka 20 cm. In halber Höhe befindet sich das Bild des heiligen Johannes, das von kleinen bunten Blumengirlanden umgeben ist. Die Obhut über diese Kerzen war der Bruderschaft Johannes des Täufers anvertraut; diese Bruderschaft, die bis heute besteht, setzt sich aus acht Brüdern, von denen jedes Jahr zwei neu ernannt werden, aus einem Vorstand und seinem Stellvertreter zusammen. Alle Mitglieder sind unverheiratet.

<sup>1)</sup> Am Tage der heiligen Agathe kann schon der Greis seinen Stock ins Wasser tauchen.

Am Vorabend der Johannisfeier gibt es Tanz und Unterhaltung vor der Kapelle des Heiligen bis tief in die Nacht hinein. Man zündet Scheiterhaufen an, springt über die Flammen und tanzt um das Feuer herum.

Am Festtag selbst werden nach der kirchlichen Feier neue Betbrüder ernannt, worauf ein Festessen und Tanz stattfindet, an dem sämtliche Mitglieder der Bruderschaft teilnehmen.

Außer am Johannistag zündete man die Johanniskerzen am Quasimodomontag an, dessen Feier, wie es scheint, recht alten Ursprungs ist.

### Maria Himmelfahrt.

Am Tage Maria Himmelfahrt findet in Bessans eine große Prozession statt.

An der Spitze des langen Zuges gehen junge Burschen mit Fahnen, ihnen folgen paarweise Frauen, die als Zeichen, daß sie einer Kongregation angehören, über ihren Hauben lange weiße Schleier tragen. Dann kommen ältere Männer und kleine Mädchen in weißen Kleidern und mit Myrtenkränzen; jedes trägt eine kleine Fahne. Auf die Mädchen folgen etwa 20 Jungfrauen in Festtracht (weiße Spitzenhaube, weißes Schultertuch, bunte Schürze), von denen acht vom Pfarrer dazu bestimmt werden, das mit Blumen geschmückte Standbild der heiligen Jungfrau zu tragen. (Taf. X, Fig. 4.) Zehn Mitglieder der Fronleichnam-Bruderschaft schreiten mit großen brennenden Kerzen vor und hinter dem Standbild einher. Der Zug wird vom Pfarrer, dem Mesner und einem Chorknaben geschlossen.

Die malerischen Trachten und die Feierlichkeit dieser Prozession inmitten der großartigen Gebirgslandschaft machen auf jeden, der dieser Zeremonie das erstmal beiwohnt, einen tiefen Eindruck.

## VIII. Die Volkskunst.

Zum Schluß sei noch kurz die Bessaner Volkskunst besprochen, deren Erzeugnisse in den einzelnen Familien sich noch bis heute erhalten haben.

Es sind vor allem Gegenstände des täglichen Gebrauches, insbesondere die des Hausrates, welche hier wie anderwärts mit Vorliebe ausgeschmückt und namentlich mit Schnitzwerk verziert wurden. Altertümliche, kunstvoll gearbeitete Bauernmöbel, wie man solche in anderen Alpenländern antrifft, fehlen in Bessans, da ja mit Rücksicht auf die herkömmliche Wohnweise im Stall die Ausstattung dieses Hauptwohnraumes von jeher nur bescheiden war.

Zu den Erzeugnissen der Bessaner Volkskunst zählen ferner Gegenstände, die mit religiösen Vorstellungen verknüpft sind, so die Weihbrunnkessel, die Heiligenfiguren aus Holz u. a. m. Schließlich sind noch die Werke der neueren Holzschnitzerei, deren Traditionen jedoch weit zurückreichen, erwähnenswert.

### 1. Alte Holzschnitzerei.

#### Vogelförmige Salzbehälter.

Von den Gegenständen des Bessaner Hausrates, die seinerzeit eine volkskünstlerische Ausgestaltung erfahren haben, sind vor allem die bis 40 cm langen vogelförmigen Salzbehälter aus Holz zu erwähnen, die in der Regel Hühner darstellen. (Taf. XI, Fig. 5 bis 9.)

Manche dieser Salzbehälter sind in getreuer Nachahmung der betreffenden Vogelart in Kerbschnitttechnik bis ins Detail ausgeführt (Taf. XI, Fig. 8); bei anderen ist nur der Kopf naturgetreu dargestellt, während die Körperrisse bloß angedeutet sind. (Taf. XI, Fig. 6 u. 9.) Zuweilen ist der Vogel nur roh ausgeführt. (Vergl. hiezu auf Fig. 3 den über dem Kaminherd hängenden Salzbehälter.) Der gewöhnlich mit Kerbschnitt verzierte und um einen durchgehenden Holzstift drehbare Deckel des Salzbehälters ist häufig zum Aufhängen mit einem Bügel versehen.

Leider sind diese eigenartigen Salzbehälter heute in Bessans im Verschwinden begriffen, denn die alten Exemplare, die durch gleichgeartete neue nicht ersetzt werden, sind in den letzten Jahren verbrannt oder gar den Kindern als Spielzeug überlassen worden. Nur mehr in einzelnen alten Häusern sieht man noch ab und zu in der Küche einen solchen vogelförmigen Salzbehälter; er pflegt auf seinem traditionellen Platz, nämlich über dem Kaminherd, zu hängen oder neben dem Kamin zu stehen.

Ganz ähnliche Salzbehälter — manchmal stellen sie Gänse und Enten dar — findet man in einigen seitlichen Hochtälern der Mittleren Maurienne, wie Vallée des Arves und Vallée des Villars.<sup>1)</sup>

Was das Vorkommen derartiger Objekte in den anderen Alpenländern betrifft, so weiß ich nur noch von einem entenförmigen Holzgefäß aus Tirol zu berichten, welches in „Peasant Art in Austria and Hungary“<sup>2)</sup> als Eierbehälter bezeichnet ist. (Taf. XI, Fig. 3.) Es besitzt, wie die Bessaner Behälter, einen Holzdeckel, der um einen durchgehenden Stift drehbar ist. Auch die sonstige große Ähnlichkeit dieses Tiroler Gefäßes mit den oben geschilderten savoyischen veranlaßt mich, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß wir hier gleichfalls eine altertümliche Form des Salzbehälters vor uns haben. Die angebliche Verwendung dieses entenförmigen Gefäßes als Eierbehälter dürfte wohl nur zufällig sein.

Über das sonstige Verbreitungsgebiet derartiger Salzbehälter in Europa weiß man vorderhand nicht viel. Nach dem Lexikon Larousse<sup>3)</sup> kommen sie auch in Perm (Nordrußland) vor und zeigen hier eine auffallende Übereinstimmung mit den geschilderten Gefäßen aus Bessans. (Taf. XI, Fig. 4.)

Was das Alter der savoyischen vogelförmigen Salzbehälter betrifft, so stammen sie nach den darauf eingeschnittenen Jahreszahlen zumeist vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Vermutlich reichen jedoch diese Holzgefäße viel weiter, bis ins Mittelalter, möglicherweise bis in die altchristliche Zeit zurück. Es ist selbst nicht ausgeschlossen, daß gewisse Zusammenhänge mit den prähistorischen Gefäßen von ähnlicher Form nachzuweisen wären.

Das Salz spielt bekanntlich eine bedeutende Rolle im religiösen Kultus.

Bereits beim alttestamentarischen Speiseopfer verwendet, gilt das Salz auch im christlichen Kultus wegen seiner würzenden, erhaltenden Kraft als Symbol der Weisheit, der Dauerhaftigkeit und der sittlichen Unversehrtheit. Diese symbolische Bedeutung des Salzes liegt auch seiner Verwendung in der Liturgie zugrunde.<sup>4)</sup>

So zum Beispiel findet das Salz bei der Taufe, der Weihe des Weihwassers sowie des sogenannten Gregoriuswassers bei der Kircheneinweihung Verwendung.

<sup>1)</sup> Leandre Vaillat, a. a. O. S. 188. — E. Canziani: Costumes, traditions et songs of Savoy. London 1911.

<sup>2)</sup> The Studio, London 1911, Fig. 123.

<sup>3)</sup> „Russie“ in Grand Larousse illustré.

<sup>4)</sup> Wetters und Wellés Kirchenlexikon. Freiburg i. B. 1897, Bd. 10, S. 1856.

Am Vorabend der Johannisfeier gibt es Tanz und Unterhaltung vor der Kapelle des Heiligen bis tief in die Nacht hinein. Man zündet Scheiterhaufen an, springt über die Flammen und tanzt um das Feuer herum.

Am Festtag selbst werden nach der kirchlichen Feier neue Betbrüder ernannt, worauf ein Festessen und Tanz stattfindet, an dem sämtliche Mitglieder der Bruderschaft teilnehmen.

Außer am Johannistag zündete man die Johanniskerzen am Quasimodomontag an, dessen Feier, wie es scheint, recht alten Ursprungs ist.

### Maria Himmelfahrt.

Am Tage Maria Himmelfahrt findet in Bessans eine große Prozession statt.

An der Spitze des langen Zuges gehen junge Burschen mit Fahnen, ihnen folgen paarweise Frauen, die als Zeichen, daß sie einer Kongregation angehören, über ihren Hauben lange weiße Schleier tragen. Dann kommen ältere Männer und kleine Mädchen in weißen Kleidern und mit Myrtenkränzen; jedes trägt eine kleine Fahne. Auf die Mädchen folgen etwa 20 Jungfrauen in Festtracht (weiße Spitzenhaube, weißes Schultertuch, bunte Schürze), von denen acht vom Pfarrer dazu bestimmt werden, das mit Blumen geschmückte Standbild der heiligen Jungfrau zu tragen. (Taf. X, Fig. 4.) Zehn Mitglieder der Fronleichnam-Bruderschaft schreiten mit großen brennenden Kerzen vor und hinter dem Standbild einher. Der Zug wird vom Pfarrer, dem Mesner und einem Chorknaben geschlossen.

Die malerischen Trachten und die Feierlichkeit dieser Prozession inmitten der großartigen Gebirgslandschaft machen auf jeden, der dieser Zeremonie das erstmal beiwohnt, einen tiefen Eindruck.

## VIII. Die Volkskunst.

Zum Schluß sei noch kurz die Bessaner Volkskunst besprochen, deren Erzeugnisse in den einzelnen Familien sich noch bis heute erhalten haben.

Es sind vor allem Gegenstände des täglichen Gebrauches, insbesondere die des Hausrates, welche hier wie anderwärts mit Vorliebe ausgeschmückt und namentlich mit Schnitzwerk verziert wurden. Altertümliche, kunstvoll gearbeitete Bauernmöbel, wie man solche in anderen Alpenländern antrifft, fehlen in Bessans, da ja mit Rücksicht auf die herkömmliche Wohnweise im Stall die Ausstattung dieses Hauptwohnraumes von jeher nur bescheiden war.

Zu den Erzeugnissen der Bessaner Volkskunst zählen ferner Gegenstände, die mit religiösen Vorstellungen verknüpft sind, so die Weihbrunnkessel, die Heiligenfiguren aus Holz u. a. m. Schließlich sind noch die Werke der neueren Holzschnitzerei, deren Traditionen jedoch weit zurückreichen, erwähnenswert.

### 1. Alte Holzschnitzerei.

#### Vogelförmige Salzbehälter.

Von den Gegenständen des Bessaner Hausrates, die seinerzeit eine volkskünstlerische Ausgestaltung erfahren haben, sind vor allem die bis 40 cm langen vogelförmigen Salzbehälter aus Holz zu erwähnen, die in der Regel Hühner darstellen. (Taf. XI, Fig. 5 bis 9.)

Manche dieser Salzbehälter sind in getreuer Nachahmung der betreffenden Vogelart in Kerbschnitttechnik bis ins Detail ausgeführt (Taf. XI, Fig. 8); bei anderen ist nur der Kopf naturgetreu dargestellt, während die Körperrisse bloß angedeutet sind. (Taf. XI, Fig. 6 u. 9.) Zuweilen ist der Vogel nur roh ausgeführt. (Vergl. hiezu auf Fig. 3 den über dem Kaminherd hängenden Salzbehälter.) Der gewöhnlich mit Kerbschnitt verzierte und um einen durchgehenden Holzstift drehbare Deckel des Salzbehälters ist häufig zum Aufhängen mit einem Bügel versehen.

Leider sind diese eigenartigen Salzbehälter heute in Bessans im Verschwinden begriffen, denn die alten Exemplare, die durch gleichgeartete neue nicht ersetzt werden, sind in den letzten Jahren verbrannt oder gar den Kindern als Spielzeug überlassen worden. Nur mehr in einzelnen alten Häusern sieht man noch ab und zu in der Küche einen solchen vogelförmigen Salzbehälter; er pflegt auf seinem traditionellen Platz, nämlich über dem Kaminherd, zu hängen oder neben dem Kamin zu stehen.

Ganz ähnliche Salzbehälter — manchmal stellen sie Gänse und Enten dar — findet man in einigen seitlichen Hochtälern der Mittleren Maurienne, wie Vallée des Arves und Vallée des Villars.<sup>1)</sup>

Was das Vorkommen derartiger Objekte in den anderen Alpenländern betrifft, so weiß ich nur noch von einem entenförmigen Holzgefäß aus Tirol zu berichten, welches in „Peasant Art in Austria and Hungary“<sup>2)</sup> als Eierbehälter bezeichnet ist. (Taf. XI, Fig. 3.) Es besitzt, wie die Bessaner Behälter, einen Holzdeckel, der um einen durchgehenden Stift drehbar ist. Auch die sonstige große Ähnlichkeit dieses Tiroler Gefäßes mit den oben geschilderten savoyischen veranlaßt mich, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß wir hier gleichfalls eine altertümliche Form des Salzbehälters vor uns haben. Die angebliche Verwendung dieses entenförmigen Gefäßes als Eierbehälter dürfte wohl nur zufällig sein.

Über das sonstige Verbreitungsgebiet derartiger Salzbehälter in Europa weiß man vorderhand nicht viel. Nach dem Lexikon Larousse<sup>3)</sup> kommen sie auch in Perm (Nordrußland) vor und zeigen hier eine auffallende Übereinstimmung mit den geschilderten Gefäßen aus Bessans. (Taf. XI, Fig. 4.)

Was das Alter der savoyischen vogelförmigen Salzbehälter betrifft, so stammen sie nach den darauf eingeschnittenen Jahreszahlen zumeist vom Anfang des 18. Jahrhunderts. Vermutlich reichen jedoch diese Holzgefäße viel weiter, bis ins Mittelalter, möglicherweise bis in die altchristliche Zeit zurück. Es ist selbst nicht ausgeschlossen, daß gewisse Zusammenhänge mit den prähistorischen Gefäßen von ähnlicher Form nachzuweisen wären.

Das Salz spielt bekanntlich eine bedeutende Rolle im religiösen Kultus.

Bereits beim alttestamentarischen Speiseopfer verwendet, gilt das Salz auch im christlichen Kultus wegen seiner würzenden, erhaltenden Kraft als Symbol der Weisheit, der Dauerhaftigkeit und der sittlichen Unversehrtheit. Diese symbolische Bedeutung des Salzes liegt auch seiner Verwendung in der Liturgie zugrunde.<sup>4)</sup>

So zum Beispiel findet das Salz bei der Taufe, der Weihe des Weihwassers sowie des sogenannten Gregoriuswassers bei der Kircheneinweihung Verwendung.

<sup>1)</sup> Leandre Vaillat, a. a. O. S. 188. — E. Canziani: Costumes, traditions et songs of Savoy. London 1911.

<sup>2)</sup> The Studio, London 1911, Fig. 123.

<sup>3)</sup> „Russie“ in Grand Larousse illustré.

<sup>4)</sup> Wetters und Wellés Kirchenlexikon. Freiburg i. B. 1897, Bd. 10, S. 1856.

Das Salz wird auch für die Haustiere eingesegnet und in einzelnen Alpenländern, so zum Beispiel in Savoyen (Vallée des Bauges), pflegt man noch am St. Antoniustage, dem Tage des Schutzpatrons der Haustiere, dem Vieh geweihtes Salz zu geben.

Das gesegnete Salz kann für den in der Benediktion bestimmten Zweck verwendet werden und wird in der Kirche in einem Gefäß aus Holz, Glas oder Ton aufbewahrt.<sup>1)</sup> Diese Gefäße sind heute gewöhnlich nur einfach gearbeitet. Wenn man jedoch die sakrale Bedeutung des Salzes in Betracht zieht, ist es wohl möglich, daß die kirchlichen Salzbehälter ursprünglich kunstvoller ausgeführt oder figural ausgeschmückt waren.

Für die Vogelgestalt der ursprünglichen kirchlichen Salzgefäße spricht vielleicht der Umstand, daß Unsterblichkeitstrank- oder Rauschtrankbehälter, wie sie Spieß<sup>2)</sup> für einige europäische und außereuropäische Völker bis in die prähistorischen Zeiten nachgewiesen hat, häufig als Vögel geformt sind (entenartige, der Hallstattzeit angehörige Bronzevögel).

Da nun das Salz als ein alles Faule und Schlechte abwehrender Stoff bereits in der Bibel als Bild des unvergänglichen Lebens dient,<sup>3)</sup> bei Homer (Hom. II, IX, 214) als göttlich gilt und von alters her dem einfachen Familien- und dem gastlichen Tisch seine Weihe gab, so mögen vielleicht gewisse Zusammenhänge zwischen den altertümlichen Rauschtrankbehältern und den zu kultischen Zwecken verwendeten Salzgefäßen nicht ausgeschlossen sein.

Wir können somit in den heute im Verschwinden begriffenen savoyischen vogelförmigen Salzbehältern möglicherweise den letzten Rest der ehemals für kultische Zwecke ähnlich gestalteten Salzgefäße erblicken, die nun ihre ursprüngliche Bedeutung gänzlich verloren haben und im Laufe der Zeit zu den Gegenständen des alltäglichen Lebens, des Hausrates, herabgesunken sind.

### Spinnräder und Spinnrocken.

Von den übrigen künstlerisch ausgeführten Gegenständen des Bessaner Hausrates wären noch die Spinnräder und die Spinnrocken zu erwähnen. Tafel X (Fig. 1 und 2) bringt zwei der schönsten Spinnräder, die in Bessans noch zu finden waren.

Bei dem einen, dessen Spulradhälter die in Blei eingelegte Jahreszahl 1800 trägt, ist das Tretrad in Durchbruchschnittwerk reich ausgeführt. Die vier Speichen des Rades sind auf ihrer Vorder- und Rückseite mit Motiven aus der Pflanzenwelt und geometrischen Ornamenten in Flachschnitt verziert. Der Raum zwischen je zwei Speichen ist mit Rocaille-Schnörkelungen ausgefüllt, die in symmetrischer Wiederkehr vereinigt sind. (Taf. XI, Fig. 1.)

Das zweite, ungefähr gleich alte Spinnrad hat ein weniger kunstvoll gearbeitetes Tretrad, dafür aber einen hübsch geschnitzten Spulradhälter. (Taf. XI, Fig. 2.)

Die Spinnrocken kommen in Bessans in zweierlei Form vor: entweder ist es ein vierkantiger Stab mit einer Riefenverzierung des oberen Teiles (Taf. V, Fig. 14) oder hat der Spinnrocken einen eiförmig ausgebauchten Rockenaufsatz. (Taf. V, Fig. 13.)

Bei der letzteren Art der Spinnrocken, die aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt, ist der Stab in der Regel mit Flachschnitt

<sup>1)</sup> K. Schrod: Das Salz. Wetters und Weltés Kirchenlexikon, Freiburg i. B. 1897. Bd. 10, S. 1856.

<sup>2)</sup> Dr. Karl Spieß: Die Behälter des Unsterblichkeitstrankes. Mitt. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien. Bd. XLIV, S. 20 und 31.

<sup>3)</sup> Kampfhausen: Das Salz. Riehms Handwörterbuch des biblischen Altertums. Bd. 2, S. 1360.

(aufstrebende Traubenranken) verziert. Die Grundform dieses Spinnrockens ist der durch Schlitzung und Aufstauchung im Oberteil ausgebauchte Rohrspinnrocken, der charakteristische Mittelmeertypus.<sup>1)</sup>

#### Weihbrunnkessel und Heiligenfiguren aus Holz.

Ein beliebtes Objekt für den Bessaner Künstler bildeten ferner die kleinen Weihbrunnkessel aus Holz, die gewöhnlich an der Vorderwand der Kastenbetten in der Stallwohnung angebracht sind.

Tafel XI (Fig. 1) zeigt einen der schönsten derartigen Weihwasserbehälter aus Bessans. Die leider beschädigte kelchförmige Schale mit Flügelschwingen ruht hier auf einem gleichfalls geflügelten Engelskopf; zu oberst befindet sich die Hostie (?) im Strahlenkranz. Das Ganze ist in barocker Schnitzerei ausgeführt und dürfte aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammen.

Eine andere, häufiger vorkommende Art der Weihbrunnkessel besteht aus einer gerieften Schale und einem durchbrochen geschnitzten, mit dem Namen Jesu versehenen Rückenbrett. (Taf. XII, Fig. 2.) Es ist eine Arbeit im Stil des 18. Jahrhunderts (zweite Hälfte). Nach der Meinung des Herrn Dozenten Dr. A. Haberlandt sind die besprochenen Weihbrunnkessel interessante Nachbildungen in Holz nach Vorbildern in der Hafnerei.

Neben den geschilderten Weihbrunnkesseln haben sich noch in vielen Bessaner Häusern buntbemalte Holzfiguren erhalten, welche die verschiedenen Schutzheiligen darstellen.

Besonders beliebt ist die Darstellung des heiligen Antonius von Padua, des lokalen Schutzpatrons der Haustiere (Taf. XI, Fig. 4), Johana des Täufers, des Schutzpatrons des Marktes Bessans (Taf. XI, Fig. 5), des heiligen Martin, der hl. Margarete sowie der einzelnen Apostel.

Die meisten dieser Heiligenfiguren jüngeren Datums weisen nur wenig Bemerkenswertes auf; unter den älteren Exemplaren findet man öfters manches Interessante in Bezug auf Ausführung und Auffassung, so zum Beispiel an einer Figur der Dreifaltigkeit. (Taf. XI, Fig. 3.) Auch die in volkskünstlerischer Hinsicht gewiß beachtenswerte Figur der heiligen Margarete, die im Gebet auf einem Drachen kniet, weicht von der in den östlichen Alpenländern üblichen Darstellung durchaus ab. (Taf. XI, Fig. 6.) Diese Holzfigur, deren Höhe 54 cm beträgt und die vorwiegend mit gelben, grünen, braunen und roten Farben bemalt ist, dürfte aus dem 17. Jahrhundert stammen.

Schließlich wäre noch von dieser Art der volkskünstlerischen Erzeugnisse ein Holzrelief zu erwähnen, das den heiligen Martin mit dem Bettler darstellt und 1741 datiert ist. Bei diesem sonst ganz kunstgerecht geschnitzten Stück fällt vor allem die unnatürliche Haltung des heiligen Martin auf, dessen Oberkörper in Vorderansicht dem Zuschauer zugewendet ist, während die Beine Profilstellung einnehmen. (Taf. XI, Fig. 7.) Auf diese Weise schneidet die Sagittalebene des Reittieres die des Oberkörpers des Reiters unter einem Winkel von 90°.

Wir finden diese unnatürliche Stellung des Reiters auch bei manchen anderen Werken der Volkskunst, so zum Beispiel bei einem Kinderspielzeug, einem Pfeifchen aus Ton, das Twardowski, den polnischen Faust, auf einem Hahne reitend darstellt.<sup>2)</sup>

Ähnlich ist manchmal die Stellung des heiligen Georg im Kampfe mit dem Drachen. Schon in den Werken der Gotik findet man die gleiche Auffassung.

<sup>1)</sup> Dr. A. Haberlandt: Vor- und frühgeschichtliche Überlieferungen im Volksbesitz der Gegenwart. Wiener Zeitschr. f. Volkskunde 1919, S. 87.

<sup>2)</sup> E. Goldstern: Twardowski, der polnische Faust. Zeitschr. f. österr. Volkskunde 1912.

## 2. Neuere Holzschnitzerei.

Genrefiguren. Eine andere, neuere Art der Holzschnitzerei, die ihre Motive nicht, wie bei den vorhin geschilderten Objekten, aus dem religiösen, sondern hauptsächlich aus dem Alltagsleben schöpft, sind die in Bessans verfertigten Spielsachen aus Holz. Diese wurden bis vor dem Kriegsausbruch vom letzten Nachkommen des alten Bessaner Holzschnitzergeschlechtes namens Vincendières hergestellt. Vorwiegend sind es Spiel- oder Genrefiguren, wie sie die Spielwaren erzeugende Hausindustrie in den Alpenländern seit etwa Mitte des 19. Jahrhunderts kennt. Die Bessanerinnen werden in ihrer Nationaltracht bei Verrichtung verschiedener Hausarbeiten, wie Spinnen, Butter schlagen (Taf. ~~XIII~~, Fig. 5 und 7), Wäsche waschen, die Bessaner wiederum als Jäger mit ihrer Beute, als Paten mit dem Kinde und dergleichen mehr, dargestellt. Auch Wiegenkinder werden mit Vorliebe geschnitzt, desgleichen Vögel und Haustiere, vor allem der treue Freund und stete Begleiter der Bessaner, der Esel.

XIII →

XIII → (Taf. ~~XIV~~, Fig. 3.)

Diese bunt bemalten Spielsachen, insbesondere die Genrefiguren, sind trotz ihrer primitiven Ausführung recht ausdrucksvoll.

Bessaner Teufel. Das eigenartigste Erzeugnis der neueren Holzschnitzerei in Bessans ist der vierhörnige Teufel, welcher nach Aussagen der Bessaner von einem Ahnen des gegenwärtigen Schnitzers als Schreckmittel für unartige Kinder ersonnen wurde. Es ist also der Bessaner »Krampus«. Später, bei zunehmendem Fremdenverkehr in Bessans, ist der Teufel gleich den geschilderten Spielsachen hauptsächlich ein Artikel der Fremdenindustrie geworden.

Der Teufel von Bessans ist in der Regel 35 cm hoch und zumeist hellgelb oder schwarz bemalt. Auf diesem Hintergrund sind allerorts in gleichen Abständen zungenartige rote Flecken, die die Höllenflammen darstellen sollen, aufgetragen. Aus dem Rücken wachsen zwei große Flügel hervor, deren Farbe zumeist von der des Körpers abweicht. XIII → (Taf. ~~XIV~~, Fig. 1, 2, 6.) Der mit Runzeln bedeckte schauerliche Kopf wirkt noch abschreckender durch spitze Ohren und ein riesiges, weit aufgesperrtes Maul mit fletschenden Zähnen und ausgestreckter Zunge. In der einen Hand pflegt der Teufel eine zweizackige Gabel, in der anderen einen Höllenkandidaten oder eine Kandidatin in der Nationaltracht zu halten. Durch das Ziehen an zwei unten auslaufenden Schnüren kann der Schweif und die rechte Hand des Teufels bewegt werden.

Das besondere Unterscheidungsmerkmal des Bessaner Teufels sind die zwei Paar Hörner. Das eine hakenförmige Hörnerpaar (aus Eisen) befindet sich an der Stirn, das andere Paar (aus Holz) ist zugespitzt und wächst aus dem Scheitel hervor. Zuweilen ist unten eine Aufschrift angebracht, wie zum Beispiel: „À mois les féneant!“ (À moi les féneants).

Nicht immer erscheint der Bessaner Teufel als siegreicher Beherrscher der armen Seelen, sondern hie und da auch als Höllenfürst, welcher der Macht des Himmels nicht widerstehen kann. Diese abweichende Konzeption kommt in einer Darstellung des

Bessaner Teufels zum Ausdruck, die ich im ethnographischen Museum (Trocadero) in Paris fand.<sup>1)</sup>

Das in Rede stehende Schnitzwerk bringt einen den vorhin geschilderten ähnlichen Teufel, der von einem Priester mit Gebetbuch in der Hand verbannt wird. (Taf. XIII, Fig. 4.) Besonders zu beachten ist die gelungene Darstellung der Hauptfigur, in deren Gesichtsausdruck und steifem, zögerndem Gang die Unzufriedenheit und der Zorn in naiver, jedoch wirkungsvoller Weise zum Ausdruck kommt.

Diese eigenartigen Erzeugnisse der Bessaner Volkskunst, in den Alpenländern in analoger Ausführung sonst nicht bekannt, sind leider im Begriff, zu verschwinden. Denn der letzte Vertreter der oben erwähnten Holzschnitzerfamilie Vincendières ist über 70 Jahre alt und hat keinen Nachfolger in seiner künstlerischen Tätigkeit.

---

<sup>1)</sup> An dieser Stelle spreche ich dem Herrn Prof. René Verneau für seine freundliche Erlaubnis, die Figur zu photographieren, meinen besten Dank aus.

## II.

# Beiträge zur Volkskunde des bündnerischen Münstertales (Schweiz).

Mit 15 Lichtdrucktafeln und 3 Textabbildungen.

---



## Einleitung.

Verläßt man die Eisenbahn in Zernez (Engadin) und schlägt die schöne Straße zu dem Ofenpaß ein, so befindet man sich bald mitten in der wilden abwechslungsreichen Landschaft des schweizerischen Nationalparks. Nach stundenlangem Wandern in unübersehbar weitem, fast menschenleerem Waldgebiet erreicht man endlich die Paßhöhe, von der man in ein freundliches, anmutiges Tal blickt, dessen weißschimmernde Häusergruppen von Wiesen und Wäldern umgeben sind. Es ist das bündnerische Münstertal, das eine tiefe Querfurche zwischen dem Inn- und dem Etschtal bildet und von Westen nach Nordosten verläuft. Dieses Tal wird wie das Engadin von Rätoromanen bewohnt, die ihren Dialekt bis heute beibehalten haben, wenn auch die meisten von ihnen mit der deutschen Sprache schon ziemlich vertraut sind.

Gegen Engadin und Veltlin durch hohe Pässe abgeschlossen, öffnet sich das Münstertal freundlich gegen den Ober-Vintschgau, zu dessen Gebiet es geographisch gehört und mit dem es vor dem Kriege auch wirtschaftlich verbunden war. Durch diese von der Natur bedingten Verhältnisse hat das Münstertal den bedeutendsten Kultur- einfluß vom Vintschgau aus erfahren.

Auch der bereits im frühen Mittelalter gepflogene Verkehr mit dem Engadin über den Ofen- (2155 *m*) und den Scarlpaß (2251 *m*) einerseits und mit dem Veltlin über das Wormser Joch (2505 *m*) andererseits brachte weitere wichtige kulturelle Beziehungen mit sich. (Fig. 4.)

Der kulturgeschichtliche Werdegang des Münstertales wird in seinen Grundzügen durch den jahrhundertlangen Kampf zwischen den Bischöfen von Chur und den Grafen von Tirol, ferner durch die Einwanderung zahlreicher Geschlechter aus dem Vintschgau, aus dem Engadin und dem Veltlin bestimmt. Dazu kommt noch, als drittes wichtiges Moment, die Emigration der Münstertaler nach Frankreich und Italien und die Verpflanzung der diesen Ländern eigenen Kulturformen auf heimatlichen Boden bei der Reemigration. Alle diese Faktoren haben schon früh die Einheitlichkeit der Bevölkerung zerstört und die einheimische Kultur mit fremden Elementen durchsetzt.

Da die sprachlichen Eigentümlichkeiten<sup>1)</sup> und die geschichtliche Entwicklung<sup>2)</sup> des Münstertales schon einer ausführlichen wissenschaft-

<sup>1)</sup> Decurtins: Rätoromanische Chrestomatie.

<sup>2)</sup> P. Foffa: Das bündnerische Münstertal, eine historische Skizze. Chur 1864. P. Albuin: Vergißmeinnicht aus dem bündnerischen Münstertal. 1919. Zemp: Das Kloster St. Johann.

lichen Behandlung unterworfen wurden, will ich weitere Erörterungen über diese Fragen hier unterlassen. Ich beschränke mich auf das rein Volkskundliche, das hier um so interessanter ist, als dieses Tal, entsprechend seiner geographischen Lage, eine Mischung von rätoromanischen und germanischen Elementen aufweist, die unter anderem in der Bauart des Hauses in Erscheinung treten. Dieses letztere sowie auch der Hausrat bilden den Hauptgegenstand der vorliegenden Arbeit. Dabei wurde das Schwergewicht nicht auf eine detailreiche Schilderung gelegt, sondern vielmehr versucht, die Beziehungen

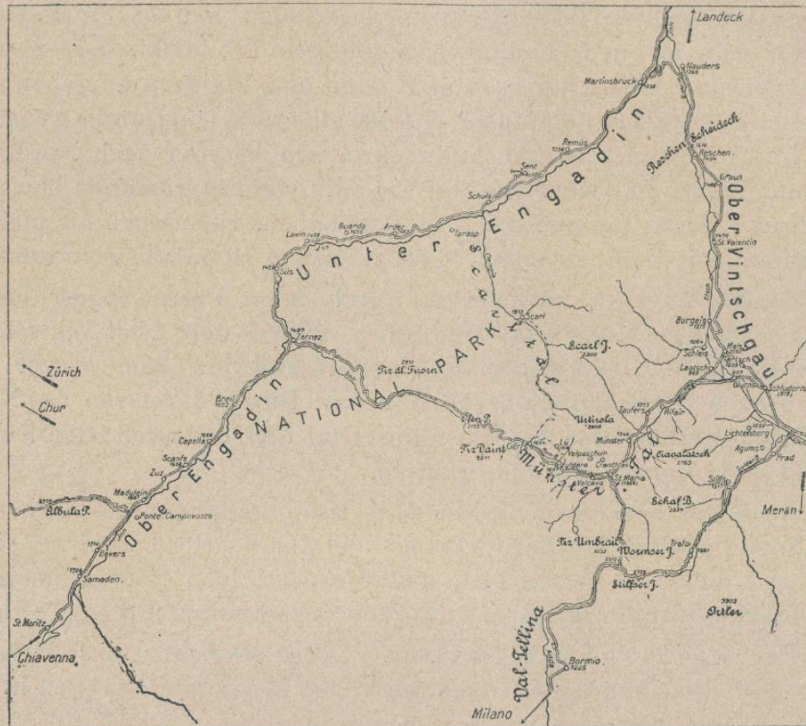


Fig. 4. Übersichtskarte des Münstertales und seiner Grenzgebiete.

des Münstertaler Hauses zu dem Hause der Nachbargebiete (Engadin, Obervinschgau) einigermaßen festzustellen.

Trotz des mehrmonatlichen Aufenthaltes im Münstertal, Engadin und Obervinschgau im Herbst 1919 und 1920 war es mir durch die Ungunst der Verhältnisse leider nicht gelungen, ein wirklich vollständiges Material über diese Gegenden sammeln zu können; ich hoffe, daß die Zukunft mir noch eine Möglichkeit zu einer Ergänzung der bisherigen Untersuchungen bieten wird.

Bevor ich an die Schilderung des Münstertaler Hauses gehe, möchte ich meinen besten Dank jenen Münstertalern aussprechen, die mir durch ihre freundlichen Auskünfte bei meiner Arbeit behilflich

waren. Ich erwähne hier mit besonderem Dank die Herren Major Groß, Jan Battista Groß und Padrod Groß in Cierfs sowie die Herren Lucie Perl und Pfarrer Filli in St. Maria. Auch meinen lebenswürdigen Gastwirten und allen meinen Münstertaler Freunden sei an dieser Stelle für ihr verständnisvolles Verhalten meinen Forschungen gegenüber herzlichst gedankt. Mit den unvergeßlichen Eindrücken, die mir die herrliche Münstertaler Landschaft geboten hat, werden stets die angenehmen Erinnerungen an ihre freundlichen Bewohner verbunden bleiben.

## I. Die Siedlungsform.

Die häufigste Siedlungsform des Münstertales ist die eines in die Länge gezogenen Straßendorfes, das sich aus einzelnen, zerstreuten, verschieden großen Häusergruppen zusammensetzt.

Am deutlichsten ist diese Siedlungsform in Cierfs (1664 *m*), der letzten Münstertaler Gemeinde talaufwärts, ausgesprägt, die im ganzen etwa 45 Häuser zählt und sich über 2 *km* ausdehnt. (Taf. XIV, Fig. 1.)

Ähnliches finden wir auch in Valcava (1410 *m*) und in Münster (1248 *m*). Während aber in Cierfs und in Valcava die kleinen Häusergruppen weiter voneinander entfernt sind, weist Münster und insbesondere St. Maria (1388 *m*), der Hauptort des Tales, eine geschlossene Siedlungsform auf.

Die Gemeinde St. Maria ist an der Kreuzung zweier Hauptstraßen entstanden, und zwar der Umbrailstraße, die dem Muranzabach folgt, und der Ofenpaßstraße; dadurch hat diese Siedlung die Form eines fast regelmäßigen Kreuzes erhalten. (Taf. XIV, Fig. 3.)

Auf der linken Seite des mittleren Münstertales, auf sonnigen Halden, erblickt man einige Weiler, wie Valpaschun (1772 *m*), Craischtas (1833 *m*), Putschai (1688 *m*). Auf der gleichen Seite, im oberen Münstertale, breitet sich auf einer weit vorgeschobenen außerordentlich sonnigen und mit üppigen Bergwiesen bedeckten Terrasse die kleine Gemeinde Lü aus, die sich durch ihre selten schöne Lage auszeichnet und in bedeutender Seehöhe liegt (1918 *m*). (Taf. XIV, Fig. 2 und der Umschlag.) Trotz der großen Seehöhe ist das Plateau von Lü recht fruchtbar und in geschützter sonniger Lage gedeihen hier nebst Kartoffeln und Gerste auch Roggen und Hafer.

Die Orientierung des Hauses in Bezug auf den Sonnenstand ist in den erwähnten Gemeinden nicht einheitlich, denn die Häuser stehen hier mit ihrer vorderen Seite nicht parallel zur Straße, sondern kehren ihr die Fassade zu. Auf diese Weise kommt die nach vorne verlegte Wohnstube häufig gegen Norden, beziehungsweise Nordosten zu liegen. Und doch haben Gemeinden wie Valcava und insbesondere St. Maria so wenig Sonne, daß die Rücksicht auf eine Orientierung des Hauses gegen Süden oder Südosten wohl von Belang wäre. Die Straße als Mittelpunkt des Dorfes spielt eben im Münstertale wie im Engadin noch eine so wichtige Rolle, daß man dort, wo es nicht anders geht, lieber auf die Sonne, als auf die Straßenaussicht verzichtet.

Mit Ausnahme von Lü und Münster befinden sich sämtliche Gemeinden des Münstertales auf der rechten Talseite. Sie sind zumeist nicht in der Talsohle, sondern, wie Fuldera, St. Maria, Münster,

Taufers, auf den im Münstertal zahlreichen Schuttkegeln gelegen, die heute bereits zum großen Teil getrocknet und zur Ruhe gekommen sind.

Die Schuttkegel, die ein charakteristisches Merkmal so mancher Hochtäler bilden, beherrschen auch im Münstertal das morphologische Gesamtbild und bieten fruchtbaren Boden für die hier angelegten Ackerfelder. Neben den blühenden Gefilden, die den Fleiß der Münstertaler bezeugen, wirken die in jüngerer Zeit von Schlamm und Geröll bedeckten Feld- und Wiesenpartien, auf denen nur spärliches Gestrüpp und Flechten gedeihen, überaus unerfreulich. Dieses traurige Bild mahnt beständig an den größten und gefährlichsten Feind der Münstertaler, an die alles Leben vernichtende Muhre (hier „Ruina“ Rüfe genannt); an ihren letzten katastrophalen Niedergang in Münster im Jahre 1865 wissen sich noch alle zu erinnern.

## II. Das Haus.

### 1. Allgemeine Bemerkungen.

Wie bereits erwähnt, lassen sich die einzelnen, durch den geschichtlichen Werdegang dieses Hochtales bedingten Kultureinflüsse einigermaßen in der Bauart des Münstertaler Hauses erkennen. Die zahlreichen Geschlechter, die schon im 15. Jahrhundert aus dem Engadin hier eingewandert sind (Groß Lucius von Ardez, Muschaun Adam von Guardo, Foffa Balsar von Schuls, Binna Johann von Fetan u. a. m.<sup>1)</sup>, haben wahrscheinlich die Bauart ihrer Heimat nach dem Münstertal verpflanzt und diese neben der vom Vintschgau hier bodenständig gemacht. Auch die allerdings viel später erfolgte Einwanderung einzelner Geschlechter aus dem Veltlin sowie auch der Jahrhunderte währende Verkehr der Münstertaler mit den Veltlinern dürfte in der einen oder anderen Weise das Münstertaler Haus beeinflußt haben. Wie sich aber der Einfluß von Veltlin aus im Münstertal geäußert hat, konnte ich leider nicht feststellen, da es mir unmöglich war, die Einreisebewilligung nach dem Veltlin zu erhalten. Jedenfalls weisen die Reste der im Münstertal ehemals vielfach verbreiteten Sgraffito-malerei auf den Einfluß Italiens hin.

Hat man mit vieler Mühe das anfangs unentwirrbar scheinende Chaos der Haustypen im Münstertal auf einige Grundformen zurückgeführt, so sieht man bald, daß das Münstertal eigentlich keinen selbständigen Haustypus aufweist. Denn was wir hier finden, ist zum großen Teil entweder nach Engadiner oder nach Obervintschgauer Art gebaut. Dabei haben, wie noch gezeigt wird, diese zwei Grundformen des Münstertaler Hauses im Laufe der Jahrhunderte gegenseitig aufeinander gewirkt, was mannigfache Kreuzungen der einzelnen typischen Merkmale und eine lokale Abänderung der beiden Haustypen zur Folge hatte.

### 2. Gesamtanlage. Haupttypen.

Viele der Münstertaler Häuser gleichen einander zwar, von außen gesehen, fast vollständig, weichen aber in ihren Grundrissen trotzdem beträchtlich voneinander ab.

<sup>1)</sup> P. Albuin, a. a. O. S. 6.

Wir können in Bezug auf die Gesamtanlage folgende 5 Haupttypen im Münstertal unterscheiden:

1. Typisches Engadiner Haus.
2. Typisches Obervintschgauer Haus.

3. und 4. Zwei Zwischenformen, welche die Elemente sowohl des Engadiner wie auch des Obervintschgauer Hauses enthalten.

5. Haustypus mit dem Zwischengeschöß.

Zunächst seien hier die charakteristischen Merkmale des Engadiner und des Obervintschgauer Hauses kurz angeführt.

### 1. Engadiner Hausform.

Auf das Engadiner Haus, das in der Fachliteratur bereits von verschiedenen Seiten besprochen wurde,<sup>1)</sup> soll hier nur insoweit eingegangen werden, als es auf das Münstertal Bezug hat.

Das typische alte Engadiner Haus, das in der Regel eine Giebelfront besitzt, setzt sich aus 3 Hauptgeschossen, dem Kellergeschoß, dem Wohn- und dem Oberstock, zusammen; das Keller- und das Wohngeschoß haben stets getrennte Eingänge. Man gelangt in den im Erdgeschoß angelegten Wohnstock durch ein großes rundbogiges Haustor, zu dem eine etwas ansteigende gepflasterte Auffahrt, beziehungsweise eine „Brücke“ aus Holz führt. (Taf. XV, Fig. 1.) Das fast immer an der Giebelseite angebrachte Haustor dient gleichzeitig zur Einfahrt in die mit dem Hause verbundene, nach rückwärts verlegte Scheune. Der Hausflur, gewöhnlich ein Eckflur (im Münstertal „pierten“, im Unterengadin „pierten“ oder „court“, im Oberengadin „suler“ genannt), erreicht, insbesondere im Oberengadin, ganz gewaltige Größe und nimmt zuweilen die Hälfte des Areals des Wohngeschosses ein; er ist gepflastert und häufig mit Kreuzgewölbe überdeckt. Dieser weite Flur, der gewissermaßen das Herz des ganzen Hauses bildet, dient vor allem als Durchfahrt zur Scheune, ferner als Arbeits- und Gesellschaftsraum. Hier werden Wagen, Geschirre und allerlei Geräte aufbewahrt und im Sommer pflegt auch die Familie hier zu essen und auszuruhen. (Taf. XVI, Fig. 1b)

Zu einer Seite des Flurs liegen die Wohnräume in der üblichen Aufeinanderfolge: Stube, Küche, Vorratskammer (cheminada). Vom Flur aus führt eine Stiege in den Oberstock, wo wir in alten Häusern neben einem geräumigen oberen Hausflur meist nur eine über der Wohnstube gelegene Schlafkammer und zwei Vorratskammern finden. Ab und zu befindet sich über dem Gang noch eine schöne heizbare Stube (saletta). (Taf. XVI, Fig. 1c.) Gleichfalls vom Hausflur des Wohngeschosses steigt man in das Kellergeschoß hinab, das einen großen Vorstall (court), zwei bis drei Keller und auf gleichem Niveau einen Stall für Klein- und Großvieh enthält. (Taf. XVI, Fig. 1a.) Das Engadiner Haus ist fast durchwegs für eine Familie bestimmt; bewohnen es aber ausnahmsweise zwei Familien, so werden zu beiden Seiten des großen Flurs die Wohnungen symmetrisch angelegt.

### 2. Obervintschgauer Hausform.

Das altertümliche, wenig umgebaute Haus des Obervintschgaues, wie ich es noch ab und zu in Mals, Burgeis und insbesondere in

<sup>1)</sup> J. Hunziker: Das Schweizerhaus. III. Abschnitt. Aarau 1900.

C. Egger: Das Engadiner Haus. Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs. Jahrg. 35. 1900.

E. Gladbach: Holzarchitektur der Schweiz.

C. Dorflein: Bauernhäuser in Graubünden. Deutsche Bauernzeitung. Jahrg. 1896.

H. Jenny und B. Hartmann: Alte Bündner Bauweise und Volkskunst. Chur. 1914.

Glurns angetroffen habe, weist folgende charakteristische Merkmale auf:<sup>1)</sup>

Es setzt sich, wie das Engadiner Haus, aus drei Hauptgeschossen: dem Keller, dem Wohngeschoß und dem Oberstock, zusammen.

Das alte typische Obervintschgauer Haus enthält nur einen in der Regel an der Traufseite zu ebener Erde angelegten Eingang für Menschen und Vieh, durch den man direkt in den Vorstall (im Obervintschgau „Hof“, im Münstertal „court“ genannt) eintritt. Von hier aus gelangt man sowohl in den Keller und in den Stall wie auch in das im ersten Stock gelegene Wohngeschoß, zu dem eine Steintreppe führt. (Taf. XVII; vergl. auch Taf. XV, Fig. 3.)

Das Wohngeschoß enthält einen kleinen Hausflur, eine Stube mit anschließender Nebenkammer, eine Küche, seltener eine Vorratskammer. Im Oberstock haust gewöhnlich eine andere Familie. Es kommt aber auch vor, daß die beiden Parteien nicht über-, sondern nebeneinander wohnen, und zwar nimmt jede die Längshälfte des Hauses in Anspruch. (Taf. XVII, Fig. I.)

In der Gegend von der Malser Heide findet man sogar drei bis vier Parteien in einem Hause dicht nebeneinander. Nicht selten enthält hier das Haus nur eine gemeinsame Küche mit zwei bis drei Herden.

Die mit dem Wohnhaus gewöhnlich unter einem Dach vereinigte Scheune ist nach rückwärts verlegt oder seitlich angebaut.

Da das Wohngeschoß des Obervintschgauer Hauses meist im ersten Stock gelegen ist, so fährt man in die Scheune direkt von der Straße und nicht, wie im Engadiner Haus, durch den Flur ein. Die geschilderte Obervintschgauer Hausform mit einem einzigen Hauseingang, die ehemals die häufigste Form gewesen sein dürfte, erfuhr nun im Laufe der letzten Jahrzehnte insofern eine Änderung, als über der alten Haustür, die in den Stall und Keller führt, eine zweite angebracht wurde, die direkt in den Flur des Wohngeschosses geleitet und die man über eine Altane mit steinerner Freitreppe erreicht. Diese Freitreppe ist somit vielfach eine modernere Einrichtung; Häuser älteren Datums, die eine Freitreppe seit ihrer Erbauung besitzen, kommen sowohl im Obervintschgau als auch im Münstertal nur selten vor. (Vergl. Fig. 5.)

### 3. u. 4. Zwischenformen des Engadiner und des Vintschgauer Hauses im Münstertal. Verteilung der einzelnen Haustypen.

Das geschilderte Engadiner und Obervintschgauer Haus trifft man so ziemlich unverändert im Münstertal an. Daneben jedoch finden wir hier in überwiegender Mehrzahl solche Hausformen, die durch lokale Abänderung des typischen Engadiner und Obervintschgauer Hauses entstanden sind, und Zwischenformen der beiden oben erwähnten Typen darstellen.

Wie die flüchtige Schilderung des Engadiner Hauses ergeben hat, ist eines der charakteristischsten Merkmale dieses Hauses der übermäßig große Hausflur und die Anordnung der Wohn- und Vor-

<sup>1)</sup> Das Obervintschgauer Haus wurde bisher in der Fachliteratur nur wenig besprochen. Man findet einiges darüber bei:

A. Dachler: Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten. Dresden 1906.

J. W. Deininger: Das Bauernhaus in Tirol und Vorarlberg.

F. Kaltenecker: Typen landwirtschaftlicher Bauten des bäuerlichen Grundbesitzes in Tirol und Vorarlberg. Wien 1878.

K. Rhamm: Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde. II. Abt., 1. Teil.

ratsräume ausschließlich auf einer Seite des Flurs. In den Häusern der ersten Zwischenform reihen sich die Wohn- und Vorratsräume zu beiden Seiten des Flurs (pierten) an, der aus dem geräumigen Eckflur zu einem schmalen Mittelflur, ähnlich wie im Vintschgau, zusammenschrumpft. (Taf. XVI, Fig. IIb; vergl. auch Taf. XV, Fig. 2.) Ein weiteres Kennzeichen des typischen Engadiner Hauses, daß es nämlich nur von einer Familie bewohnt wird, fehlt in dieser Zwischenform gleichfalls. Das Haus ist, wie im Vintschgau, in der Regel ein Zweifamilienhaus (Taf. XVI, Fig. IIc), und es kommt sogar vor, daß nach Vintschgauer Art für die beiden Parteien nur eine Küche mit zwei Herden vorhanden ist. (Taf. XVI, Fig. III.)

Die Häuser der zweiten Zwischenform werden in der Regel nach Engadiner Art von einer Familie bewohnt (Taf. XVII, Fig. III); nur selten sind sie für zwei Parteien bestimmt. (Taf. XVII, Fig. II.) Gleichfalls nach Engadiner Art ist hier die Aufeinanderfolge von Stube, Küche und Vorratskammer (suler), die nur zu einer Seite des erweiterten Flurs angebracht sind; die im Vintschgauer Haus vorhandene Nebenkammer entfällt hier gewöhnlich. (Taf. XVII, Fig. IIb u. Fig. IIIb.) Diese Wohnräume befinden sich aber im ersten Stock und nicht, wie im Engadin, im Erdgeschoß. Man fährt also, wie im Vintschgauer Haus, von der Straße aus direkt in die Scheune ein. Die zweite Zwischenform hat meist auch das charakteristische Merkmal des alten Vintschgauer Typus beibehalten, nämlich den einzigen und für Menschen und Vieh gemeinsamen Hauseingang durch den Vorstall (court). (Taf. XVII, Fig. IIa u. IIIa; vergl. hierzu Taf. XV, Fig. 3.)

Die beiden geschilderten Zwischenformen enthalten somit, wie schon erwähnt wurde, die Elemente sowohl des Engadiner wie auch des Obervintschgauer Hauses.

Wenn es sich auch nicht ganz einwandfrei feststellen läßt, von welchem der beiden Nachbargebiete (Engadin, Obervintschgau) im einzelnen Falle der Einfluß ausgegangen ist, so erlaube ich mir doch die Vermutung auszusprechen, daß der Engadiner Haustypus der ersten Zwischenform, der Obervintschgauer Haustypus der zweiten Zwischenform zugrunde liegt. Die erste Zwischenform stellt also möglicherweise den lokal modifizierten Engadiner Haustypus mit Vintschgauer Einschlag, die zweite Zwischenform hingegen den lokal modifizierten Obervintschgauer Haustypus mit Engadiner Einschlag dar.

Was die Verbreitung der geschilderten Hausformen im Münstertal betrifft, so verteilen sie sich etwa folgendermaßen: Der reine Engadiner Haustypus herrscht in Cierfs, der ersten Münstertaler Gemeinde, die man vom Engadin aus erreicht, vor. (Vergl. Fig. 4.) In den weiter talabwärts folgenden Ortschaften (Fuldera,

Valcava, St. Maria) wird die Engadiner Hausform immer seltener und in den beiden untersten Gemeinden Münster und Taufers verschwindet sie gänzlich; an ihre Stelle ist die erste Zwischenform getreten, die im oberen Münstertal nur sporadisch vorkommt.

Umgekehrt herrscht das typische Obervintschgauer Haus in Taufers, der ersten Münstertaler Gemeinde vom Vintschgau aus, vor. Bereits von Münster ab begegnet man der zweiten Zwischenform, die im oberen Münstertal, wo das typische Vintschgauer Haus gänzlich verschwunden ist, an Zahl bedeutend zunimmt; in Cierfs der ersten Münstertaler Gemeinde vom Engadin aus, tritt die zweite Zwischenform am häufigsten auf.

Auf diese Weise finden wir an den beiden äußersten Enden des Münstertales, in Cierfs und in Taufers, die lokalen Varietäten des Engadiner und des Vintschgauer Haustypus am deutlichsten ausgesprochen und am häufigsten vertreten: In Cierfs die zweite Zwischenform neben dem typischen Engadiner Haus, in Taufers die erste Zwischenform neben dem typischen Obervintschgauer Haus.

Da sich moderne Einflüsse bisher nur wenig im Münstertal geltend gemacht haben, finden sich hier noch zahlreiche, nur wenig modernisierte Häuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, einzelne sogar aus der Mitte des 16. Jahrhunderts. Mit Hilfe dieses wertvollen Materials können wir das Einströmen und das Aneinanderprallen der beiden Kultureinflüsse, des rätoromanischen und des germanischen, noch heute im Münstertaler Hausbau ganz gut verfolgen.

##### 5. Haustypus mit dem Zwischengeschoß.

Neben den reinen und den lokal modifizierten Engadiner und Obervintschgauer Haustypen besteht im Münstertal vereinzelt noch eine Hausform, die sich von den zuvor erwähnten insofern unterscheidet, als hier zwischen dem Wohn- und dem Kellergeschoß noch ein zu ebener Erde angelegtes Zwischengeschoß eingeschaltet ist, welches zwei bis drei Vorratskammern und einen meist geräumigen Flur enthält. In solchen in der Regel sehr alten Häusern (16. und 17. Jahrhundert) findet man außer den Kellern noch fünf bis sechs Vorratsräume (suler) für Fleisch, ausgedroschenes Getreide und andere Lebensmittel. Als Erklärung für diese große Anzahl von Vorratsräumen führen die Münstertaler und Engadiner die in früheren Zeiten sehr häufigen Überfälle an, welche die Einheimischen veranlaßten, sich mit größeren Mengen von Lebensmitteln zu versorgen. Mir scheint aber eher der Umstand, daß die Bauern dieser Gegenden früher alles selbst produzierten und daher mehr Räume als heute für ihre Vorräte benötigten, der Grund dafür zu sein. So begegnen wir, wie noch später ausgeführt wird, einer ganz ähnlichen Hausanlage mit einem

ausschließlich Vorratskammern enthaltenden Zwischengeschoß in Wallis, wo der Bauer bekanntlich auch heute noch vielfach alles, was er braucht, selbst erzeugt.

Die in Rede stehende Hausform, die ich einfach als »Haustypus mit dem Zwischengeschoß« bezeichnen möchte, fand ich in drei Variationen vor. Die eine dieser Variationen kommt meines Wissens sowohl im Engadin als auch im Münstertal, die andere nur im Unterengadin, die dritte nur im Münstertal vor.

Bei den Häusern der ersten Variation, die dem Münstertal und dem Engadin eigentümlich ist, fährt man in die mit dem Hause verbundene Scheune durch den großen Hausflur des zu ebener Erde angelegten Zwischengeschoßes. Dieses enthält außer dem häufig mit Kreuzgewölbe überdeckten Flur noch zwei bis drei Vorratskammern für Fleisch, Getreide und andere Lebensmittel. (Taf. XVIII, Fig. 1*b*; vergl. hiezu Taf. XV, Fig. 4.) Vom Hausflur des Zwischengeschoßes aus gelangt man auf einer Steintreppe einerseits in das darunter liegende Kellergeschoß, andererseits in den über dem Zwischengeschoß befindlichen Wohnstock. Sowohl der letztere als auch das Kellergeschoß weisen gewöhnlich eine dem Engadiner Haus ähnliche Einteilung auf.

Diese Art von Häusern, deren ich ungefähr zehn in St. Maria und zwei in Münster zählte (in den übrigen Gemeinden des Münstertales kommt der Haustypus mit dem Zwischengeschoß nicht vor), trifft man im Unterengadin, speziell in Ardez, nur ganz vereinzelt an. Im Oberengadin, auf der Strecke zwischen Scaufs und Bevers, tritt diese Hausform immer häufiger auf, so daß ich in Zuoz bereits etwa 25 Häuser dieser Art gefunden habe. Sie zeigen im großen Ganzen die gleiche Einteilung wie im Münstertal, mit der einzigen Ausnahme, daß der Hausflur des Zwischengeschoßes, speziell im Oberengadin, ganz gewaltige Dimensionen erreicht.

Während also die geschilderte Variation sowohl dem Engadin als auch dem Münstertal eigen ist, begegnen wir der zweiten Variation des Hauses mit dem Zwischengeschoß ausschließlich im Unterengadin (vorwiegend in Ardez). Diese Variation ist zum Teil so beschaffen wie das typische Engadiner Haus. Man fährt hier in die mit dem Haus verbundene Scheune durch den Hausflur des Wohn- und nicht des Zwischengeschoßes, wie bei der vorhin besprochenen Art. Das Zwischengeschoß ist hier etwas niedriger als bei der ersten Variation und enthält gleichfalls neben einem mehr oder weniger geräumigen Flur (court di mez) ausschließlich Vorratskammern (cheminada). Das Eigentümliche dieser Unterengadiner Variation ist das Vorhandensein einer Unterscheune (talla suot), die eine Fortsetzung des Zwischengeschoßes bildet und zwischen der Scheune und dem Stall eingeschaltet ist. (Taf. XVIII, Fig. II*b*.) In der Unterscheune wird unter der Tennbrücke eine Getreidemühle aufgestellt, in die das oben gedroschene Getreide durch eine kleine Öffnung in der Tenne direkt befördert wird. (Taf. XVIII, Fig. II*i*.) Damit das Getreide nicht neben die Mühle fällt, wird an das Loch von unten aus ein Schlauch aus Jute angenagelt, dessen Ende in die Mündung der Getreidemühle eingeführt wird.

Man findet übrigens solche Unterscheunen, nur etwas niedriger gebaut, auch in Häusern des Unterengadins, die kein Zwischengeschoß enthalten.

Die dritte Variation der Häuser mit dem Zwischengeschoß sah ich ausschließlich im Münstertal, und zwar 9 in St. Maria und 1 in Münster.

Während man bei den Häusern der zwei zuerst geschilderten Variationen nach Engadiner Art entweder durch den Hausflur des Zwischen- oder des Wohngeschosses in die Scheune einfährt, ist dies bei den Häusern der dritten Variation nicht der Fall. Wie bei den Vintschgauer Häusern, fährt man in die gewöhnlich seitlich angebaute Scheune direkt von der Straße aus (Taf. XVIII, Fig. III*b*); der Hausflur im Zwischen- und im Wohngeschoß ist hier bedeutend kleiner als bei den Häusern der beiden übrigen Variationen.

Wenn wir das bisher Gesagte zusammenfassen, so sehen wir, daß trotz der einzelnen Abweichungen das wesentlichste Merkmal

des Haustypus mit dem Zwischengeschoß in allen drei Variationen unverändert bleibt. Überall enthält das Zwischengeschoß neben einem Hausflur ausschließlich Vorratsräume. Ferner weist das Zwischengeschoß ungefähr den gleichen Grundriß auf wie das Wohngeschoß, mit der einzigen Abweichung, daß im Zwischengeschoß Vorrats- statt der Wohnräume angebracht sind.

Da der Grundriß des Wohnstockes in den Häusern mit dem Zwischengeschoß sich bald dem Engadiner, bald dem Vintschgauer Haustypus nähert, so läßt sich der Haustypus mit dem Zwischengeschoß gewissermaßen als ein Engadiner, beziehungsweise Vintschgauer Haus auffassen, in das ein Zwischengeschoß eingeschaltet wurde.

Es entsteht noch die Frage nach der Herkunft der geschilderten Hausform mit dem Zwischengeschoß, die ja infolge ihres nur sporadischen Auftretens im Engadin und im Münstertal kaum als eine Eigentümlichkeit dieser Gegenden angesehen werden kann.

Die Verhältnisse erlaubten mir leider nicht, diesem Problem durch eigene Forschungen näherzutreten, und was die diesbezügliche Fachliteratur betrifft, so läßt sie einen dabei so ziemlich in Stich.

Nur Hunziker erwähnt ganz flüchtig ähnliche Hausformen aus einigen anderen bündnerischen Gegenden, so aus Zillis, Andeer (Rheinwaldtal) und aus Flims (Vorder-Rheintal).<sup>1)</sup> Man kann jedoch den Schilderungen Hunzikers nicht entnehmen, ob diese Hausformen für die genannten Gegenden typisch seien oder hier nur vereinzelt auftreten. Sollte das erstere der Fall sein, so könnte man vielleicht annehmen, daß der Haustypus mit dem Zwischengeschoß aus dem Vorder-Rheintal und dem Rheinwaldtal über den Albulapaß ins Engadin und Münstertal eingedrungen ist, wo er einige lokale Abänderungen erfahren hat.

Zu erwähnen wäre schließlich, daß auch im romanischen Wallis Hausformen mit dem Zwischengeschoß verbreitet sind, so zum Beispiel in Evolena (Eiringertal), in der Gegend von Sion (Savièse) und von Vernayaz.<sup>2)</sup> Der Zwischenstock, der im Wallis nur selten einen Flur enthält, dient hier ausschließlich als großer Vorratsraum (sala). Hunziker sagt darüber: »Dieses Bauglied (Zwischenstock) trägt wesentlich dazu bei, den Walliser Häusern jene turmartig in die Höhe strebende Gestalt zu geben, die es vor allen anderen Schweizer Häusern auszeichnet.«<sup>3)</sup>

Mit der Feststellung der Tatsache, daß gewisse Walliser Häuser gleichfalls ein Zwischengeschoß enthalten und daß der Name »sala« auch in Graubünden sporadisch als Bezeichnung für Vorratsraum gilt, ist eigentlich eine tiefgreifende Analogie zwischen dem romanischen Haus von Wallis und dem von Graubünden gegeben.

<sup>1)</sup> J. Hunziker: Das Schweizer Haus. III. Abschnitt. Aarau 1905. S. 124 und 149.

<sup>2)</sup> J. Hunziker: a. a. O., I. Abschnitt.

<sup>3)</sup> Ebenda, S. 18.

### 3. Einige architektonische Merkmale und die bauliche Ausschmückung des Münstertaler Hauses.

Soweit mir ein kurzer Aufenthalt im Engadin und Vintschgau zu urteilen gestattet, zeigt das Münstertaler Haus hinsichtlich seiner einzelnen architektonischen Merkmale und seiner baulichen Ausschmückung mehr Ähnlichkeit mit dem Engadin als mit dem Vintschgau. Dies mag der von jeher rege Verkehr mit dem Engadin sowie auch die Einwanderung zahlreicher Engadiner Geschlechter in das Münstertal bewirkt haben.



Fig. 5. Altes Münstertaler Haus (dat. 1727), Valcava.

Wie das Engadiner Haus, ist auch das Münstertaler ein nach außen allseitig geschlossener, meist freistehender Steinbau, dessen Einförmigkeit durch Reste von Sgraffitomalerei und durch kleine, häufig schießchartenförmig abgeschrägte Fensteröffnungen unterbrochen wird. (Fig. 5; vergl auch Taf. XV.) Jedoch sind die Münstertaler Häuser im großen Ganzen nicht so massiv, ja festungsartig angelegt wie die Bauten vom Unter- und Oberengadin.

Die zuvor erwähnten schießchartenförmigen Fenster, die man auch in anderen romanischen Tälern Graubündens findet (Engadin, Albulatal, Rheinwaldtal), sollen in der früheren kriegerischen Zeit zum Schutz gegen die feindlichen Überfälle angelegt worden sein.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Sowohl im Engadin wie auch im Münstertal findet man überdies an einzelnen Häusern noch typische Schießcharten.

Diese Fensterscharten erfüllten ferner die Funktion von Lichttrichtern. Mit Rücksicht auf das rauhe Klima des Hochtales machte man die Fenster möglichst klein; um also zu bewirken, daß das Licht bei der oft meterdicken Mauer leichter ins Innere eindringe und sich hier besser zerstreue, wurden die Fensterleibungen nach außen und nach innen stark abgeschrägt. Dadurch konnte auch den Hausinsassen eine günstigere Aussichtsmöglichkeit auf die Straße gewährt wurde. Diese Fensterschrägen sind hie und da außen mit Malerei verziert, zuweilen auch mit Tuffstein eingerahmt, der in rötlichem oder gelblichem Ton gehalten und architektonisch recht wirksam ist. (Fig. 5.) Je älter das Haus, desto kleiner sind die Fenster und desto unsymmetrischer unterbrechen sie die Mauerfläche. Dieses altertümliche, mit Butzenscheiben versehene Fenster wird heute vom modernen, das gewiß oft störend wirkt, energisch verdrängt.

Das charakteristische Gepräge des Hauses erfährt eine weitere Beeinträchtigung durch die stets zunehmende Tendenz, die Fassade zu »reinigen«, das heißt, die noch vorhandenen Reste von Sgraffito-malerei weiß zu übertünchen. Das hat zur Folge, daß viele wertvolle Sgraffiti in den letzten Jahren spurlos verschwunden sind.

Die Motive der im Münstertal noch vorhandenen Sgraffito-malerei stimmen vielfach mit denen des Engadin überein. Vorwiegend herrscht im Münstertal Sgraffito mit geometrischer Ornamentik, charakterisiert durch Wasserwogenband und Eierstab. Neben diesen rein geometrischen findet man im Münstertal vereinzelt pflanzliche Motive sowie auch mythologische Gestalten vor, zum Beispiel Seejungfrauen (an zwei Häusern in Cierfs aus dem 17. Jahrhundert) und Drachen (an einem alten Haus in Münster). Die Darstellung der Seejungfrauen und Drachen ist auch im Unter- und Oberengadin verbreitet. Eines der schönsten Sgraffiti dieser Art sah ich in Cinuskel (Oberengadin) auf dem Hause Andrea Capon, dat. 1659.<sup>1)</sup>

Außer den erwähnten Motiven in Sgraffito pflegte man die Fassade der Münstertaler Häuser häufig mit einem gemalten Bündnerwappen sowie auch mit Familienwappen und ähnlichen Dingen zu schmücken. (Fig. 5.)

Wie in den übrigen Alpenländern, so wurde ehemals auch im Münstertal fast jedes Bauernhaus mit Sprüchen in romanischer oder lateinischer Sprache versehen, in denen sich der Volkswitz und die Denkweise des Eigentümers widerspiegelten. Die meisten dieser Sprüche sind heute bereits weiß überstrichen oder bis zur Unleserlichkeit verwischt. Von den spärlichen Überresten seien hier nur einige als Beispiele zitiert. An einem Hause in St. Maria mit dem Wappen des Geschlechtes Caratsch, dat. 1747, ist der weise Spruch zu lesen:

LA · VAIRA · NOEBLIA VEING DA VIRTU  
BRICHIA DA SAIDA NE DA VALU.

(Der wahre Adel kommt von der Tugend,  
Nicht von der Seide und nicht vom Sammet.)

<sup>1)</sup> Dieses Sgraffito ist abgebildet in der Arbeit von Architekt H. Jenny und B. Hartmann op. cit. Fig. 20 und 21. Chur 1914.

Auch im Innern des Hauses finden sich noch Sprüche, die mit Vorliebe in der gewölbten und zuweilen schön bemalten Vorratskammer (suler) angebracht wurden. Hier seien nur zwei derartige Sprüche angeführt, in denen die gesunde Moral und der tief religiöse Sinn der Erbauer zum Ausdruck kommt:

Tuots beamaints fats con güsti  
 Servan alla posterita mia  
 Siant da prus veigls aquistats  
 Restan saimper non viola.

(All die Häuser, die ich mit rechtschaffenem Sinn erbaut, mögen meinen Nachkommen zu Nutzen gereichen. Da sie von ehrbaren Vorfahren geschaffen wurden, mögen sie stets unversehrt bleiben.)

Inschrift in einer Vorratskammer, dat. 1752, St. Maria.

Las chasas chia nos fabbrichain  
 Duran cuort temp e vegmian almain  
 La vaira stanza dels fidels  
 Quella fabbrichada aint in chel.

(Die Häuser, die wir bauen, stehen kurze Zeit und verfallen. Die wahre Wohnstätte der Gerechten wird aber im Himmel errichtet.)

Inschrift in einem Vorratsraum, dat. 1736, St. Maria.

Nicht nur die kahle Mauerfläche wurde zum Objekt der künstlerischen Betätigung und erhielt Leben durch Sgraffiti und Sprüche, sondern auch andere Teile des Münstertaler Hauses, zum Beispiel Fensterrahmen und Portale, wurden nach Möglichkeit ausgeschmückt.

Als Verzierung für Fensterrahmen wurde mit Vorliebe eine fortlaufende einfache oder doppelte Zahnleiste verwendet, an die sich Säulchen mit Akanthusmotiven seitlich anschlossen. Derartige altertümliche Fensterrahmen, ähnlich geschnitzt wie im Engadin<sup>1)</sup> und von einer mit Sgraffito verzierten Fensterleibung umschlossen, verleihen dem betreffenden Haus einen ganz besonderen Reiz.

Schöne Portale sind heute im Münstertale ganz selten geworden. Ab und zu findet man noch eines, umrahmt von einem kühnen Renaissancebogen (Haus Capol in St. Maria, dat. 1665) oder gotischen Spitzbogen aus Tuffstein mit Resten von ehemals reicher Sgraffitomalerei (Haus Orsi in Münster, dat. 1611). In der Regel aber sind die Haustore ganz einfach; ihre Ausschmückung scheint übrigens im Münstertal nie so sorgsam vorgenommen worden zu sein wie im Engadin, das in dieser Hinsicht eine große Mannigfaltigkeit der Formen und eine wirklich künstlerische Ausführung der einzelnen Schnitzerelemente aufweist.<sup>2)</sup>

Die verbreitetste Form des Haustores an älteren Häusern zeigt schräg aufgenagelte profilierte Leisten, die große Felder bilden. In der Mitte des in der Regel rundbogigen Tores ist eine Pforte für Fußgänger, die, falls das Haustor gleichzeitig zur Einfahrt in die Scheune dient, nach Engadiner Art aus zwei übereinander gelegenen und selbständig zu öffnenden Teilen besteht. Der obere Flügel, den man offen zu lassen pflegt und der auf diese Weise ein Guckfenster bildet, heißt hier wie im Engadin „porta“.

Die Haustore, insbesondere in St. Maria und Cierfs, sind noch häufig mit großen, schön gearbeiteten Riegelschlössern (chadanatsch) versehen, wie solche auch im Engadin verbreitet sind.

<sup>1)</sup> Vergl. hiezu H. Jenny und B. Hartmann, Fig. 16.

<sup>2)</sup> Ebenda, Fig. 7, 13, 14.

Diese Schlösser stammen, nach den auf dem Riegel eingravierten Jahreszahlen zu urteilen, zumeist aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und sind Erzeugnisse der alten einheimischen Schmiedekunst. Die Einfassung ist in der Regel in bogenförmigen Ornamenten ausgeführt, die an beiden Seiten in stilisierte Pflanzen auslaufen. Der Schieber sowie auch der Griff sind in Ritztechnik fein verziert. (Taf. XXV, Fig. 4.)

An dem Tor des Münstertaler Hauses fehlt selten der Türklopfer, der jedoch hier nicht so kunstvoll gearbeitet ist wie im Engadin. Als Vorwurf für Türklopfer dienen im Münstertal vorwiegend Schlangen, Eidechsen, stilisierte Hirsche, hie und da auch stilisierte Pflanzen.

### III. Münstertaler Hausrat und seine Beziehungen zum Engadin und zum Vintschgau.

Nicht nur nach außen hin trägt das Münstertaler Haus noch einen altertümlichen Charakter, sondern auch vielfach in seiner Inneneinrichtung. Die einzelnen Möbel, Gerätschaften, die Einrichtung der Stube, der Küche etc. haben noch viel Bodenständiges und bekunden die alte Tradition. Der Münstertaler Hausrat weist in Bezug auf Wirtschaftsgeräte, Möbel, Stickereien u. a. m. vielfach Zusammenhänge sowohl mit den romanischen Nachbargebieten — in erster Linie mit dem Engadin — wie auch mit dem Obervintschgau auf. Jedoch lassen sich hinsichtlich der Erzeugnisse des alten Kunstgewerbes die Zusammenhänge mit dem Obervintschgau heute nur mehr schwer feststellen, da der dortige Hausrat sein altertümliches Gepräge schon zum großen Teil eingebüßt hat. Hingegen kann man an der Hand der in den meisten Engadiner Häusern noch erhaltenen Erzeugnisse des alten bäuerlichen Hausfleißes die vielfachen Berührungspunkte zwischen dem Engadiner und dem Münstertaler Hausrat feststellen.

#### 1. Die Wohnstube und ihre Einrichtung.

Den Mittelpunkt des Münstertaler Hauses bildet die Wohnstube (stüa) und hier, in dem einzigen beheizbaren Raume — wenn man von der Küche absieht — konzentriert sich, insbesondere im Winter, das ganze Familienleben. Es ist daher begreiflich, daß auf die Ausstattung der Stube von jeher die größte Sorgfalt verwendet wurde. Dieser mit Arvenholz getäfelte Wohnraum ist außerordentlich gemütlich und kontrastiert stark mit dem zuweilen düsteren Aussehen der Hausfassade.

Unter den Möbeln, die sich in der Münstertaler Stube befinden, fällt besonders der große, zumeist aus Nußholz gearbeitete Schrank (schiaffa) auf, in dessen zahlreichen Schubfächern der ganze Wertbesitz des Hauses geborgen wird. Nach Aussagen der Einheimischen

sind solche Schränke meist Erzeugnisse der Vintschgauer Tischler, die noch vor etwa 50 Jahren dieses Möbel für 100 Gulden, Kost und Quartier im Laufe eines Winters an Ort und Stelle anzufertigen pflegten.

Eine der schönsten derartigen »schiaffa« befindet sich in St. Maria im Besitz von Fräulein Maria Binna. (Taf. XIX.)

Der mit hellem Holz inkrustierte massive Schrank aus Nußholz, welcher aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammt, nimmt hier eine zirka 3 m lange Wandfläche bis zur Decke in Anspruch. Auf der rechten Seite in der »schiaffa« ist ein freier Raum für ein Waschbecken aus Zinn gelassen, das ehemals in dieser Gegend — wie auch anderwärts in den Alpenländern — einen notwendigen Bestandteil der Stubeneinrichtung bildete. Heute ist das Zinnbecken aus dem Münstertal ganz verschwunden und hat modernen Waschbecken Platz gemacht.

Die geschilderten Schränke werden wohl früher in keinem Münstertaler Hause gefehlt haben; gegenwärtig sind viele bereits verkauft und durch moderne ersetzt worden, die der Stube einen ganz nüchternen Anstrich verleihen.

Die Münstertaler Schränke sind in Form und Verzierung denen vom Engadin so ziemlich ähnlich, was damit zusammenhängen mag, daß auch im Engadin früher Vintschgauer Schreiner vielfach tätig waren. Jedoch machen diese Engadiner Möbel im großen Ganzen einen weniger schwerfälligen Eindruck als die Münstertaler. Im Oberengadin sind sie zumeist mit Intarsia, im Unterengadin mit Flachschnitt verziert, hie und da auch bemalt.

Gewissermaßen eine Fortsetzung des Schrankes bildet das in gleichem Farbenton gehaltene Holzgestell, das den großen Steinofen an zwei Seiten einfaßt und, wie wir gleich sehen werden, nicht nur zur Zierde, sondern auch aus praktischen Gründen angebracht wurde.

Dieses Ofengestell, im Münstertal »mantablas« genannt, wird nach oben zu von einem Holzgitter abgeschlossen, dessen einzelne Teile zum Öffnen eingerichtet sind. (Taf. XIX.)

Nur noch vereinzelt findet man in alten Häusern kunstvoll geschnitzte »mantablas«, die viel zur Eigenart der Stube beitragen. (Taf. XXV, Fig. 1.) Leider werden die mit der Zeit schadhaft gewordenen Ofengestelle heute durch Stoffvorhänge ersetzt, die, ebenso wie die modernen Möbelstücke, die alte schöne Münstertaler Stube ganz entstellen.

In das Ofengestell ist eine kleine Tür eingebaut, die in den vom »mantablas« umschlossenen Raum, der gleichsam eine kleine Kammer für sich bildet, führt. Hier, neben dem warmen Ofen, vor neugierigen Blicken durch das dichte Holzgitter geschützt, pflegen die Familienmitglieder sich im Winter an- und auszukleiden. Von da aus steigt man durch eine über dem Ofen angebrachte Kammerluke (palantuf) in die darüber liegende ofenlose Schlafkammer. Man erspart sich zwar dadurch den Umweg über den kalten Hausflur, muß aber dafür die Unbequemlichkeit des Aufstieges mit in Kauf nehmen; denn es führen nur drei an dem Ofen angebrachte Steinstufen zu einem kleinen, etwa 80 cm unterhalb der Kammerluke in die Wand eingelassenen Trittbrett (sapiola), von dem aus man sich in die Schlafkammer hinaufschwingen muß. Es gehört wohl eine gewisse Übung zu dieser kleinen gymnastischen Leistung, die alt

und jung mit großer Geschicklichkeit und Sicherheit ausführt. Im Engadin hat man es in dieser Hinsicht viel bequemer, denn in den meisten Häusern ist hinter dem Ofengestell eine kleine Holzstiege (burel) angebracht, die bis zur Kammerluke führt.

Das Ofengestell im Engadin, dort »turna« oder »giatrera della pinia« (Ofengitter) genannt, zeigt in Bezug auf Form und Auswahl von Ziermotiven viel Ähnlichkeit mit dem vom Münstertal.

Die geschilderten, im Münstertal wie im Engadin noch vielfach verbreiteten Ofengestelle fehlen im Obervintschgau. Nur vereinzelt findet man hier ein ganz einfaches Gerüst um den Ofen herum angebracht.

Der Ofen selbst ist im Münstertal gewöhnlich aus Giltstein (anstehendem Gestein, das die Eigenschaft hat, die Wärme sehr lange zu behalten) ganz einfach gearbeitet. Kachelöfen sind selten und stammen vorwiegend aus dem benachbarten Obervintschgau, wo früher bedeutende Kachelbrennereien waren.

Der plumpe, von typischer Holzverkleidung umschlossene Giltsteinofen bildet im Winter gewissermaßen die wärmespendende Seele der Münstertaler Stube. Das fühlt man erst, wenn man nach langem Frieren in solch eine geheizte Stube tritt und die Flut von Wärme auf sich einwirken läßt. Die Münstertaler behaupten, daß die Stube überheizt werden müsse, damit der Körper recht viel Wärme in sich aufnehmen könne und so am nächsten Tag gegen die Kälte widerstandsfähiger sei.

Die Wärme dringt aus der Stube in die darüber gelegene ofenlose Schlafkammer durch die bereits erwähnte Kammerluke über dem Ofen. Diese Luke kann mit einem Holzdeckel abgeschlossen werden, der in der Regel mittels Scharnieren zum Aufklappen, seltener zum Schieben eingerichtet ist. Eine ganz abweichende Art des Abschlusses der Kammerluke fand ich in einem alten Haus in Cierfs vor. (Fig. 6.) Die Kammerluke wird hier von einem Brett in Form einer Holzstiege abgeschlossen; das Brett ist an einem Ende durch Scharniere befestigt und kann mittels einer Rolle herabgelassen werden. Will man nun von der Stube in die Kammer gelangen, so zieht man die eben erwähnte Stiege an der Rollenschnur hinab und steigt hinauf. Auf diese Weise erzielt man mit einer einzigen Vorrichtung gleichzeitig einen Abschluß für die Kammerluke und einen bequemen Aufstieg in die Schlafkammer.

## 2. Küchen- und Wirtschaftsgeräte.

Wir verlassen nun die Stube und betreten den anstoßenden Raum, die Küche (cušine), die in den meisten Münstertaler Häusern gleichfalls das altertümliche Gepräge bewahrt hat.

Die Herdanlage des in der Regel gewölbten und von Ruß geschwärzten Küchenraumes gleicht eher derjenigen des benachbarten Obervintschgaues als jener des Engadin.

Im Münstertal ist der offene Herd zirka 60 cm hoch und die Feuerplatte (platta) ruht auf einer gemauerten Unterlage. Der für die romanische Herdanlage typische große Kaminmantel, welchen man im Engadin über dem niedrigen Herd noch oft antrifft, findet

sich im Münstertal nur vereinzelt und scheint in dieser Gegend auch früher nicht üblich gewesen zu sein; der vom Herd aufsteigende Rauch verbreitet sich in der Küche und wird erst dann durch den Kamin ins Freie geleitet.

Sowohl im Münstertal wie auch im Engadin und Obervinschgau schließt sich noch vielfach an den Herd, gegen das Fenster zu, eine Feuergrube (foura) an, über welcher der große Milch-, beziehungsweise Wasserkessel auf einem drehbaren Holz- oder Eisenarm hängt. Die Herdgeräte zeigen keine besonderen Eigentümlichkeiten. Neben dem allgemein verbreiteten Dreifuß findet sich nur selten der zweibeinige Feuerhund, der hier keinerlei ornamentale Ausschmückung erfahren hat.

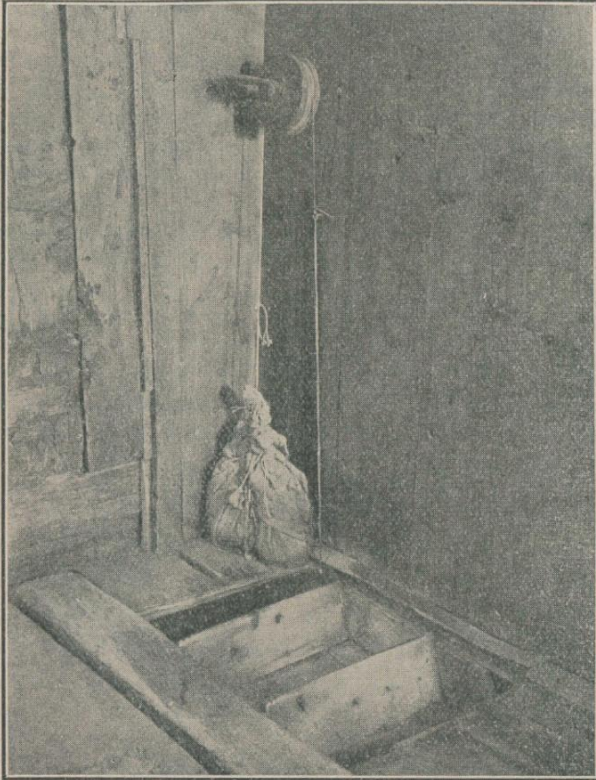


Fig. 6. Eine Vorrichtung zum Herablassen der kleinen Stiege, die sonst die Kammerluke über dem Ofen abschließt.

Mit dem Herd ist in allen drei erwähnten Tälern gewöhnlich der umfangreiche Backofen (fuorn) verbunden. Dieser ist heute wegen seiner allzu großen Dimension zum Teil ins Freie hinausgeschoben und ragt halbkugelförmig, von einigen Balken gestützt, aus der Hausmauer hervor. (Taf. XV, Fig. 3.) Zuweilen wird er zur Gänze in die neben der Küche befindliche Vorratskammer verlegt. Der Backofen, der einen wichtigen Bestandteil der Hauseinrichtung dieser Gegenden bildet, fehlt nur in den wenigsten Münstertaler Häusern. Denn obwohl es in der Gemeinde Münster einen Bäcker gibt, pflegen doch die meisten Familien ihren Bedarf an Brot selbst zu decken, indem alle drei bis vier Wochen zu Hause gebacken wird.

Das fladenförmige, vorwiegend aus Roggenmehl hergestellte, schmackhafte Dauerbrot bewahrt man in der Vorratskammer (suler) auf eigens dazu bestimmten Brotrechen (pandeia) auf, die im Münstertal in dreierlei Form vorkommen.

Am häufigsten findet man hier „pandeias“, bei denen die Brotlaibe auf je zwei Stäbchen gelegt werden, welche in die zirka 20 cm breiten Seitenwände des Gerätes eingefügt sind. (Taf. XX, Fig. 9.) Die zweite Art der „pandeias“ unterscheidet sich von der eben geschilderten insofern, als durch die Längsstäbchen in kleinen Abständen je zwei bedeutend dünnere Querhölzer gesteckt sind. Das Brot wird hier aufrecht gestellt, und zwar kommt je ein Laib in die durch Kreuzung der Stäbchen gebildete Abteilung. (Taf. XX, Fig. 8.) Derartige Brotrechen sind im Engadin und im Münstertal verhältnismäßig selten, hingegen im Obervinschgau, wo sie „Brotgurten“ heißen, allgemein üblich. Nur in den obersten Vinschgauer Gemeinden (von St. Valentin bis Reschen) fehlt dieses Hausgerät, da man hier das bereits gebackene Brot nochmals im Ofen zu dörren und dann in den zum Teigkneten bestimmten „Fässern“ aufzubewahren pflegt. Eine dritte Form, die aus einer von Querstäbchen durchkreuzten Holzstange besteht, ist derjenigen von Bessans ganz ähnlich. (Vergl. hiezu Taf. VI, Fig. 5.) Im Münstertal und im Engadin (im Obervinschgau fand ich diese Art nicht vor) sind aber solche Brotrechen nicht, wie in Bessans, zum Aufhängen, sondern zum Aufstellen bestimmt.

Wenn wir uns nach sonstigen Hausgeräten in der Küche umsehen, so fallen vor allem die kupfernen runden Wassereimer auf, die nicht nur im Engadin und im Obervinschgau, sondern auch in einigen anderen romanischen Ländern, wie zum Beispiel in Istrien, Dalmatien und in Südtirol verbreitet sind. Im Münstertal findet man nur mehr selten ältere Exemplare dieser Wassereimer mit schönen getriebenen oder gravierten Bandornamenten verziert (Taf. XX, Fig. 1 u. 2); zumeist wurden hiebei Blumen- oder Blattranken als Motive verwendet.

Diese Eimer pflegt man, wenn man zum Brunnen geht, noch vielfach nach italienischer Art an einem gebogenen Joch auf den Schultern zu tragen. So wird das Wasser auch in die Küche befördert; will man aber das schmutzige Wasser von hier entfernen, so benützt man hiezu eine einfache Vorrichtung, die sich gewöhnlich neben dem Küchenfenster befindet. Dort ist nämlich ein kleines Steinbecken angebracht, aus dem ein röhrenförmiger Ausguß, der die ganze Mauerdicke durchschneidet, direkt ins Freie geführt wird.

Ein Gegenstand, dessen Vorkommen ich weder im Engadin noch im Vinschgau, sondern nur im Münstertal feststellen konnte, ist das hölzerne Gerät zum Waschen von Kartoffeln, »lava maila« genannt. (Taf. XX, Fig. 3.)

Es besteht aus zwei halbkreisförmigen Scheiben, die durch mehrere Stäbchen miteinander verbunden sind. Schaukelt man das wiegenförmige Gerät, so rinnt das Wasser beim Waschen der Kartoffeln zwischen den Stäbchen durch.

Ein ganz gleichgeartetes Gerät fand ich im Salzburgerischen (Lammertal) als „Schottwiege“ zur Bereitung des Schottenkäses.<sup>1)</sup> Auch in anderen Gegenden Salzburgs sowie der Steiermark und Tirols wird das Gerät zum gleichen Zweck verwendet. Vermutlich dürfte es auch im Vinschgau zu finden sein.

<sup>1)</sup> E. Goldstern: Beiträge zur Volkskunde des Lammertales. Zeitschr. f. österr. Volkskunde, 1918, S. 24.

Es entsteht nun die Frage, ob diese „Wiege“, die im Münstertal ausschließlich zum Waschen von Kartoffeln verwendet wird, hier von jeher diesen Zweck erfüllte oder ob sie ursprünglich gleichfalls für die Käsebereitung bestimmt war und nur durch sekundäre Übertragung eine andere Verwendung gefunden hat. Darüber konnte ich bei den Einheimischen nichts erfahren.

Wie einer Abbildung in „Peasant Art of Italy“<sup>1)</sup> zu entnehmen ist, kommt das gleiche Gerät auch in Sarre (Val d'Aosta, Piemont) vor; nur ist leider nicht angegeben, wozu es dort gebraucht wird.

Ich erwähne hier noch einige milchwirtschaftliche Gerätschaften des Münstertales, die zum Teil ebenfalls in der Küche untergebracht werden. Es ist der Melkeimer, der Milchseihler und der Käsenapf.

Der Melkeimer ist in der Regel aus Holz und besteht aus daubenförmigen Teilen, die oben und unten durch zwei ineinandergreifende Holzreifen zusammengehalten werden; der Bügel ist mittels zweier großer Holznägel befestigt. Man findet zweierlei Arten des Holzheimers vor: eine faßförmige (Taf. XX, Fig. 4) und eine nach oben verjüngte Form. (Taf. XX, Fig. 5.)

Zum Durchsiehen der frisch gemolkene Milch werden im Münstertal, wie in der vorangehenden Abhandlung bereits erwähnt wurde, Holzseihler (cul) verwendet, die gleich denen des Engadins und des Vintschgaues einteilig sind. Sie bestehen aus einer Holzschale, die mit beiderseits ausladenden Stützen versehen ist. (Vergl. Taf. V, Fig. 8 u. 9.) Neben dieser im Münstertal häufigsten Form findet man noch eine, die ich in den beiden eben erwähnten Gegenden nicht angetroffen habe. Ein derartiger Seihler ist aus zwei Teilen zusammengesetzt: aus einer kleinen zweisprossigen „Leiter“ und einer halbkugelförmigen, unten abgeflachten, in der Mitte durchbohrten Holzschale, die auf der Leiter verschiebbar ist. (Taf. XX, Fig. 7.) Über dem Mittelloch des Seihlers ist ein kleiner Bogen angebracht, in den man an Stelle des Seihflecks Büschel von Wacholder zu stecken pflegt.

Der Münstertaler Käsenapf zur Herstellung von Magerkäse hat eine in den Alpenländern allgemein verbreitete Form; der runde, mit Eingriffen versehene Deckel des Napfes dient zum Zusammenpressen der Käsemasse. (Taf. XX, Fig. 6; vergl. hiezu Taf. V, Fig. 5.)

Im Zusammenhang mit den Molkereigeräten sei hier ein Gegenstand besprochen, zu dem meines Wissens bisher weder in den benachbarten noch in anderen Schweizer Gebieten Parallelen nachgewiesen werden konnten. Es ist eine Art von hölzernem Buch (cûdesch del lat), das im Münstertal noch vor wenigen Jahren beim gegenseitigen Milchaustausch gebraucht wurde.<sup>2)</sup> (Taf. XXIII, Fig. 3 u. 4.)

Dieses bis 30 cm lange Buch enthält in der Regel vier Blätter aus Tafeln von Arvenholz, von denen zwei für die Milchabrechnung und zwei für den Einband verwendet wurden. Diesen pflegte man früher mit Kerbschnitt reich zu verzieren und auch die Jahreszahl sowie die Initialen der Teilnehmer darauf zu verzeichnen; zuweilen wurde auf dem Rücken des Buches eine kleine Schublade für die Kreide angebracht. (Taf. XXIII, Fig. 4.)

In den abgelegenen Ortschaften des Münstertales gibt es nämlich bis heute noch keine Sennereien. Wenn man nun im Frühling mit dem von der Alpe erhaltenen Vorrat an Milchprodukten fertig ist, pflegt man selbst zu käsen und zu buttern.

<sup>1)</sup> Peasant Art of Italy. Sondernummer des Studio, 1903, Fig. 15.

<sup>2)</sup> Dieses „cûdesch del lat“ ist bereits kurz von Prof. L. Rütimyer erwähnt worden; die von ihm dabei angeführten Zeichen für die Milchverrechnung treffen jedoch nicht ganz zu. L. Rütimyer, Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie . . . Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1918, S. 8.

Da bei gleichzeitiger Verwertung von größeren Milchmengen an Feuerung und Arbeitskraft bedeutend erspart wird, versorgen die Bäuerinnen einander mit den nötigen Milchmengen. Dies geschieht etwa in folgender Weise: Zwei bis vier Personen, meist Frauen, treffen die Verabredung, abwechselnd die notwendige Milch zu liefern. Zuerst erhält die eine Teilnehmerin von den übrigen während einiger Tage so viel als sie benötigt. Hat sie genug, so beginnt sie ihre Milch zu ihren Gläubigern zu tragen, und zwar so lange, bis die Schuld getilgt ist. So geht es nun weiter, bis alle die gewünschten Milchmengen bekommen haben.

M.	P.
— = 10 Pf.	
— = 5 Pf.	
= 1 Pf.	
— = 1/2 Pf.	
○ = 1/4 Pf.	

Dieses Soll und Haben wurde noch vor wenigen Jahren in den vorhin geschilderten Holzbüchern eingetragen. Jede Teilnehmerin des Tauschgeschäftes erhielt für ihre Abrechnung eine Seite des Buches, auf der oben die Initialen der betreffenden Bäuerin und darunter die ihr gelieferten Milchquantitäten mit Kreide notiert wurden. Dabei benützte man folgende Bauernzahlen: ein Querstrich, der einen durch die Mitte der Seite gezogenen Längsstrich kreuzt, bedeutet 10 Pfund, ein

halb so langer Querstrich 5 Pf., ein kleiner Längsstrich 1 Pf., ein kleiner Querstrich  $\frac{1}{2}$  Pf., ein Kreis  $\frac{1}{4}$  Pf.

Ging nun die Frau daran, die ihr geliehene Milch zurückzuerstatten, so wurde jede neue Lieferung auf dem Buchkonto in der Weise verzeichnet, daß der bisherige Schuldbetrag ausgelöscht und an dessen Stelle ein anderer, entsprechend kleinerer geschrieben wurde.

Das geschilderte Milchaustauschverfahren war früher in der Schweiz sehr verbreitet und wird dort auch heute noch ab und zu, ähnlich wie im Münstertal, geübt. Nur treten zur Regelung des Austausches an Stelle der Holzbücher die Kerbhölzer (Tesseln).

So gebraucht man zum Beispiel in Stalla am Julier (Oberhalbstein, Graubünden) beim Milchaustausch zwischen zwei oder mehreren Personen etwa 40 cm lange, keilförmig zugespitzte Stäbe,<sup>1)</sup> auf denen die Menge der gelieferten Milch durch entsprechende Einkerbungen verzeichnet wird. Dabei bedeutet ein Kreuz 10 kg, ein ganzer Querstrich 5 kg, ein Einschnitt an der Kante des Stabes 1 kg, ein Anschnitt  $\frac{1}{2}$  kg und ein Punkt mit der Messerspitze  $\frac{1}{4}$  kg. Beim Zurückerstatten der ausgeliehenen Milchmenge wird die alte Zahl mit dem Messer weggeschnitten und eine neue angebracht, und dies so lange, bis die ganze Schuld getilgt ist.

Einem anderen Verfahren zur Kontrolle der gelieferten Milchmenge begegnen wir im Averstal (Graubünden).<sup>2)</sup> Hier verwendet man zur Abrechnung zwischen zwei Personen einen vierkantigen Stab, dessen eines Ende für den ersten, das andere für den zweiten Teilnehmer bestimmt ist. Die gelieferte Milch wird in ein beliebiges Gefäß

<sup>1)</sup> Das Museum für Volkskunde in Wien enthält einige solche Kerbhölzer.

<sup>2)</sup> Dr. F. G. Stebler: Die Hauszeichen der Schweiz. Schweizer. Archiv für Volkskunde, 1907, S. 182.

geschüttet, der Stab hineinsteckt und in der Höhe der Milchmenge eine Kerbe gemacht. So viel Milch muß dann der andere im gleichen Gefäß zurückbringen. Geschieht es, so wird die Rechnung ausgeglichen, indem man die rechteckige Kante des Meßstabes wegschneidet.

Der Brauch des Milchaustausches reicht weit über die Alpenländer hinaus. So findet er sich zum Beispiel am Kaukasus (Kartalinja, Gouvernement Tiflis) wieder, wo das Verfahren beim Milchaustausch auf einem ähnlichen Prinzip wie im Avestal beruht.<sup>1)</sup> Es sei mir gestattet, diesen Brauch des Milchaustausches im Kaukasus in seinen Hauptzügen darzustellen: Zwei Bauernfamilien, die nur je eine Kuh besitzen und größere Milchmengen auf einmal zu Butter verarbeiten wollen, schließen miteinander einen Vertrag (chaneluba) ab, nach dem sie sich verpflichten, einander abwechselnd 14 Tage lang Milch zu liefern. Zuerst bringt die eine Bäuerin 7 Tage hintereinander die frisch gemolkene Milch und dann kommt die zweite an die Reihe. Vor jeder Lieferung mißt die Bäuerin bei sich zu Hause die Milch mit einem in den Melkeimer gesteckten fingerdicken Stäbchen (tschdó) ab, auf dem in der Höhe der Milchmenge jedesmal eine Kerbe gemacht wird. Da es heißt, daß dieser Tauschvertrag sich unter göttlichem Schutz befindet, wird das Messen auf das genaueste durchgeführt.

Nach 14 Tagen findet die Abrechnung zwischen den beiden Frauen, gewöhnlich in der Nähe eines fließenden Wassers, statt. Zuerst wird die Milchrechnung der einen Frau geglichen. Man füllt zu diesem Zweck den für die Milchlieferung benützten Melkeimer mit Wasser, und zwar bis zur ersten Kerbe des hineingesteckten Meßstäbchens der betreffenden Bäuerin. Diese Wassermenge, die die erste Milchlieferung darstellt, wird in einen großen Kessel geschüttet und die erste Kerbe „geblendet“, das heißt eine Gegenkerbe gemacht, wodurch ein Stückchen Holz herausfällt. So wird weiter verfahren, bis die ganze im Kessel enthaltene Wassermenge der siebentägigen Milchlieferung der ersten Bäuerin an die zweite entspricht. Nun steckt man in den Kessel ein eigens dazu bestimmtes Stäbchen (kudna), auf dem in der Höhe des Wasserniveaus eine Kerbe geschnitten wird. Hierauf wird der Kessel ausgeleert und man wiederholt das gleiche Verfahren, um die Milchlieferungen der zweiten Frau an die erste zu bestimmen.

Zum Schluß wird noch die Differenz zwischen der gesamten Milchmenge, die die erste, und derjenigen, die die zweite Bäuerin geliefert hat, bestimmt. Hierzu wird das zuletzt erwähnte, nur zwei Kerben (von den beiden Gesamtlieferungen der Bäuerinnen) enthaltende Stäbchen in den Kessel gesteckt und dieser bis zur oberen Kerbe des Hölzchens mit Wasser gefüllt. Dann beginnt man das Wasser aus dem Kessel in den Melkeimer zu schütten, und zwar so lange, bis der Wasserspiegel im Kessel die untere Kerbe des Meßstabes erreicht hat. Das nun im Melkeimer enthaltene Wasser bestimmt den Überschuß an Milch, den die Bäuerin bei der Rückerstattung ihrer Schuld brachte. Dieses Plus wird durch eine Kerbe auf einem neuen Stäbchen bezeichnet und in der Weise vergütet, daß die betreffende Bäuerin bei dem nächsten Milchaustausch die erste Lieferung unterlassen darf. Ist nun alles erledigt, so werden die alten Kerbhölzer entzweigebrochen und in den Fluß geworfen, womit die Abrechnung abgeschlossen ist.

### 3. Beleuchtungsgeräte.

Betrachtet man die Schätze einer Münstertaler Vorratskammer etwas genauer, so bemerkt man zwischen den schönen Bündnerschinken, den Milchprodukten und anderen in reichlicher Menge aufgespeicherten Lebensmitteln auch einzelne alte Gegenstände, die für den Hausgebrauch entbehrlich geworden sind und nur aus Pietät hier aufbewahrt werden.

<sup>1)</sup> N. L. Abasade: Ethnographitscheskoje Obozrenje (Ethnographische Rundschau), Moskau 1898. S. 126 bis 132.

So findet man da des öfteren altertümliche Talglampen aus Eisen (téal da fir), die noch vor wenigen Jahrzehnten in dieser Gegend fast allgemein gebraucht wurden.

Sie zeigen die für die Alpenländer charakteristischen Formen und sind meist zum Aufhängen bestimmt. Die Schale zur Aufnahme des Talges (in der Regel Schaffett) ist vier- oder achteckig geformt; zuweilen ist die Lampe mit einer kleinen Schaufel zum Abkratzen des Unschlittes versehen. (Taf. XXI, Fig. 2 u. 3.)

Außer den Eisenlampen, die eigentlich keine lokalen Besonderheiten aufweisen, treffen wir im Münstertal noch einen Beleuchtungsgegenstand, der in gleicher Form bisher in keiner anderen Gegend aufgefunden wurde. Es ist die Talglampe aus Gipsdolomit, einem anstehenden weißlichgelben, marmorähnlichen Gestein des Münstertales.

Die obere Fläche dieser Steinlampe ist bis zu 1 cm tief zur Aufnahme des Brennmaterials (hauptsächlich Schaffett) ausgehöhlt. In das Schaffett steckte man einen oder mehrere aus Baumwolle gedrehte Dochte und erhielt so — wie ich mich in einem Hause, wo eine solche Talglampe auch heute noch bisweilen gebrannt wird, überzeugen konnte — ein ganz gutes Licht.

Nach den Aussagen der Einheimischen sollen diese Steinlampen (téal da krap) noch vor etwa 20 Jahren in vielen Haushaltungen verwendet worden sein. Heute sind sie jedoch so selten geworden, daß die auf Tafel XXI abgebildeten Exemplare nur mit größter Mühe aufgetrieben werden konnten. Die meisten »téal« ruhen nämlich gegenwärtig im Rambach, in den sie in den letzten Jahren als »wüster Stein« von den Münstertalern erbarmungslos versenkt wurden.

Die Hauptformen dieses Beleuchtungsgerätes dürften wohl im wesentlichen durch das Abbildungsmaterial (Taf. XXI, Fig. 6 bis 19) veranschaulicht sein.

Die »téals« aus Stein sind bis 25 cm hoch und mannigfaltig ausgestaltet, da der Gipsdolomit, der vornehmlich in der Gegend von Cierfs, wo er als Cierfser Marmor bezeichnet wird, vertreten ist, sich leicht bearbeiten läßt. Der Münstertaler pflegte früher in seinen Mußestunden solche »téals« aus dem ihm reichlich zu Gebote stehenden Material ganz hübsch und geschmackvoll zurechtzuschneiden.

Am häufigsten findet man die Steinlampen in Form von vierkantigen, 15 bis 25 cm hohen Säulen, deren Seitenflächen stufenartig profiliert sind. Diese Profilierungen folgen entweder unmittelbar aufeinander (Taf. XXI, Fig. 6) oder sie sind durch ein Mittelstück unterbrochen. (Taf. XXI, Fig. 7 bis 10.) Die »téals« wurden auch als hohe konische Säulen (Taf. XXI, Fig. 14), beziehungsweise pilz- oder kegelförmig mit dünner Mitte und Ausladung oben und unten gestaltet. (Taf. XXI, Fig. 16 und 19.) Seltener trifft man unter diesen Steinlampen solche an, bei welchen das vierkantige Kapitell (und die Basis) dem ebenfalls vierkantigen Säulenschaft derart aufgesetzt ist, daß je eine Kante des Kapitells in der Mitte einer Schaftfläche zu liegen kommt. (Taf. XXI, Fig. 15.) Diese Lagebeziehung des Kapitells zum Schaft ist augenscheinlich ein gotisches Stilelement.

Die großen »téals« wurden hauptsächlich zur Beleuchtung der Stube benützt. Kamen dann im Winter Frauen und Mädchen in einem Hause zusammen, um ihre gemeinsamen Spinnabende (plaz da filär) abzuhalten, so stellte man die Steinlampe mitten in der Stube auf einen eigens dafür bestimmten, etwa 1 m hohen Holzständer (huom), und

zwar in dessen kelchförmigen, hohlen Oberteil. (Taf. XXI, Fig. 1.) Die Spinnerinnen setzten sich rings herum und beim traulichen Licht dieses eigenartigen Beleuchtungsgerätes wurde fleißig gearbeitet und gescherzt und willig ließ man sich auch die übermütigen Streiche der Burschen gefallen.

Die eben erwähnten Lampenständer, für die ich in den Nachbargebieten des Münstertales keinerlei Parallelen fand, sollen früher volkskünstlerisch schön ausgestattet gewesen sein. Das abgebildete Exemplar (Taf. XXI, Fig. 1), das einzige, welches noch im Münstertal aufzutreiben war, ist nur einfach gearbeitet; oben sind die Jahreszahl 1833 und die Initialen des Besitzers eingekerbt.

Außer den großen Steinlampen waren früher im Münstertal auch ganz kleine in Verwendung, die gleichfalls aus Gipsdolomit hergestellt und vier-, beziehungsweise achteckig geformt, zuweilen auch mit einem Griff versehen sind. (Taf. XXI, Fig. 11 bis 13.) Diese kleinen »téals« pflegte man als Lämpchen in hölzerne Laternen zu stellen, die beim Ausgehen oder auch im Hause benützt wurden.

Ab und zu findet man noch im Münstertal alte, achteckige, zierlich geschnitzte Laternen, bei denen die Lichtöffnungen in Form von gotischen Fenstern ausgeschnitten sind (Taf. XXI, Fig. 5); sie stammen zumeist aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts. Bei einer anderen Art der Holzlaternen, die etwas älter ist, sind die einzelnen verschieden geformten Ausschnitte ganz unsymmetrisch angebracht. (Taf. XXI, Fig. 4.) Diese beiden Arten von Holzlaternen traf ich auch im Engadin an; die letztere Art kommt auch in Südtirol (Meran) vor.

Was das Vorkommen der geschilderten Steinlampen in den Nachbargebieten betrifft, so konnte ich dieses Beleuchtungsgerät trotz aller Bemühungen weder im Engadin noch im Obervinschgau ausfindig machen.

Prof. Rütimeyer erwähnt, daß die Münstertaler Steinlampen aus Tirol importiert und aus Laaser Marmor gefertigt wurden.<sup>1)</sup>

Diese Behauptung dürfte jedoch kaum zutreffen, denn da im Münstertal Gipsdolomit reichlich vorhanden ist, war der Bezug der Steinlampen aus dem Obervinschgau gewiß entbehrlich. Auch stimmen alle Aussagen der Einheimischen darin überein, daß die »téals« aus Stein stets im Münstertal selbst angefertigt wurden. Die Nachforschungen über diesen Gegenstand im Obervinschgau, darunter auch in Laas, ergaben, daß dort der Gebrauch der Steinlampen überhaupt unbekannt war. Dennoch kann die Annahme, jenes Beleuchtungsgerät sei im Obervinschgau in früherer Zeit in Verwendung gestanden, mit Rücksicht auf das Vorkommen des Gipsdolomits und auf die Nachbarschaft des Münstertales nicht ausgeschlossen werden. Nur läßt sich die Sache heute an Ort und Stelle kaum feststellen, da weder das in Rede stehende Objekt noch irgendwelche Erinnerungen daran bei den Einheimischen nachweisbar sind. Ähnlich sind die Verhältnisse im Engadin. Auch

<sup>1)</sup> L. Rütimeyer: Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Gräubünden und Tessin und deren prähistorischen und ethnographischen Parallelen. Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 1918, S. 13.

hier ist der Münstertaler Typus der Steinlampen unbekannt und das Engadiner Museum in St. Moritz, welches alles Charakteristische der Gegend in erschöpfender Weise veranschaulicht, enthält kein einziges Exemplar von Talglampen aus Gipsdolomit. Im Unterengadin (Gemeinde Schleins) fand ich allerdings eine Steinlampe, die jedoch von jenen des Münstertales ganz abweicht. Es ist ein unbearbeiteter, runder, grünlich-schwarzer Stein (Serpentin?) von etwa 20 cm Durchmesser, in dessen Mitte eine kleine napfförmige Vertiefung zur Aufnahme des Unschlittes ausgehöhlt ist. Auch in einigen anderen Gemeinden des Unterengadins sollen nach Aussagen der Einheimischen früher solche Steine als Beleuchtungsgeräte verwendet worden sein.

Im Oberengadin (Fexthal und Silvaplana) fand Prof. Rütimeyer<sup>1)</sup> kleine Specksteinlampen, die man hier wie im Münstertal für Holzlaternen zu benützen pflegte. Ganz ähnliche, trogartige oder runde, napfförmige Talglämpchen aus Speckstein sammelte ich im Tavetsch (Graubünden); sie stammen vorwiegend aus dem 17. und 18. Jahrhundert und sind ab und zu mit Ritzzeichnungen verziert. Weit verbreiteter als in Graubünden waren die Specksteinlampen in Wallis. Dieses Kapitel ist von Prof. Rütimeyer so ausführlich behandelt worden, daß ich mich mit dem Hinweis auf seine Arbeit begnüge.<sup>2)</sup>

Das Vorkommen von Steinlampen in der Schweiz konnte bis heute nur für Graubünden und Wallis (im Tessin fand Rütimeyer bloß ein Exemplar vor) festgestellt werden. Die weitere Forschung auf diesem Gebiete wird ergeben, ob dieses interessante Beleuchtungsgerät ehemals auch in anderen schweizerischen Kantonen gebraucht wurde.

Über die Verbreitung der Talglampen aus Stein in anderen Alpenländern ist sehr wenig bekannt. In Vorarlberg kommen kleine zungenförmige Sandsteinlampen vor, die möglicherweise eine Übertragung der römischen Metallampe in Stein darstellen. Auch in Südtirol (Mühlwald, Pustertal), wo Speckstein autochthones Gestein ist, findet man aus diesem Material gefertigte Lampen vor, die in der Regel rund, napfförmig gestaltet sind und viel Ähnlichkeit mit den Walliser Steinlampen zeigen.<sup>3)</sup>

Was das Alter der geschilderten Steinlampen betrifft, so stammen die meisten, nach den darauf eingeschnittenen Jahreszahlen zu urteilen, aus dem 18. oder 19. Jahrhundert. Jedoch dürfte dieser Gegenstand weit in die historische, ja wahrscheinlich in die prähistorische Vergangenheit zurückreichen, wie L. Rütimeyer dies für einige Walliser Steinlampen (Schalensteine aus Tourbillon, Sitten)

<sup>1)</sup> L. Rütimeyer, a. a. O. S. 12.

<sup>2)</sup> L. Rütimeyer: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. Schweiz. Archiv f. Volkskunde 1916.

<sup>3)</sup> Das Museum für Volkskunde in Wien enthält einige solche Lampen aus Vorarlberg und aus dem Pustertal.

nachzuweisen versucht.<sup>1)</sup> Th. Baudon führt 12 Steinlampen an, die dem Paläolithikum, dem Neolithikum und der Bronzezeit angehören sollen und französischen, englischen und schweizerischen Fundorten entstammen.<sup>2)</sup>

## IV. Das Wirtschaftsleben.

### 1. Der Ackerbau.

Das gegen Norden gut geschützte Münstertal zeichnet sich durch ein für diese Seehöhe außerordentlich mildes Klima aus. Noch in Valcava (1410 *m*) gedeihen Äpfel und in St. Maria (1388 *m*) findet man im Freien nebst schönen Rosenkulturen Pflaumen und Kirschen. Diese günstigen klimatischen Bedingungen sowie auch der fruchtbare Boden der zahlreichen Schuttkegel dieses Tales bewirken, daß der Ackerbau eine wesentliche Rolle im Wirtschaftsleben der Münstertaler spielt.

Am meisten Getreide wird im unteren Münstertal (Taufers und Münster) angebaut, aber auch in St. Maria reift noch Weizen nebst Roggen, Gerste und Hafer. In den übrigen höher gelegenen Ortschaften des Münstertales gedeihen nur die drei letzterwähnten Getreidearten. Da der Flachsbaum in Mitteleuropa bekanntlich bis zur Höhe von 1500 *m* reicht, wird auch im Münstertal, insbesondere in den vier untersten Gemeinden, verhältnismäßig viel Flachs angepflanzt; die Flachsbereitung bietet nichts dieser Gegend speziell Eigentümliches.

Die Grenze der Getreideäcker liegt im Münstertale recht hoch. Beim Hof Terza (1842 *m*) gedeiht die Gerste noch so gut, daß sie als die beste im Tal gilt, und auf dem Plateau von Lü (1918 *m*) wird außer Kartoffeln ziemlich viel Getreide angebaut.

Von den Ackerbaugeräten ist vor allem der sogenannte »starschin« oder »strusch« zu erwähnen, der früher im Münstertal zum gleichmäßigen Verteilen des Mistes auf frisch gedüngten Äckern und Wiesen benützt wurde. (Taf. XX, Fig. 13.) Heute wird er jedoch nur mehr selten gebraucht, da man bereits modernere Gerätschaften zu diesem Zweck besitzt.

Der eggenförmige »starschin« besteht aus einigen dicken, durchlöcherten Brettern; in die dicht nebeneinander angebrachten Löcher sind Büschel von Tannenreisig gesteckt, die beliebig erneuert werden können. Durch das Schleifen des Gerätes auf dem Boden, die mit Reisig bedeckte Seite nach unten gewendet, wird der Mist gleichmäßig auf dem Felde verteilt.

Auch im Engadin und im ganzen Obervinschgau ist das gleiche Gerät verbreitet. In der erstgenannten Gegend heißt es »Schmain«, in der zweiten »Mistkogel«.

Neben der bereits geschilderten Form dieses Gerätes kommt, insbesondere im Obervinschgau, noch eine andere vor. Bei dieser sind auf einem von zwei Längs- und vier Querhölzern gebildeten Gerüst dünne, reich verästelte Tannenzweige angenagelt. (Taf. XX, Fig. 14.) Ein ganz analoges Gerät (Pätzenegge genannt) fand ich im Salzburgerischen (Lammerthal) vor.<sup>3)</sup> Es wäre noch festzustellen, ob dieses Feldgerät auf der Strecke vom Engadin und Obervinschgau bis Salzburg überall vorkommt oder nur stellenweise auftritt.

<sup>1)</sup> L. Rütimeyer: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis etc. S. 39.

<sup>2)</sup> Th. Baudon: Des lampes en pierre taillée et en terre cuite des époques paléolithique, néolithique et de l'âge de bronze. Beauvais (1911).

<sup>3)</sup> E. Goldstern, a. a. O. S. 17.

Bei der Aussaat des Getreides gibt man die Samen in einen aus Weidenruten geflochtenen, wenig vertieften Saatkorb (*terna da sem*), den man während der Arbeit über die Schulter zu hängen pflegt. (Taf. XX, Fig. 18.) Nach den Aussagen der Einheimischen waren die »terna« früher kleiner und topfförmig gestaltet. (Taf. XX, Fig. 17.) Solche »terna« sieht man auch heute noch im Münstertal; sie werden jedoch nur als Behälter für Eier oder dergleichen mehr gebraucht.

Die gegenwärtige Form des Münstertaler Saatkorb ist auch im Obervinschgau und im Engadin verbreitet.

Zum Dreschen von Getreide benützt man im Münstertal einen zweiteiligen Dreschstock (*pal*).

Er besteht aus einer etwa 90 *cm* langen, runden Walze, in die ein gebogener Stiel eingelassen ist. (Taf. XX, Fig. 16.) Dieses Dreschgerät, das im Engadin, im Albulatal und in einigen anderen Bündner Gegenden gleichfalls gebraucht wird, findet sich auch sonst vielfach in den Alpenländern wieder, so zum Beispiel im Salzburgischen (Lammertal, Oberpinzgauer Gegend) und in Tirol (Zillertal). Im Obervinschgau kommt diese Art der Dreschstöcke nicht vor; allgemein wird hier neben den Dreschmaschinen der bewegliche Dreschflegel verwendet.

## 2. Die Viehzucht und der alpwirtschaftliche Betrieb.

Wenn auch dem Ackerbau in unserem Tale eine größere Bedeutung zukommt als in so manchen anderen hochgelegenen Gegenden, so bildet er doch nicht die Hauptbeschäftigung der Münstertaler; denn die schönen Wiesengründe und die üppigen Alpenweiden verweisen den Münstertaler von Anfang an darauf, sich vornehmlich der Viehzucht und der Alpwirtschaft zuzuwenden.

### Die Wiesenwirtschaft.

Die Bedingungen für die mit der Viehzucht eng verbundene Wiesenwirtschaft sind im Münstertal weitaus günstiger als in vielen anderen Hochtälern. Ein großer Teil der Mähwiesen befindet sich nämlich in der Talsohle oder in geringer Höhe; die übrigen Wiesengründe breiten sich um die hochgelegenen Ortschaften auf relativ sanft ansteigendem Gelände aus und sind daher leicht zugänglich.

Auf den Alpen wird ein kleines, eingezäuntes Grundstück neben der Sennhütte als Mähwiese belassen, damit das Vieh für die Tage, an denen es nicht im Freien verweilen kann, etwas Futter im Vorrat hat. Alle übrigen Matten dienen jedoch ausschließlich als Weiden.

Unter diesen Umständen gibt es im Münstertal eigentlich kein Wildheu, somit auch keine Heubeförderung im Winter. Die ganze Heuernte wird bereits im Sommer in die gewöhnlich mit dem Haus verbundene Scheune eingebracht. Dabei werden keine besonderen Geräte zum Tragen des Heus verwendet; man bindet es hier, wie fast in ganz Graubünden, in große viereckige Tücher (*pons*, Blachen) und trägt die Last entweder auf dem Kopfe oder ladet mehrere Bündel auf einen Wagen.

Nur zum Befördern des Heus aus der Scheune in den Stall benützt man ein Gerät (stärner), das auf dem Rücken getragen wird. (Taf. XX, Fig. 15.) Man preßt das Heu im »stärner« zusammen und bindet es mit zwei seitlich angebrachten Stricken fest. Im Engadin ist dieses Gerät bereits vielfach durch große muldenförmige, aus Weidenruten geflochtene Körbe ersetzt worden, die man gleichfalls auf dem Rücken zu tragen pflegt.

Im Obervinschgau werden derartige Tragvorrichtungen weniger verwendet, da hier in den meisten Häusern die sogenannten »asser« eingerichtet sind, das heißt das Heulager reicht von der Scheune bis in den darunter liegenden Stall hinab.

### Die Sennhütte und ihre Einrichtung.

Eine wesentliche Vorbedingung für den erfolgreichen Betrieb der Viehzucht im Münstertal bilden die zwar nicht zahlreichen, jedoch ausgedehnten und ergiebigen Alpen des Tales. Sie ziehen sich weit hinauf und liegen zum Teil in kleinen Quertälern (Alp Champatsch, 2144 *m*; Alp Muranza, 2178 *m*), zum Teil auf Hochplateaux (Alp da Munt, 2214 *m*; Alp Val Morain, 2193 *m*; Alp Sadra, 2080 *m* u. a. *m*).

Die höchste Sennhütte ist die der Alp da Munt; der Wald reicht stellenweise noch über diese Alpe hinaus, so daß die Waldgrenze eine Höhe von etwa 2300 *m* erreicht.

Nur die Almhütte der Alp da Munt ist ganz in Blockbau aufgeführt, was wohl einen Überrest der altertümlichen Bauweise aus jener Zeit darstellt, in der das Münstertal reicher bewaldet war. Die übrigen Sennhütten sind aus Stein, oft noch ganz primitiv gebaut. Beim alten Typus fehlt der Stall und das Vieh übernachtet in den Schermen, das heißt unter einem sich an die Hütte anschließenden Dach, welches auf mehreren Holzpfählern ruht. (Taf. XXII, Fig. 1.) Da die Schermen in manchen Alpen baufällig geworden sind, hat man sie in den letzten 20 Jahren durch solide, moderne Stallungen ersetzt; die Hütten selbst haben aber ihren alten Charakter in der Regel bewahrt. (Taf. XXII, Fig. 2.) Im Innern weisen die Münstertaler Sennhütten einen einheitlichen Grundriß auf. Sie bestehen immer aus drei Räumen, dem Hauptraum (teja), der als Küche und Schlafkammer dient, und aus zwei sich daran anschließenden Nebenräumen, dem Milch- und dem Käsekeller.

In der einen Ecke des Hauptraumes erhebt sich über einer Bank die kastenartig abgeschlossene Schlafstätte, in deren Inneres man durch eine kleine, in den Kasten eingesetzte Tür gelangt (Taf. XXII, Fig. 3); hier ruhen die Sennen und Hirten auf einem gemeinsamen Heulager. Der allseitige dichte Abschluß dieses Lagers dient zum Schutz gegen die Kälte, die sich auf dieser Höhe recht fühlbar macht, besonders wenn der Wind durch die Ritzen der baufälligen Mauern in die Hütte eindringt und darin wie auf freiem Felde pfeift.

In der der Schlafstätte gegenüberliegenden Ecke des Hauptraumes befindet sich der große kupferne Käsekessel. Dieser Kessel hängt hier nicht — wie vielfach anderwärts in deutschen und romanischen Alpenländern — an einer kranartigen Vorrichtung aus Holz (Kesselschwinge), sondern ist eingemauert; die Einheize für den Kessel ist unten in der Mauerung angebracht. (Taf. XXII, Fig. 4.)

Neben dem Käsekessel erblickt man die primitive Herdanlage, die aus einer zirka 30 cm tiefen, 1 m langen und ebenso breiten, von drei Seiten von Bänken umrahmten Kochgrube besteht. (Taf. XXIII, Fig. 4.) Als eigentliche Herdstelle dienen nur einige aufgehäufte Bruchsteine. Hier wird die langstielige Pfanne eingeklemmt, in der das Hauptgericht der Sennen, das Mus (Schmarren), zubereitet wird.

Was die übrige Einrichtung des Hauptraumes der Sennhütte betrifft, so sind die meisten Gegenstände, die man hier stehen oder hängen sieht, Molkereigerätschaften, so das Drehbutterfaß, welches das Stoßbutterfaß schon längst aus dieser Gegend verdrängt hat, ferner die Käsebank, die hier keine lokalen Besonderheiten aufweist, der Milchseier aus Holz, von gleicher Form wie die Milchseier im Tal (vergl. Taf. XX, Fig. 7), die Melkeimer aus Holz und ähnliches mehr. Zu erwähnen wären noch die etwa 70 cm langen Holzmesser, die zum Zerschneiden der geronnenen Käsemasse im Kessel dienen; sie sind ab und zu säbelförmig gestaltet und haben keinerlei Verzierung. (Taf. XX, Fig. 10 bis 12.)

#### Die »tessera« (Kerbhölzer).

Vor etwa 30 Jahren konnte man im Hauptraum einer Münstertaler Sennhütte ein Bündel von kleinen, gekerbten Hölzern finden, das an der Wand zu hängen pflegte. Das waren die sogenannten »tessera« (Kerbhölzer), die zur Kontrolle der abgelieferten Brotmenge gebraucht wurden.

Da der alpwirtschaftliche Betrieb im Münstertal genossenschaftlich ist, war jeder Alpgenosse früher verpflichtet, für je eine Kuh vier Pfund Brot an die Sennen und Hirten auf der Alpe zu liefern. Dies geschah in folgender Weise: Etwa 10 Tage nach der Alpfahrt, gegen Mitte Juli, wurde die Milch zum erstenmal gemessen.<sup>1)</sup> Anlässlich dieses wichtigen Ereignisses versammelten sich oben alle Alpgenossen und, nachdem die Milch fertiggewogen war, schnitzte sich jeder, so gut er konnte, ein etwa 15 cm langes und 3 cm breites, flaches Hölzchen zurecht und schnitt darauf oben seine Initialen ein. (Taf. XXIII, Fig. 1 und 2.) Das waren die zuvor erwähnten »tessera«. Der Senne nahm nun sämtliche »tessera« in Empfang und zog sie auf einer Schnur auf, und zwar in der gleichen Anordnung, in der die Häuser

<sup>1)</sup> Die Milch wurde damals nur zweimal im Sommer gemessen: nach der Alpfahrt und Mitte August. Heute findet das Milchmessen auf den Alpen in Abständen von je 14 Tagen statt.

der betreffenden Alpgenossen im Dorfe aufeinanderfolgten. So war die Pflichtabgabe ganz einfach und gut geregelt und jeder wußte genau, wann an ihn die Reihe kam. Die Ablieferung des Brotes wurde jedes Jahr von einem anderen Alpgenossen eingeleitet. Sobald der erste Bauer das Brot gebracht hatte, wurde die »tessera« herbeigeholt und der Senne schnitt darauf die betreffende Brotmenge ein. Dabei bedeuteten:  $\times = 10$  Pf.,  $< = 5$  Pf.,  $— = 1$  Pf. (Taf. XXIII, Fig. 1 u. 2.) In den nächsten Tagen kamen dann die weiteren Brotlieferungen und so wurden die Zeichen eingeschnitten, bis die Rechnung stimmte. Entnahm ein Alpgenosse im Laufe des Sommers Butter, so wurde dies in gleicher Weise auf den seitlichen Kanten der »tessera« verzeichnet und bei der endgiltigen Verrechnung von dem dem Besitzer zukommenden Anteil abgezogen.

Seit etwa 30 Jahren sind die »tessera« im Münstertal nicht mehr in Gebrauch und auch die Pflichtabgaben an Brot haben gänzlich aufgehört; dieses wird heute einmal wöchentlich beim Bäcker besorgt und auf die Alpe befördert.

Die »tessera« (in Wallis auch »tesseln«, »taille« genannt) waren früher in der Schweiz sehr verbreitet und sie wurden bekanntlich<sup>1)</sup> von den Bauern zu verschiedenen Zwecken gebraucht. Es ist mir jedoch aus keiner anderen Schweizer Gegend eine Parallele zu der geschilderten Anwendung der »tessera« im Münstertal bekannt.

#### Die Abfahrt von der Alpe.

Man fährt Anfang Juli auf die Alpe und bleibt gewöhnlich bis zum Schluß der Alpung auf der gleichen Höhe. Wanderungen von einer Alpstaffel zur anderen, wie sie in vielen anderen Hochtälern Brauch sind, entfallen im Münstertal durch die natürliche Beschaffenheit der Alpen in dieser Gegend, die auf ein und derselben Staffel genügend Weidegrund für die ganze Zeit der Alpung enthalten.

Gegen den 20. September findet die Abfahrt von der Alpe statt Tags zuvor wird das Vieh ins Tal hinabgetrieben, wobei der Kuh, die am besten gestoßen (zendra genannt), sowie auch der, die am meisten Milch gegeben hat, Stirnkränze aus Enzian und Edelweiß um die Hörner geflochten werden.

Am Abend des gleichen Tages steigen zwei Alpenvorsteher zur Sennhütte hinauf, um die Alprechnung zu machen, das heißt zu bestimmen, wieviel von jedem Produkt im Durchschnitt auf 1 kg Milch entfällt.<sup>1)</sup> Um Mitternacht bietet der Senne den Alpvorstehern den traditionellen »Rahmpult« (Rahmschmarren) und Kaffee an, dann wird die

<sup>1)</sup> F. G. Stebler: Die Hauszeichen und Teßlen der Schweiz. Schweiz. Archiv für Volkskunde 1907.

L. Rütimeyer, a. a. O.

M. Gmür: Schweizerische Bauernmarken und Holzurkunden, Bern 1917.

<sup>1)</sup> Das alte Milchmaß, nach dem man früher im Münstertal rechnete, war 1 Neidia = 10 Pfund.

ganze Nacht hindurch weitergerechnet. Am nächsten Morgen ziehen die Bauern mit kleinen, den steilen Wegen angepaßten Leiterwagen auf die Alpe, um ihre Anteile an Butter und Käse sowie auch die ihrer Nachbarn zu holen. Fast alle Alpgenossen finden sich oben ein, auch einige Frauen und Mädchen kommen hinauf und alles verfolgt mit großer Spannung das Abwägen und Verteilen der Milchprodukte. So geht es bis 4 oder 5 Uhr nachmittags recht lebhaft zu. Dann werden die Leiterwagen mit den imposanten Butter- und Käse-laiben beladen und die ganze Gesellschaft tritt den Heimweg an. Voran geht der Senne, dessen Hut mit einem Sträußchen künstlicher Blumen geschmückt ist, in das zur Belohnung für seine Mühe eine Goldmünze eingenäht wird. Etwa eine Stunde vor dem Dorf kommt dem Zuge eine kleine Kinderschar entgegen, die mit Blumen und Bändern schön geschmückte Fahnen trägt. Mit Schreien und Johlen werden nun die Ankommenden begrüßt. Man macht halt, nimmt die Kleinen auf die Wagen, und sobald sich diese in Bewegung gesetzt haben, widerhallt das Tal von Jauchzern der übergelücklichen Kinder, die sich schon das ganze Jahr auf diese Fahrt freuen. (Vergl. Taf. XXIII, Fig. 5.)

## V. Sitten und Bräuche.

Während das Haus und der Hausrat im Münstertal ihr altes Gepräge bis heute so ziemlich bewahrt haben, ist dies bei den Bräuchen weniger der Fall. Insbesondere gilt dies von jenen Bräuchen, die sich auf die wichtigsten Ereignisse des Familienlebens beziehen, wie Hochzeit, Begräbnis u. a. m. Dadurch eben, daß viele Münstertaler des Erwerbes halber für den Winter, zuweilen auch für den Sommer in die Stadt oder in große Kurorte ziehen, geraten die alten Bräuche immer mehr in Vergessenheit und neue Sitten treten an die Stelle der alten. Dessenungeachtet haben sich einzelne Bräuche erhalten, die der im Münstertal zurückbleibenden Jugend während des langen Winters zum Zeitvertreib und zur Belustigung dienen. So bringt beispielsweise schon das Schlachten im Spätherbst und im Winter verschiedene heitere Bräuche mit sich.

### Stehlen von Ochsen und Schweinen.

Sind in dem Hause, in dem geschlachtet werden soll, junge Mädchen, so muß der Bauer wohl auf der Hut sein. Am Vorabend des Schlachtens verschwindet nämlich das zum Schlachten bestimmte Vieh trotz aller Vorsichtsmaßregeln, die vom Besitzer gegen den „Diebstahl“ getroffen wurden, aus dem Stalle. Dieser mag noch so gut abgesperrt, das Schwein oder der Ochse noch so fest angekettet und der Hausherr noch so wachsam sein, trotz alledem ist das für den Metzger bestimmte Tier am frühen Morgen, ja meist schon um Mitternacht nicht mehr im Stalle zu finden. Alles Suchen ist vergeblich und der Besitzer, der die Kniffe und Pfiße der Jugend kennt, schickt sich ins Unvermeidliche. Ja er nimmt die Sache nicht einmal tragisch, denn er weiß, daß das Tier gut aufgehoben ist und bald wieder erscheinen wird. Und wirklich, schon am nächsten Morgen, noch ehe der Metzger gekommen ist, erscheint das Schwein oder der Ochse unverseht und sogar mit Blumen bekränzt. Der Besitzer muß die Burschen bewirten und ihnen

außerdem nach dem Schlachten Würste schicken. Tut er das, so sind ihm die Burschen bei der Arbeit behilflich, andernfalls wird er arg verspottet.

Würstbereitung. Stehlen der Würste. Andere Jugendstreiche.

Früher, als man noch allgemein das Fleisch für die Würste mit Hackmessern zu bearbeiten pflegte — heute geschieht dies fast ausschließlich mit der Maschine — hielt man überall die „tschocca“ — eine Art primitiver Verbindung von Hackbrett und Tisch — in Ehren. Diese „tschocca“ hat die wohl auch anderwärts verbreitete Form und besteht aus einem großen auf drei Füßen ruhenden Baumstumpf.

Wenn man sich nun in einer Familie an die Würstbereitung machte, pflegten einige Burschen und Mädchen zusammenzukommen, um den Hausgenossen bei der mühsamen Arbeit behilflich zu sein. Alle stellten sich, mit Hackmessern versehen, im Kreis um die „tschocca“ und nun wurde wacker auf das Fleisch losgehackt. Die Arbeit geschah gewöhnlich in der Weise, daß man sich während des Hackens rhythmisch um die „tschocca“ bewegte und dabei ein eigens dazu bestimmtes Lied sang. Dieses lautet:

Tschà gni nan pigliain,  
Múdain charn in zapaditsch,  
Sájat sperts bain perdérs,  
Dain eir un bun strich.

(Her damit, nehmen wir es zuhanden,  
Zerhacken wir das Fleisch ganz fein,  
Seien wir recht flink und rührig,  
Hauen wir wacker darauf los.)

Ist das Werk vollbracht und sind die Würste in der Küche auf einigen unter der gewölbten Decke gezogenen Tramen zum Räuchern aufgehängt, so beginnt eine bange Zeit für die Hausleute. Sie wissen ja, daß die Würste hier keineswegs vor „Dieben“ sicher sind und daß so mancher Bursche im Dorf bereits auf den geeigneten Augenblick lauert, um sie zu entwenden. Sobald nämlich ein Mädchen im Hause, in dem Würste gemacht wurden, wohnt, ist dieser „Diebstahl“ von den Einheimischen gewissermaßen legalisiert. Die Gelegenheit zum „Stehlen“ findet sich dank der Gewandtheit der Burschen schnell und so kommt es, daß eines Tages die Hausleute zu ihrem Schrecken keine Würste mehr in der Küche vorfinden. Jedoch schon am nächsten Tag wird ein großer Teil des „gestohlenen“ Gutes zurückgeschickt. Etwas behalten allerdings die Burschen für sich zurück und veranstalten anläßlich ihres Erfolges einen kleinen Schmaus.

Vor dem Kriege zahlte man der Jugend gerne diesen kleinen Tribut; jedoch heute ist alles so teuer geworden, daß die Hausfrau die Sache etwas ernster nimmt. Es bleibt ihr aber schließlich auch nichts übrig, als sich mit Humor ins Unvermeidliche zu schicken.

Anschließend an das Entwenden der Würste sei hier noch ein Münstertaler Brauch erwähnt, der allerdings nicht wie die eben geschilderten an eine bestimmte Jahreszeit gebunden ist.

Wenn junge Leute bemerken, daß ein Bursch und ein Mädchen aneinander Gefallen finden und öfters zusammengehen, dann pflegen sie dem betreffenden Paare folgenden Streich zu spielen: Sie lauern auf den Augenblick, wenn beide außer Haus sind, schleichen sich in die Wohnung der Liebesleute ein, entwenden einige Hausgeräte, auch Fensterläden, Gartenbänke und tragen die Sachen des Mädchens in das Haus des Burschen und umgekehrt. Wenn dann die beiden jungen Leute heimgekehrt sind und bemerken, was in ihrer Abwesenheit angestellt wurde, wissen sie gleich, wo sich ihr Eigentum befindet und wem die neu hinzugekommenen Gegenstände gehören. Sie hüten sich aber wohl, davon zu sprechen, denn sie würden auf diese Weise zugeben, daß sie einander wirklich gern haben. Und der Münstertaler liebt es nicht, vor seiner öffentlich verkündeten Verlobung seine Herzensangelegenheiten an die große Glocke zu hängen. So fällt er nur selten in die ihm schlaue gelegte Falle und wartet resigniert ab, bis die Sachen eines schönen Tages von denselben Burschen wieder zurückgebracht werden.

Babaniaspiele (6., 7., 8. Jänner). Chalanda Mars (1. März).  
Ziegenmelken am Johannistag (24. Juni).

Zu den Wintervergönungen der Jugend gehören im Münstertal wie auch im Engadin allerlei Orakelspiele, die man an dem Dreikönigstag „Babania“ anfängt und meist bis zum 8. Jänner fortsetzt.

So pflegt man zum Beispiel, wenn sich junge Leute zu Babaniaspielen bei Bekannten versammeln, einem der Anwesenden, gewöhnlich einem Mädchen, die Augen zu verbinden. Dieses muß dann um den Tisch herumgehen und nach verschiedenen darauf umherliegenden Gegenständen greifen. Berührt es nun das Salz, so wird ihr Zukünftiger ein Furgonist sein, berührt es Asche, so bekommt es einen alten Mann, berührt es schließlich ein Weinglas oder Geld, so wird ihr Gatte ein Trunkenbold, oder ein reicher Mann sein u. s. w.

Sehr viel trägt zur Unterhaltung das Orakelbuch der Babania „cúdesch da Babania“ bei. In diesem sind Fragen und Antworten über die Zukunft unter Nummern eingetragen, auf die Würfel geworfen werden; die von Würfeln getroffenen Stellen werden dann zur allgemeinen Belustigung vorgelesen.

Auch das anderwärts vielfach übliche Bleigießen wird gepflogen, ebenso das Werfen von Apfelschalen, um den Namen des Zukünftigen oder auch nur den Anfangsbuchstaben zu erfahren.

Wenn an diesen Tagen das Abendgeläute ertönt, sollen die Mädchen schnell auf die Straße laufen, denn der Taufname des Ersten, dem man begegnet, wird auch der des Bräutigams sein.

Mit Vorliebe werden an Babaniatagen Pantoffel geworfen. Man stellt sich zu diesem Zwecke an eine Straßenkreuzung, löst den Pantoffel etwas vom Fuß und schleudert ihn mit ganzer Kraft in die Luft. In der Himmelsrichtung, nach der er fällt, befindet sich auch der Zukünftige.

Im Münstertal, wie fast im ganzen romanischen Graubünden, ist der 1. März, „Chalanda Marz“, ein Kinderfest. Die Schulknaben ziehen mit großen und kleinen Kuhglocken von Haus zu Haus, schellen laut und rufen dazu: <sup>1)</sup>

Chalanda Marz, chaland Avrigl,  
Lasché las vachas our d'ovigl!  
Las vachas vaun culs vdels,  
Las nuorsas culs agnels,  
Las chevrass culs uzöls  
E las giallinas fauns ils övs.  
La naïv smarscheschla,  
E l'erva crescha.  
Scha'ns dais qualchosa,  
Schi Dieu as benedescha,  
E scha nun 's dais unguotta,  
Schi 'l luf as sbluotta.

(Erster März, erster April,  
Lass't die Kühe aus dem Stall!  
Die Kühe gehen mit den Kälbern,  
Die Schafe mit den Lämmern,  
Die Ziegen mit den Zicklein  
Und die Hennen legen Eier.  
Der Schnee schmilzt,  
Das Gras wächst.  
Wenn Ihr uns etwas gebt,  
So segnet Euch Gott,  
Und wenn Ihr uns nichts gebt,  
So beraubt Euch der Wolf.)

Die Kinder bekommen dafür überall Kastanien, Reis, Nüsse, Äpfel, Orangen u. a. m. sowie auch Geld. Die gesammelten Lebensmittel verwendet man für einen kleinen Schmaus am Nachmittag oder auch am nächsten Sonntag, und mit dem Geld veranstaltet die Schule im Sommer einen Tagesausflug. Früher pflegten sich die Knaben am Tage des „Chalanda Marz“ zu verkleiden, wie dies auch heute noch im Engadin vielfach geschieht; <sup>2)</sup> im Münstertal ist diese Sitte schon längst verschwunden.

„Der Brauch des ‚Chalanda Marz‘, der im Engadin seinen vornehmsten Ausdruck findet, gehört mit dem Kornaufwecken, Pechtelspringen und den Faschingsumläufen in

<sup>1)</sup> G. Barblan: Sitten, Gebräuche und Volksfeste im Unterengadin. Schweiz. Archiv für Volkskunde, 1915, S. 73.

<sup>2)</sup> G. Barblan a. a. O.

die im Alpengebiet weitverbreitete Gebräuchegruppe, die mit dem Glauben an Vegetationsdämonen und mit dem Sonnenzauber zusammenhängen.“<sup>1)</sup>

Gleichfalls ein Jugendfest, allerdings für die reifere Jugend, findet am Johannis-tag (St. Jon) statt.

Die ganze Ziegenmilch, die an diesem Tage gemolken wird, gehört in allen Münstertaler Gemeinden der Jugend. Auf einer großen Wiese etwas oberhalb des Dorfes werden sämtliche zur Gemeinde gehörigen Ziegen zusammengetrieben, worauf junge Mädchen und Burschen um die Wette zu melken beginnen. Unter Gelächter und Gesang wird die Arbeit schnell erledigt und dann beginnt die Versteigerung der Milch an die Anwesenden, unter denen mehrere aus den hochgelegenen Weilern zum Feste hinabgestiegen sind. Mit dem Gelderlös wird noch am gleichen Abend oder auch nachträglich in einem Gasthaus eine „Marenda“ (Schmaus) mit anschließendem Tanz veranstaltet.

In solcher Weise vollzieht sich heute der Brauch des Ziegenmelkens. Früher ging es jedoch viel gemüthlicher zu. Die gemolkene Milch wurde nicht versteigert, sondern die Jugend behielt sie für sich, um daraus einen „Rahmpult“ zu machen, welchen man einige Tage darauf in einer Abendversammlung bei einem der Mädchen verspeiste. Die Hausochter bewirtete die Gäste mit Kaffee, die Burschen boten Likör und Süßigkeiten an und man tanzte und unterhielt sich bis tief in die Nacht hinein.

Man faßt die Sitte des Ziegenmelkens im Münstertal als eine gewisse Entschädigung auf, welche die Gemeinde den jungen Leuten dafür bietet, daß sie jeden Sonntag in der Kirche singen.

#### „Spannen“ bei Verlobung. Mattinada. Mazzola.

Von den Sitten, die sich auf einige wichtige Ereignisse des menschlichen Lebens, wie Hochzeit und Begräbnis, beziehen, ist nicht viel zu sagen, denn, wie bereits erwähnt wurde, sind die meisten dieser Bräuche heute verschwunden. Von dem Wenigen, das geblieben ist, sei hier nur ein Brauch angeführt, an dem die Jugend noch festhält, da er ihr viel Vergnügen macht, nämlich das „Spannen“ (la serra) bei der Verlobung. Ist die Verlobung öffentlich verkündet und erfährt man, daß das Brautpaar in den nächsten Tagen zum erstenmal gemeinsam ausfahren wird, dann beginnt man in den Gemeinden, durch welche das Paar fahren soll, Vorbereitungen zum Absperren des Weges zu treffen. Eine schöne Decke wird mit Bändern und künstlichen Blumen geschmückt und über eine lange Holzlatte gehängt, ein Gedicht ad hoc schnell einstudiert und auch Wein sowie etliche Leckereien hergerichtet. Das bereiten gewöhnlich einige Freundinnen der Braut vor.

An dem Tage, an dem die Verlobten kommen sollen, stellen sich die Mädchen schon zeitlich auf ihren Posten und dann heißt es, insbesondere in den Wintermonaten, ausharren, denn das Brautpaar läßt oft stundenlang auf sich warten. Bei jedem vorbeifahrenden Wagen geraten alle in Aufregung, und je mehr Zeit verstreicht, desto größer wird jedesmal die Enttäuschung. Endlich hört man einige rufen: „Sie kommen, sie kommen, nur rasch heraus!“ und im Nu schnell die ganze Gesellschaft aus einem Haustor oder Seitengäßlein hervor und versperrt die Straße. Zwei Mädchen halten die Latte, ein oder zwei bewirten das Brautpaar und ein anderes sagt den Glückwunsch in Versen auf. (Taf. XXIII, Fig. 6.) Das Paar dankt für die ihnen erwiesene Freundlichkeit; das genügt jedoch den halberfrorenen Mädchen nicht. Der Bräutigam muß blechen und das tut er auch gerne, je nach seinen Mitteln. Mit dem erhaltenen Geld lassen sich's die Mädchen gut gehen, indem sie eine „marenda“ (Essen) veranstalten.

Diesen Brauch des Spannens, der ja bereits in der vorhergehenden Arbeit besprochen wurde, findet man noch in den meisten Bündner Tälern. Jedoch wird in der Regel nur dem Ehepaar, wenn es am Hochzeitstag die Kirche verläßt, und nirgends dem Brautpaar der Weg versperrt. Sollte auch im Münstertal ehemals der gleiche

<sup>1)</sup> G. Brunies: Bilder aus dem schweizerischen Nationalpark. Basel 1919.



Brauch geherrscht und nur im Laufe der Zeit seine gegenwärtige Form angenommen haben? Darüber konnte an Ort und Stelle nichts ermittelt werden.

Ebenso verbreitet wie der Brauch des Spannens ist auch der einer „Steuer“, „Mattinada“, die ein zum zweiten mal heiratender Witwer den Burschen bezahlen muß. Es ist dies sozusagen eine Entschädigung dafür, daß ein Mädchen den jungen Leuten entzogen wird. Weigert sich der Witwer, die „Steuer“ zu entrichten, so veranstaltet man eine regelrechte Katzenmusik, die sich so oft wiederholt, bis die Zahlung geleistet wird.

Noch bei einem anderen Anlaß pflegt die Münstertaler Jugend ähnliche musikalische Leistungen vorzubringen. Ist nämlich im Dorf bekanntgeworden, daß zwei Weiber, die in einem Haus wohnen, einander in die Haare geraten sind, so üben die jungen Leute eine eigenartige Justiz aus, indem sie eine „mazzola“ (Katzenmusik) veranstalten. Noch am selben Abend werden vor das Haus der betreffenden Frauen Getreidemühlen, Kasserollen, Sensendengel, Ratschen, Kuhglocken und dergleichen mehr geschleppt und es wird damit ein ohrenbetäubendes Konzert, begleitet von Pfeifen, Johlen, Peitschenknallen, zuweilen stundenlang aufgeführt. Die zänkischen Weiber werden durch dieses Strafverfahren der Münstertaler Jugend wohl für eine Zeitlang von ihrer Streitsucht geheilt.

Die Münstertaler Sitten und Bräuche, zu welchen man die auffallenden Parallelen aus dem Tiroler Volksleben findet<sup>1)</sup> und die mit wenigen Ausnahmen (Ziegenmelken, Spannen bei Verlobung, Mazzola) mit den Bräuchen des Ober- und Unterengadin so ziemlich übereinstimmen, kommen hauptsächlich im oberen und im mittleren Münstertal vor. Im unteren Münstertal (Münster und Taufers), das sich in Bezug auf materielle Kultur vom übrigen Tal wenig unterscheidet, werden die meisten der geschilderten Bräuche nicht gepflogen. Da Münster und Taufers katholisch, alle übrigen Münstertaler Gemeinden hingegen protestantisch sind, haben möglicherweise die konfessionellen Unterschiede den Charakter der Bräuche beeinflußt.

## VI. Die Volkskunst.

Obwohl viele der schönsten Erzeugnisse einheimischer Volkskunst dem Münstertale von den Antiquitätenhändlern bereits entrissen worden sind, hat dieses Tal dennoch so manches aus seiner guten alten Zeit bis heute bewahrt. Das verdankt man nicht allein dem Festhalten der Münstertaler an dem Althergebrachten, sondern auch dem Umstand, daß die alte Kultur tief in das Bewußtsein dieses Gebirgsvolkes eingedrungen ist.

Zur Entwicklung und Ausbreitung der Münstertaler Volkskunst trug viel der Wohlstand bei, der nach Jahrhunderte währenden feindlichen Einfällen, etwa anfangs des 17. Jahrhunderts, hier begründet werden konnte. Die aus dieser Zeit stammenden, heute zum Teil ausgestorbenen Geschlechter, wie Capol, Salis, Orsi, Caratsch — um hier nur einige anzuführen — haben als Förderer dieser alten Kultur bedeutende Spuren ihres Wirkens im Münstertal hinterlassen. Einige der schönsten Häuser in St. Maria und Münster zeugen von der früheren Herrlichkeit und so manches Werk des alten Kunstgewerbes trägt noch die Wappen dieser einstmaligen führenden Münstertaler Geschlechter.

<sup>1)</sup> Vergl. L. v. Hörmann, Tiroler Volksleben.

### Alte Möbel.

Von volkskünstlerischen Erzeugnissen des Münstertales kommen zunächst die Möbel in Betracht, deren Verzierung hier wie anderwärts den einheimischen Künstlern ein weites Wirkungsfeld bot.

Außer dem bereits geschilderten Stubenschrank, der ja zumeist Vintschgauer Arbeit ist, wurden Truhen, dieses altertümlichste Bauernmöbel, ferner Kleiderkasten, Ofenbänke, Betten, Sessel u. a. m. in verschiedener Holzziertechnik ausgeschmückt.

Eine der schönsten Truhen (1753 dat.) befindet sich in Cierfs in dem ehemaligen Haus des Münstertaler Geschlechtes Capol.

Sie ist oben und unten mit Flachschnitt verziert, während die Mittelfelder, die in die Truhenwand vertieft sind, durch einzelne mit Laubsäge geschnittene und auf hellem Grund aufgesetzte dunkle Motive gebildet werden. (Taf. XXIV, Fig. 1 bis 3.) Diese Mittelfelder sind von Rundbogen (in Renaissancestil) überdacht, die von barocken Säulchen getragen werden. Durch diese Anordnung wird die Wirkung der Verzierung bedeutend gehoben. Auch die Seitenteile der Truhe sind in gleicher Weise gearbeitet. (Taf. XXIV, Fig. 2 und 3.)

Die mannigfaltigen Schnitzornamente der geschilderten Truhe, die man im ersten Augenblick der Phantasie des Künstlers allein zuschreibt, lassen sich bei näherer Betrachtung leicht als kleine Varianten einiger in der europäischen Volkskunst typisch wiederkehrender und weitverbreiteter Motive erkennen. So finden wir hier zum Beispiel das alte Renaissancemotiv der Blumenvase mit dreiteiliger Pflanze, wobei die Vase selbst auch in Form eines Herzens stilisiert ist. (Taf. XXIV, Fig. 1.) Ein anderes mit Vorliebe verwendetes Motiv sind die paarigen Tiere (meist Vögel und Hirsche) zu beiden Seiten einer Vase, eines Baumes oder Pflanzenornaments. Dieses Motiv, das in der Bauernkunst, insbesondere in den volkstümlichen Textilien, in den verschiedensten Kombinationen wiederkehrt, reicht, wie K. Spieß mehrfach nachgewiesen hat,<sup>1)</sup> weit in die Antike zurück.

Ähnliche Motive finden wir auch auf anderen Münstertaler Möbeln, so zum Beispiel auf einer mit der Jahreszahl 1738 versehenen Truhe in Cierfs (Taf. XXV, Fig. 3) und auf einem in Flachschnitt reich geschnittenen Schrank (dat. 1736) in der gleichen Ortschaft. (Taf. XXV, Fig. 2.) Außer den Möbeln, die in Flachschnitt gearbeitet sind und heute im Münstertal vorherrschen, trifft man noch ab und zu Möbeln, insbesondere Truhen, die in Einlegearbeit kunstvoll ausgeführt sind. (Taf. XXIV, Fig. 4.) Bekanntlich ist diese Technik während der Renaissance nach italienischem Muster in der Handwerkerkunst der Alpenländer vielfach geübt worden.

Ein weiteres Möbelstück, das zur Gemütlichkeit der Münstertaler wie überhaupt der Bündner Stube viel beiträgt, ist die Ofenbank (kotsche), auf deren Herstellung früher viel Sorgfalt verwendet

<sup>1)</sup> Karl Spieß: Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst. Programm des Staats-Obergymnasiums zu Wiener-Neustadt.

Karl Spieß: Rauschtrankbehälter. Mitteil. der Anthropolog. Gesellschaft. Wien 1914.

wurde. Die alten bettartigen »kotschi«, deren Länge durch einen verschiebbaren Vorderteil nach Belieben reguliert werden kann, sind mit Ausnahme der dem Ofen zugekehrten Fläche auf allen Seiten in Einlegearbeit oder in Flachschnitt reich verziert. Die hier vorwaltenden Ornamente sind vorwiegend der Pflanzenwelt entnommen und hie und da mit figuralen Zutaten versehen.

Zwei derartige typische Ofenbänke bringt Tafel XXIV. Die eine derselben, welche sich in Cierfs befindet, ist mit hellem Holz kunstvoll eingelegt. Als Ziermotive dienen stilisierte Tulpenranken sowie auch Blumenvasen mit daraus entspringenden dreiteiligen Pflanzen. Auf der Rücklehne ist unten die Jahreszahl 1736 und darüber das Hauswappen der Familie Groß angebracht. (Taf. XXIV, Fig. 5.)

Die andere von den eben erwähnten Ofenbänken, die aus St. Maria stammt, ist mit der Jahreszahl 1783 versehen und ganz in Flachschnitt ausgeführt, wobei als Motive hier wie auf den vorhin besprochenen Truhen und Kasten die um ein Pflanzenornament symmetrisch angeordneten Tiere verwendet wurden. (Taf. XXIV, Fig. 6.)

Ob die geschilderten Ofenbänke, die heute im Münstertal nur mehr vereinzelt zu finden sind, früher auch im benachbarten Obervintschgau verbreitet waren, ist nicht bekannt. Sollte dies der Fall gewesen sein, so ist selbst die letzte Spur davon aus dem Obervintschgauer Haus verschwunden. Im Engadin hingegen hat sich die Ofenbank, wie ich mich davon selbst überzeugen konnte, noch bis heute erhalten, allerdings nur mehr in wenigen Häusern. Sie heißt hier gleichfalls »kotsche« und sieht der Münstertaler in Bezug auf Form und Ausschmückung ganz ähnlich.<sup>1)</sup>

#### Stickereien.

In jedem Münstertaler Haus pflegte man früher über der Ofenbank Zierhandtücher (biber) aus Leinen aufzuhängen, ein Brauch, von dem man heute gänzlich abgekommen ist. Tafel XXVI, Figur 1. und 2, zeigt zwei derartige charakteristische, in Kreuzstich rot gestickte Handtücher aus St. Maria und aus Cierfs, auf denen jene Motive, die wir bei der Schilderung der Münstertaler Möbel bereits kennen gelernt haben (Blumenvase, paarige Tiere), in verschiedenen Variationen wiederkehren. Zu erwähnen wäre noch das Wellenbandornament mit vasenartiger Füllung in den Halbkreisen auf dem mit der Jahreszahl 1783 versehenen Zierhandtuch aus Cierfs (Taf. XXVI, Fig. 2), ein Motiv, das man auf den slowakischen, ruthenischen, südrussischen Textilarbeiten gleichfalls findet.<sup>2)</sup> (Taf. XXVI, Fig. 2.)

Außer den Zierhandtüchern sind es vor allem die in weißem Filet gearbeiteten Besatzstreifen an Paradeleintüchern, beziehungsweise Wochenbettvorhängen, die ein beredtes Zeugnis von dem Fleiß der alten Münstertalerinnen ablegen.

Diese Stickereien weisen gleichfalls viele Beziehungen zu den volkstümlichen Textilien anderer europäischer Länder auf. Immer

<sup>1)</sup> Das Museum für Volkskunde in Wien besitzt zwei derartige typische Ofenbänke aus dem Engadin.

<sup>2)</sup> M. Haberlandt: Österreichische Volkskunst, Wien 1911, S. 40.

wieder sieht man die Vase mit dreiteiligem Blumenstrauß (Taf. XXVI, Fig. 1, 2, 3), desgleichen die Darstellung der mythologischen Gestalt des Greifs, ein Motiv, das bekanntlich weit über die Alpenländer hinausreicht. Auch der anderwärts gleichfalls verbreitete Doppeladler fehlt nicht auf den Münstertaler Stickereien. (Taf. XXVI, Fig. 5) Daß in diesem schweizerischen Gebiete das frühere österreichische Reichswappen häufig als Ornament verwendet wurde, erscheint bei dem regen Verkehr des Münstertales mit dem benachbarten Vintschgau ganz begreiflich. Das Abwechseln eines Doppeladlers mit einer Tiergestalt findet sich als eine, wie es scheint, beliebte volksmäßige Komposition auch in russischen Stickereien, so zum Beispiel auf einem Besatzstreifen in weißer Filetarbeit (aus Wologda. Allerdings sind hier neben dem früheren russischen Reichswappen Pfauen und nicht, wie im Münstertal, Hirsche angebracht.<sup>1)</sup>

Neben Motiven aus dem Pflanzen- und dem Tierreich kommen auf den Münstertaler Stickereien auch rein geometrische Ornamente, wie zum Beispiel der in der Volkskunst weitverbreitete achteckige Stern, vor. Dieser tritt entweder als selbständiges Motiv auf, ein Feld für sich ausfüllend (Taf. XXVI, Fig. 6), oder er bildet bloß ein Glied von großen, verschieden kombinierten und sternförmig angeordneten Ornamenten, so beispielsweise auf dem mit der Jahreszahl 1752 versehenen, in Kreuzstich blau und rot gestickten Wochenbettvorhang aus Cierfs. (Taf. XXVI, Fig. 7.) Derartig ornamentierte, in Kreuzstich ausgeführte Besatzstreifen sieht man besonders häufig auf Leintüchern oder Wochenbettvorhängen im Engadin; auch die in Filet gearbeiteten Stickereien aus dem Engadin stimmen in Bezug auf ihre Muster mit denen aus dem Münstertal so ziemlich überein.

#### Spinnrocken und Rockennadeln.

Das Leinen, auf dem die geschilderten Stickereien gearbeitet sind, wurde früher von den meisten Haushaltungen auf primitiven Webstühlen selbst hergestellt. Dieser Zweig der Hausindustrie sowie auch die Tuchweberei sind gegenwärtig aus dem Münstertale wie aus den meisten übrigen bündnerischen Hochtälern fast gänzlich verschwunden. Nur das Spinnen von Wolle und Flachs hat sich hier bis auf den heutigen Tag erhalten und an den langen Winterabenden pflegt noch die Münstertaler Hausfrau im Kreise ihrer Familie das Spinnrad recht fleißig schnurren zu lassen. Der Brauch der gemeinsamen Spinnabende wird in dieser Gegend nicht mehr gepflogen.

Während das Spinnrad keine lokalen Besonderheiten zeigt, sind die Spinnrocken (*fourchetta*) in Bezug auf ihre Form und Verzierung bemerkenswert.

Sie bestehen aus vierkantigen, 30 bis 60 *cm* hohen, aus einem Stück geschnitzten und bunt bemalten Holzstäben, in die oben 4 Zinken eingelassen sind. Die Anordnung

<sup>1)</sup> M. Haberlandt, a. a. O. S. 35, Fig. 5.

der ornamentalen Ausschmückung erfolgt in würfelförmigen, in Durchbruchsnitzwerk hergestellten Abschnitten. Die einzelnen Würfel folgen entweder unmittelbar aufeinander (Taf. XXVII, Fig. 8 und 9) oder sie sind durch schmale, mit Kerbschnitt verzierte Zwischenstücke voneinander getrennt. (Taf. XXVII, Fig. 10 bis 12.) Die ungleich ornamentierten Teile des Spinnrockens heben sich noch mehr durch ihre verschiedene Färbung ab, die vorwiegend in grellem Rot, Blau und Grün gehalten ist. Die Ausziermotive dieser Spinngebälde wiederholen sich meist in ihren Hauptzügen. Fast überall sind die in Durchbruchsnitzwerk ausgeführten Teile des Rockens mittels dünner, an ihren Kanten profilierter Stäbchen gitterförmig angeordnet oder in Form von kleinen viereckigen Fenstern, mitunter auch in der gotischen Stilart ausgeschnitten. Auch Blumen, Vögel und stilisierte Menschengestalten werden als Ornamente verwendet. In die einzelnen ausgehöhlten Teile des Spinnrockens sind Mittelstücke eingesetzt, und zwar drehbare Stäbchen, oft mit einer Jahreszahl versehen, Vögel u. a. m. (Taf. XXVII, Fig. 9.) Unten an dem Spinnstab ist die Jahreszahl sowie auch die Initialen der betreffenden Spinnerin angebracht. Diese kunstvoll geschnitzten Spinnrocken berichten in ihrer farbenfrohen, heiteren Art von der guten alten Zeit, wo ein derartiger Gegenstand — hier wie anderwärts zumeist ein Liebesgeschenk des Burschen an das Mädchen — wohl ein bedeutsames Ereignis im einförmigen Dasein einer Münstertalerin bildete. Und das ist nicht einmal so lang her, denn die meisten dieser Spinngebälde, die heute leider im Verschwinden begriffen sind, stammen aus der ersten oder zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Im Münstertal kommen vorwiegend die oben geschilderten vierkantigen Spinnrocken vor. Die brettchenförmigen nach Engadiner Art kennt man im Münstertal fast gar nicht. Sind somit die Münstertaler Spinnrocken mehr nach der Art der Vintschgauer gearbeitet? Das ließe sich wohl an der Hand des einschlägigen Museumsmaterials feststellen. Im Obervintschgau selbst war es nicht möglich, auch nur einen altertümlichen Spinnrocken aufzutreiben.

Nach den Mitteilungen einiger aus Bormio (Veltelin) stammenden Frauen sollen in ihrer Heimat Spinnrocken verwendet werden, die denen aus dem Münstertal in Bezug auf Form und Verzierung ganz ähnlich sind.

Die im Engadin verbreiteten Spinnrocken sind in der Regel brettchenförmig gestaltet, ganz in Durchbruchsnitzwerk ausgeführt und bunt bemalt. Sie sind meist 30 cm lang, 10 cm breit, 1 cm dick und weisen eine große Mannigfaltigkeit der Ausziermotive (Taf. XXVII, Fig. 13 bis 23) auf. Blumenranken, auch mit geometrischen Ornamenten verflochten, sind auf den Spinnrocken wohl am meisten vertreten. (Taf. XXVII, Fig. 19 bis 22.) Ab und zu begegnet man hier Tiergestalten sowie auch dem doppelköpfigen Adler (Taf. XXVIII, Fig. 14 und 17), der, wie erinnerlich, als Stickeremotiv in diesen Gegenden vielfach vorkommt; auch rein geometrische Ornamente sind beliebt (Fig. 13, 18, 23). Die Engadiner Spinnrocken, insbesondere die mit geometrischer Ornamentierung, zeigen große Ähnlichkeit mit den Spinnrocken der Balkanländer, speziell mit den bosnischen.<sup>1)</sup> Wenn wir uns nach sonstigen europäischen Parallelen zu den geschilderten Engadiner Spinnrocken umsehen, so weisen diese noch am meisten Beziehungen zu den schwedischen, zum Beispiel aus der Uppland Västerbotten-Gegend, auf.<sup>2)</sup>

Gelegentlich der Besprechung der Spinnrocken sei hier noch eine andere Minnegabe der Burschen an die Mädchen erwähnt, die früher im Münstertal und im Engadin mit dem Flachsspinnen ver-

<sup>1)</sup> Artur Haberlandt: Volkskunst der Balkanländer. Wien 1919.

<sup>2)</sup> Peasant Art in Sweden Lapland, The Studio 1910, Fig. 148 bis 166.

bunden war. Es ist die schön geschnitzte, 15 bis 20 cm lange Rockennadel aus Horn (*glua del roccada*), die man zur Zierde hinter das Seidenband zu stecken pflegte, welches den gehechelten und um den Spinnrocken gewickelten Flachs zusammenhielt. (Taf. XXVII, Fig. 1—5.)

Die „*glua del roccada*“, die zumeist aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammen, zeigen wenig Abwechslung in der Auswahl der Ziermotive. Mit Vorliebe wurde das verschiedenartig kombinierte Sternmotiv verwendet und nur selten tritt an seine Stelle ein Pflanzenornament. (Taf. XXVII, Fig. 1.) Oben sind gewöhnlich die Initialen der betreffenden Spinnerin eingebrannt oder ausgeschnitten.

Diese Rockennadeln, auf deren Besitz die Mädchen früher einen großen Wert legten und die sie wie ein kostbares Gut aufbewahrten, sind heute, wie die Spinnrocken, im Verschwinden begriffen. Das gleiche Schicksal trifft auch eine andere Art von Rockennadeln, die bedeutend kleiner als die oben geschilderten sind und die, am Ende des Rockenbandes befestigt, zum Feststecken desselben dienen. Diese kleinen Rockennadeln, in der Regel aus Bein, sind nur selten in Durchbruchschnittwerk gearbeitet (Taf. XXVII, Fig. 7), sondern laufen gewöhnlich oben in eine oder zwei Vogelgestalten (meist Hühner) aus. (Taf. XXVII, Fig. 6.) Ganz ähnlich verzierte, augenscheinlich recht altertümliche Rockennadeln aus Horn oder aus Elfenbein findet man auch außerhalb der Alpenländer, so zum Beispiel in Rußland.<sup>1)</sup>

#### Rodelschlitten mit Beinkufen.

Zum Schluß sei hier ein Gegenstand angeführt, der wegen seiner Eigenart und seines heute nur seltenen Vorkommens etwas ausführlicher besprochen werden soll. Es ist der altertümliche kleine Rodelschlitten mit Kufen aus Pferde-, beziehungsweise Ochsenhakenbeinen (*tibiae*), der seinerzeit auch Objekt der volkskünstlerischen Betätigung war. (Taf. XXVIII.)

Ein solcher Schlitten besteht aus einem meist schön geschnitzten Sitz, in dessen vorderen und hinteren Rand zwei Holzstücke eingefügt sind. Diese wieder sind mit den Beinkufen in der Weise verbunden, daß je zwei durchgehende Holzstifte in die an den Enden der Knochen ausgestanzten Löcher eingeführt sind. Der Sitz ist in der Mitte etwas ausgehöhlt und durch ein an diese kleine Vertiefung angepaßtes Kerbschnittmotiv, wie Stern, Rosette etc., verziert. Ebenso sind die Ränder des Sitzbrettes mit fortlaufenden Wellen- oder Zahnmotiven, hie und da auch mit einem kleinen Blumenmotiv in Schnitzarbeit ausgeschmückt. Auf der Unterseite des Sitzes befinden sich zwei Eingriffe, an denen man sich während der Fahrt festklammern kann.

Die meisten dieser Schlitten stammen, nach den Jahreszahlen zu urteilen, die nebst den Initialen des Besitzers auf dem Sitz eingeschnitten sind, aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im Münstertal (Gemeinden St. Maria und Cierfs) fand ich zwei, im Unterengadin (Gemeinde Sent) einen derartigen Schlitten vor.

Wie die auf Tafel XXVIII abgebildeten Exemplare zeigen, unterscheiden sich die Münstertaler von den Engadiner Rodelschlitten nur durch ihre längliche Form und etwas einfachere, weniger künstlerische Ausführung. (Taf. XXVIII, Fig. 1 u. 2.) Die Herstellungsart jedoch sowie auch die Ausziermotive sind hier wie dort, so ziemlich die gleichen. Nur ausnahmsweise haben derartige Schlitten eine Rückenlehne, welche durch die Erhöhung der hinteren Schlittenwand gebildet wird. (Taf. XXVIII, Fig. 2.)

<sup>1)</sup> Peasant Art in Russia, The Studio 1912, Fig. 228 bis 235.

Meine weiteren Nachforschungen über das gegenwärtige Vorkommen der beschriebenen Schlitten im Engadin und im Münstertal ergaben, daß sie dort heute vollkommen außer Gebrauch gekommen sind; auch ist die Erinnerung der Einheimischen an diesen Gegenstand ganz verblaßt. Nur mehr in den entlegenen Gemeinden Manas und Sent (Unterengadin) konnten sich noch einige Einheimische daran erinnern, wie sie vor etwa 30 Jahren auf Schlitten mit Beinkufen gerodelt sind. In den übrigen Gemeinden des Unterengadin sowie auch im Oberengadin wußten selbst die Alten nichts mehr darüber.

Im Münstertal heißen die geschilderten Schlitten »ossel«, »jousla« oder »josla«, auch »Schlitta« (nach Tiroler Art); die gleichen Benennungen finden wir auch im Engadin. In einzelnen Gemeinden des Unterengadin (Manas, Sent, Ardez, Guarda) nennt man auch kleine Rodelschlitten jüngeren Datums »Ossel«. Diese weisen dieselbe altertümliche Form wie die oben geschilderten Schlitten auf, besitzen jedoch statt Knochenkufen bereits mit Eisen beschlagene Kufen aus Holz. (Taf. XXVIII, Fig. 4.)

Palliopi<sup>1)</sup> bezieht den Namen »josla« auf die schaukelnde Bewegung des Rodelschlittens und leitet ihn von »oscilum« (Schaukel) ab. Vermutlich war Palliopi nichts von Schlitten mit Beinkufen bekannt. Zieht man nämlich die Benennung »ossel« für derartige Schlitten in Betracht, so ist es wohl naheliegend, anzunehmen, daß »ossel«, beziehungsweise »josla«, »jousla« nicht von oscilum, sondern ganz einfach von »öss« oder »ossa« (auf romanisch Knochen) her stammt. Als der Brauch, Schlitten mit Beinkufen herzustellen, verschwunden war, wurde dank der Beharrlichkeit der Volksmundart der gleiche Name auf die modernen Schlitten übertragen. Wir hätten also hier ein ganz interessantes Beispiel davon, wie die Benennung eines Gegenstandes weiter fortlebt, obwohl er selbst bereits eine neue Form angenommen hat und denjenigen Bestandteil, der die ursprüngliche Nomenklatur verursacht hatte (Beinkufen), nicht mehr enthält.

Wenn man das bisher Gesagte kurz zusammenfaßt, so kann man in der allmählichen Wandlung der Form und Nomenklatur des geschilderten Engadiner, beziehungsweise Münstertaler Knochenschlittens drei Hauptphasen unterscheiden:

1. Die altertümlichste Form dieses Schlittens hat Knochenkufen, welche dem ganzen Gegenstand den Namen »ossel« gegeben haben (pars pro toto). Solche Schlitten stammen zumeist aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vermutlich aber wird es bereits in früherer Zeit solche gegeben haben.

2. Eine jüngere Form dieses Schlittens ist, speziell im Unterengadin, ebenso beschaffen, nur sind die Knochen durch gewöhnliche, mit Eisen beschlagene Kufen ersetzt worden. (Taf. XVIII, Fig. 4.) Diese Art von Schlitten, die vielfach aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt, trägt noch allgemein den gleichen Namen »Ossel«.

3. Der altertümliche Schlitten wird vollständig verdrängt durch den modernen, nach städtischer Art hergestellten »Davoser« Rodelschlitten, der Beziehungen zum alten Schlitten mit den Beinkufen nur mehr durch die Nomenklatur aufweist. Er heißt im Münstertale und speziell im Unterengadin<sup>2)</sup> noch allgemein »josla«, »jousla«, »Giousla«, »Gieusla«, Benennungen, die sich im Laufe der Zeit immer mehr vom ursprünglichen Wortstamm »ossa« entfernt haben.

<sup>1)</sup> Zaccaria Palliopi: Dizionario dels Idioms Romauntsch. Samaden. 1895, S. 508.

<sup>2)</sup> Z. Palliopi, a. a. O. S. 508.

Was das Verbreitungsgebiet der Knochenschlitten in der Schweiz selbst betrifft, so konnte ihr Gebrauch nur im Engadin und im Münstertal mit Sicherheit festgestellt werden. Da dieser Gegenstand trotz seiner Eigenart in der Schweizer Fachliteratur bisher keinerlei Erwähnung gefunden hat und da die in den Museen vorhandenen Exemplare ausschließlich aus den beiden eben erwähnten Gegenden stammen, so muß die Frage über ein etwaiges Vorkommen der Knochenschlitten auch in anderen Kantonen vorderhand offen bleiben. Außerhalb der Schweiz sind Rodelschlitten mit Beinkufen aus Bosnien, aus Mattsee (im Salzburgischen) und aus einigen Teilen Deutschlands bekannt. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß dieser so einfach geartete Gegenstand auch in anderen europäischen Ländern einst verbreitet war, so zum Beispiel in Ungarn, wo einzelne prähistorische Knochenfunde aus dem Ende der neolithischen Periode von Herman mit gewisser Wahrscheinlichkeit als Schlittenkufen gedeutet worden sind.<sup>1)</sup> Aus der historischen Zeit ist jedoch bisher kein Knochenschlitten aus Ungarn bekannt.

Die Feststellung des früheren Verbreitungsgebietes dieses interessanten Gegenstandes wird dadurch erschwert, ja fast unmöglich gemacht, daß er aus den meisten Gegenden heute verschwunden und die Erinnerung an seinen früheren Gebrauch bei den Einheimischen fast gänzlich ausgemerzt ist.

Bosnien scheint das einzige Land zu sein, wo der Knochenschlitten bis heute in seiner Ursprünglichkeit fortlebt. Ćurčić sagt darüber: »Es gibt in Dolina keinen erwachsenen Jungen, der nicht einen, mitunter auch zwei oder drei Knochenschlitten besäße.«<sup>2)</sup>

Die bosnischen Schlitten sind, wie sie uns Ćurčić schildert und wie die auf Tafel XXVIII, Figur 5 und 6, abgebildeten Exemplare aus dem Wiener Museum für Volkskunde zeigen, den schweizerischen ganz ähnlich, nur sind sie viel einfacher und schmuckloser ausgeführt als diese. Für Kufen verwendet man auch in Bosnien gewöhnlich Pferdeschienbeine (tibiae); nicht selten werden auch Oberschenkelknochen (femora) zu diesem Zweck genommen. In Bosnisch-Gradiska hat man sogar Rippen des Büffels paarweise als Schlittknochen gebraucht; da die Rippen ziemlich stark gebogen sind, wurde ihr Ende in das Sitzbrett am Rande eingefalzt.<sup>3)</sup>

Leider gibt Ćurčić nicht die mundartliche Bezeichnung für die von ihm geschilderten bosnischen Schlitten an; es wäre gewiß von Interesse, nachzuprüfen, ob auch hier wie im Engadin und im Münstertal die mundartliche Benennung des Knochens dem ganzen Gegenstand seinen Namen gegeben hatte.

Verschieden von den bisher geschilderten ist der aus Mattsee im Salzburgischen stammende Knochenschlitten. Es ist kein Hocker-,

<sup>1)</sup> Otto Herman: Knochenschlittschuhe, Knochenkufen, Knochenkeitel. *Mitteil. der Anthropolog. Gesellschaft in Wien* 1902, S. 231.

<sup>2)</sup> Vejsil Ćurčić: Die volkstümliche Fischerei in Bosnien und der Herzegowina. *Wissenschaftl. Mitteil. aus Bosnien und der Herzegowina*. Bd. XII, 1912, S. 536.

<sup>3)</sup> Vejsil Ćurčić, a. a. O. S. 536.

sondern ein Reitschlitten, auf dessen Holzsohle zwei, häufiger drei Langknochen mittels Holznägeln befestigt sind. (Taf. XXVIII, Fig. 7 und 8.)

Erwähnenswert ist schließlich noch eine Art von Knochenschlitten, die nach Herman<sup>1)</sup> aus Arnswald (Neumark, Provinz Brandenburg) stammt und sich im Museum für deutsche Volkstrachten befindet. Dieser eigenartige Schlitten ist aus dem Unterkiefer des Pferdes oder des Rindes in der Weise hergestellt, daß auf dem Gebiß ein entsprechendes Brett festgemacht ist. (Taf. XXVIII, Fig. 9.)

Wenn auch die geschilderten Knochenschlitten, nach den darauf eingeschnittenen Jahreszahlen zu urteilen, nur bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück verfolgt werden können, so scheint doch ihre Tradition in die fernste Vergangenheit zurückzureichen. Wie erinnerlich, wurden von Herman einzelne prähistorische Knochenfunde aus Ungarn (Ende der neolithischen und Beginn der Metallperiode) als Schlittenkufen bestimmt. Außerdem erwähnt auch Čurčić,<sup>2)</sup> daß mehrere Beinkufen aus dem prähistorischen Pfahlbau von Dolina (Ende der Hallstatt-Periode) erhalten sind.

Die besprochenen Knochenschlitten liefern uns somit einen Beweis mehr zur Bekräftigung der Anschauung, daß jeder Gegenstand des materiellen Kulturbesitzes eines Volkes seine Entwicklungsgeschichte hat; denn in so manchem Falle lassen sich die Zwischenglieder einer Entwicklungsreihe von den Anfängen der menschlichen Kultur bis auf unsere Tage ermitteln.

---

<sup>1)</sup> O. Herman, a. a. O. S. 231.

<sup>2)</sup> V. Čurčić, a. a. O. S. 535.

## Tafelerklärungen.

### TAFEL I.

- Fig. 1. Gesamtansicht der Gemeinde Bessans (1743 *m*).  
Fig. 2. Plan von Bessans aus der Katastralmappe der Gemeinde Bessans. Dunkle Felder = Häuser; helle Felder innerhalb des Dorfes = Höfe und Gärten, außerhalb des Dorfes = Wiesen und Äcker.

### TAFEL II.

- Fig. 1. Erster Grundtypus der alten Bessaner Häuser mit Vorbau, dat. 1609.  
Fig. 2. Zweiter Grundtypus der alten Bessaner Häuser mit Vorbau, dat. 1593.  
Fig. 3—4. Weiterbildungen der beiden Grundtypen mit Vorbau.  
Fig. 5. Altes Haus mit einer Nische an der Hausfront, dat. 1585.

### TAFEL V.

- Fig. 1. Holzmörser mit vier Ansätzen, nach Art der gotischen Mörser, Bessans. ( $\frac{1}{4}$  nat. Gr.)  
Fig. 2. Bettchenförmiges Gerät aus Holz zum Abtropfenlassen des gereinigten Geschirrs, Bessans. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)  
Fig. 3. Aus Weidenruten geflochtenes Körbchen für den Teig, Bessans. ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.)  
Fig. 4. Primitiver Holzmörser mit rundem Stein zum Zerreiben des betreffenden Gegenstandes, Bessans. ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.)  
Fig. 5. Käsenapf aus Holz mit durchlöchernten Wänden und Boden, dazu Deckel mit Eingriffen, Bessans. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)  
Fig. 6. Untersatzschüssel aus Holz zur Aufnahme des abtropfenden Käsewassers, Bessans. ( $\frac{1}{12}$  nat. Gr.)  
Fig. 7. Milchseihier aus Holz, Bessans. ( $\frac{1}{4}$  nat. Gr.)  
Fig. 8. Milchseihier aus Holz, Oberhalbstein und Engadin (Graubünden). ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.)  
Fig. 9. Milchseihier aus Holz, Tirol. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)  
Fig. 10. Milchseihier aus Holz, Kärnten. ( $\frac{1}{10}$  nat. Gr.)  
Fig. 11. Gestrickter Seihfleck, Kärnten.  
Fig. 12. Gerät zum Zerreiben des Käses (?), dat. 1762, Bessans. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)  
Fig. 13. Spinnrocken mit eiförmig ausgebauchtem Rockenaufsatz, Ende 18. Jahrh., Bessans. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)  
Fig. 14. Spinnrocken, mit Kerbschnitt verziert, dat. 1718, Bessans. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)

Museum für Volkskunde, Wien.

### TAFEL VI.

- Fig. 1. Primitiver Holzpflug aus Bessans, noch heute in Gebrauch.  
Fig. 2. Gerät zum Herstellen von Fäustlingen, Bessans. ( $\frac{1}{11}$  nat. Gr.)  
Fig. 3. Dasselbe Gerät mit einem bereits begonnenen Fäustling.  
Fig. 4. Schlitten, hauptsächlich zum Aufladen von Heubündeln bestimmt, Bessans.  
Fig. 5. Brotrechen zum Aufbewahren der altgebackenen Brotlaibe, Bessans.  
Fig. 6. Gerät »cordess« zum Binden von Heu im Sommer, Bessans.  
Fig. 7. Gerät »bayard« zum Binden von Heu im Winter, Bessans.  
Fig. 8. Gerät zum Binden von Heu im Winter, Prättigau (Schweiz). Nach Dr. F. G. Steblers Alp- und Weidewirtschaft, S. 220.  
Fig. 9. Gerät zum Binden von Heu im Winter, Gossensaß (Nordtirol). Nach E. Rehsinger in Zeitschrift des Vereines für Volkskunde, Berlin 1891.  
Fig. 10. Schnur mit Knebel, die zum gleichen Gerät aus Gossensaß gehört.

### TAFEL VII.

- Fig. 1. Gegenwärtige Bessaner Sonntagstracht.  
Fig. 2. Alte Bessaner Frauentracht.  
Fig. 3. Alte Bessaner Frauenhaube.  
Fig. 4. Alte Bessaner Männertracht.

- Fig. 5. Gerät zum Plissieren der Spitze für die gegenwärtige Bessaner Haube. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)  
Museum für Volkskunde, Wien.
- Fig. 6. Sonntagshaube der Kinder.
- Fig. 7. Hochzeitshaube.
- Fig. 8. Holzpfeil, der für die alte Haartracht der Männer in Bessans verwendet wurde.  
( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.

## TAFEL VIII.

- Fig. 1. Gebirgsstadel, in denen Heuvorräte bis zum Winter bleiben (ca. 2200 m).
- Fig. 2. Alpe Arselle im Ribontale (1161 m). Auf Dächern und Felsen trocknen Kuhmistfladen, die hier als Brennmaterial verwendet werden.
- Fig. 3. Bessaner reitet, mit primitivem Holzpflug auf der Schulter, zur Feldarbeit hinaus.
- Fig. 4. Lokale Abänderung des alten Holzpfluges in Bessans.

## TAFEL IX.

- Fig. 1. Bessaner mit Geräten zum Binden von Heu steigen zu den Gebirgsstadeln hinauf.
- Fig. 2. Das Hinabgleiten mit den Heubündeln.
- Fig. 3. Frauen mit Schlitten erwarten die Ankunft der Männer am Fuße des Berges.
- Fig. 4. Heubündel werden auf Schlitten geladen.

## TAFEL X.

- Fig. 1. Kinder, »Arme« genannt, die an der Spitze eines Leichenzuges einherzuschreiten pflegen, Bessans.
- Fig. 2. Ernennung der neuen Betbrüder der Gesellschaft des heiligen Antonius in Bessans.
- Fig. 3. Gemeinsame Rodelfahrten in Bessans.
- Fig. 4. Prozession am Maria Himmelfahrtstage, Bessans.

## TAFEL XI.

- Fig. 1. Spinnrad mit durchbrochen geschnitztem Schwungrad, dat. 1800, Bessans.  
( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.
- Fig. 2. Spinnrad mit Schnitzwerk verziert, Anfang 19. Jahrh., Bessans. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)  
Museum für Volkskunde, Wien.
- Fig. 3. Entenförmiger Salzbehälter(?) aus Tirol. Nach einer Abbildung aus The Studio, 1911.
- Fig. 4. Huhn förmiger Salzbehälter aus Perm (Großrußland). Nach einer Abbildung aus  
Nouveau Larousse Illustré, Tome VII.
- Fig. 5—9. Hühnerförmige Salzbehälter aus Bessans. 18. und 19. Jahrh. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)  
Museum für Volkskunde, Wien.

## TAFEL XII.

- Fig. 1. Weihwasserbehälter mit barocker Schnitzerei, Mitte 18. Jahrh., Bessans. ( $\frac{1}{3}$  nat. Gr.)
- Fig. 2. Weihwasserbehälter mit dem Namen Jesu verziert, zweite Hälfte des 18. Jahrh.,  
Bessans. ( $\frac{1}{3}$  nat. Gr.)
- Fig. 3. Holzfigur, die heilige Dreieinigkeit darstellend, Bessans. ( $\frac{1}{3}$  nat. Gr.)
- Fig. 4. Heiliger Antonius, Bessans. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)
- Fig. 5. Johannes der Täufer, Schutzpatron von Bessans. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.)
- Fig. 6. Heilige Margarete im Gebet auf dem Drachen kniend, 17. Jahrh., Bessans. ( $\frac{1}{9}$  nat. Gr.)
- Fig. 7. Holzrelief (bemalt), den heiligen Martin mit dem Bettler darstellend, dat 1734,  
Bessans. ( $\frac{1}{7}$  nat. Gr.)

Museum für Volkskunde, Wien.

## TAFEL XIII.

- Fig. 1. Vierhörniger Bessaner Teufel, bunt bemalt. ( $\frac{1}{3}$  nat. Gr.)
- Fig. 2. Vierhörniger Teufel, der eine Bessanerin in Nationaltracht entführt. ( $\frac{1}{3}$  nat. Gr.)
- Fig. 3. Gesattelter Esel, bemalt. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)
- Fig. 4. Bessaner Teufel wird vom Priester mit einem Gebetbuch in der Hand verbannt.  
( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.) Musée du Trocadero, Paris.
- Fig. 5. Spielfigur, eine spinnende Bessanerin darstellend, bunt bemalt. ( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.)
- Fig. 6. Teufel, der einen Bessaner entführt. Unten die Aufschrift: »À mois les féneant.«
- Fig. 7. Spielfigur, eine Bessanerin beim Butterschlagen darstellend.

Museum für Volkskunde, Wien.

## TAFEL XIV.

- Fig. 1. Gemeinde Cierfs (1664 *m*).  
 Fig. 2. Gemeinde Lü (1918 *m*).  
 Fig. 3. Gemeinde St. Maria, Hauptort des Münstertales (1388 *m*).

## TAFEL XV.

- Fig. 1. Typisches Engadiner Haus, dat. 1660, Cierfs.  
 Fig. 2. Die erste Zwischenform des Münstertaler Hauses, dat. 1676, St. Maria.  
 Fig. 3. Die zweite Zwischenform des Münstertaler Hauses, dat. 1618, Cierfs.  
 Fig. 4. Hausform mit dem Zwischengeschoß (I. Variation), dat. 1792, St. Maria.

## TAFEL XX.

- Fig. 1. Kupferner Wassereimer mit getriebenem Bandornament, St. Maria.  
 Fig. 2. Kupferner Wassereimer mit geritztem Bandornament, St. Maria.  
 Fig. 3. Gerät aus Holz zum Waschen von Kartoffeln, Cierfs.  
 Fig. 4—5. Melkeimer aus Holz, Cierfs.  
 Fig. 6. Käsenapf mit durchlöchernten Wänden und Boden, dazu Deckel mit Eingriffen, St. Maria.  
 Fig. 7. Milchseier aus Holz, St. Maria.  
 Fig. 8—9. Brotrechen zum Aufbewahren des altgebackenen Brotes, St. Maria.  
 Fig. 10—12. Holzmesser zum Zerschneiden der geronnenen Käsemasse, Cierfs und Valcava.  
 Fig. 13—14. Zwei eggenförmige Geräte mit Tannenreisig zum gleichmäßigen Verteilen des Düngers auf den Äckern, Cierfs und Münster.  
 Fig. 15. Gerät zum Tragen des Heus, Valcava.  
 Fig. 16. Dreschstock, St. Maria.  
 Fig. 17. Saatkorb aus Weidenruten geflochten, ältere Form, St. Maria.  
 Fig. 18. Saatkorb aus Weidenruten geflochten, jüngere Form, St. Maria.

## TAFEL XXI.

- Fig. 1. Holzständer für Talglampen aus Stein, dat. 1833, Craischtas (Münstertal). ( $\frac{1}{7}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 2—3. Talglampen aus Eisen, Valcava. ( $\frac{1}{5}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 4. Holzlaterne mit Kerbschnittverzierung, dat. 1769, Valcava. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 5. Holzlaterne, dat. 1807, Valcava. Alpines Museum, Bern.  
 Fig. 6—19. Große und kleine Talglampen aus Stein (Gipsdolomit), 18. u. 19. Jahrh., Cierfs, Valcava, St. Maria. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien. (Fig. 7—12 und Fig. 16 im Alpines Museum, Bern.)  
 Fig. 20. Gerät zum Abspulen der gesponnenen Wolle, blau und schwarz bemalt, dat. 1848, Cierfs. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 21. Das gleiche Gerät, dat. 1720, Valcava. ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.

## TAFEL XXII.

- Fig. 1. Alpe Champatsch (2144 *m*).  
 Fig. 2. Alpe Val Morain (2193 *m*).  
 Fig. 3. Kastenartige Schlafstätte für die Sennen und Hirten. Alp Sot (2054 *m*).  
 Fig. 4. Herdanlage in der Alpe Margun del Alp Sot (2150 *m*). Typisch auch für andere Münstertaler Alpen.

## TAFEL XXIII.

- Fig. 1—2. Kerbhölzer (tessera), die früher im Münstertal zur Kontrolle der für die Sennen abgelieferten Brotration dienten. ( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 3—4. Bücher aus Holz, die früher bei gegenseitigem Milchtasch verwendet wurden, Valcava. ( $\frac{1}{7}$  nat. Gr.) Alpines Museum, Bern.  
 Fig. 5. Die Abfahrt von der Alpe im Münstertal.  
 Fig. 6. Der Brauch des »Spannens« bei der Verlobung im Münstertal.

## TAFEL XXIV.

- Fig. 1. Truhe, mit Flachschnitt und Applikation reich verziert, dat. 1753, Cierfs.  
 Fig. 2—3. Seitenteile der gleichen Truhe.  
 Fig. 4. Truhe, in Einlegearbeit ausgeführt, dat. 1616, Lü.  
 Fig. 5. Ofenbank, mit Einlegearbeit verziert, dat. 1736, Cierfs.  
 Fig. 6. Ofenbank, mit Flachschnitt verziert, dat. 1783, St. Maria.

## TAFEL XXV.

- Fig. 1. Ofenverkleidung, geschnitzt, 18. Jahrh., Cierfs.  
 Fig. 2. Kasten, ganz mit Flachschnitt verziert, dat. 1736, Cierfs.  
 Fig. 3. Truhe, mit Flachschnitt und Applikation verziert, dat. 1738, Cierfs.  
 Fig. 4. Typisches Riegelschloß an dem Haustor, St. Maria.

## TAFEL XXVI.

- Fig. 1—2. Zierhandtücher, in Kreuzstich gestickt, Fig. 2 dat. 1782, Cierfs.  
 Fig. 3—6. Besatzstreifen in weißer Filetarbeit an Paradeleintüchern und Wochenbettvorhängen, Cierfs.  
 Fig. 7. In Kreuzstich gestickter Besatzstreifen an einem 1752 dat. Wochenbettvorhang, Cierfs.

## TAFEL XXVII.

- Fig. 1. Rockennadel aus Horn, Anfang 19. Jahrh., St. Maria (Münstertal). ( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.)  
 Fig. 2—5. Rockennadeln aus Horn, 19. Jahrh., Ardez und Sent (Unterengadin). ( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.)  
 Fig. 6—7. Kleine Rockennadeln aus Bein, 18. Jahrh., Guarda (Unterengadin). ( $\frac{1}{2}$  nat. Gr.)  
 Fig. 8—12. Spinnrocken, vierkantig, in Durchbruchschnittwerk ausgeführt, bunt bemalt, 18. u. 19. Jahrh., Valcava und Cierfs (Münstertal). ( $\frac{1}{6}$  nat. Gr.)  
 Fig. 13—23. Spinnrocken, brettchenförmig, bunt bemalt, 18. u. 19. Jahrh., Sent, Manas, Schuls, Guarda (Unterengadin). ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.)  
 Museum für Volkskunde, Wien. (Fig. 10—12 im Alpinen Museum, Bern.)

## TAFEL XXVIII.

- Fig. 1. Rodelschlitten mit Beinkufen, dat. 1726, St. Maria (Münstertal). Alpines Museum, Bern.  
 Fig. 2. Rodelschlitten mit Beinkufen, Cierfs (Münstertal). Museum für Völkerkunde, Basel.  
 Fig. 3. Rodelschlitten mit Beinkufen und Kerbschnittverzierung, dat. 1740, Sent (Unterengadin). ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 4. Rodelschlitten von gleicher Form wie Fig. 3, aber ohne Beinkufen, dat. 1827, Guarda (Unterengadin). ( $\frac{1}{8}$  nat. Gr.) Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 5—6. Zwei Rodelschlitten mit Beinkufen aus Bosnien. Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 7—8 Reitschlitten mit Beinkufen, Mattsee (Salzburg). Museum für Volkskunde, Wien.  
 Fig. 9. Knochenschlitten mit Kufen aus Pferdekiefern, Arnswald, Neumark. Nach Otto Hermann in Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1902, S. 231.



1



Phot. Eugenie Goldstern.

2

Gesamtansicht und Plan des Marktes Bessans.

1



3



2



4

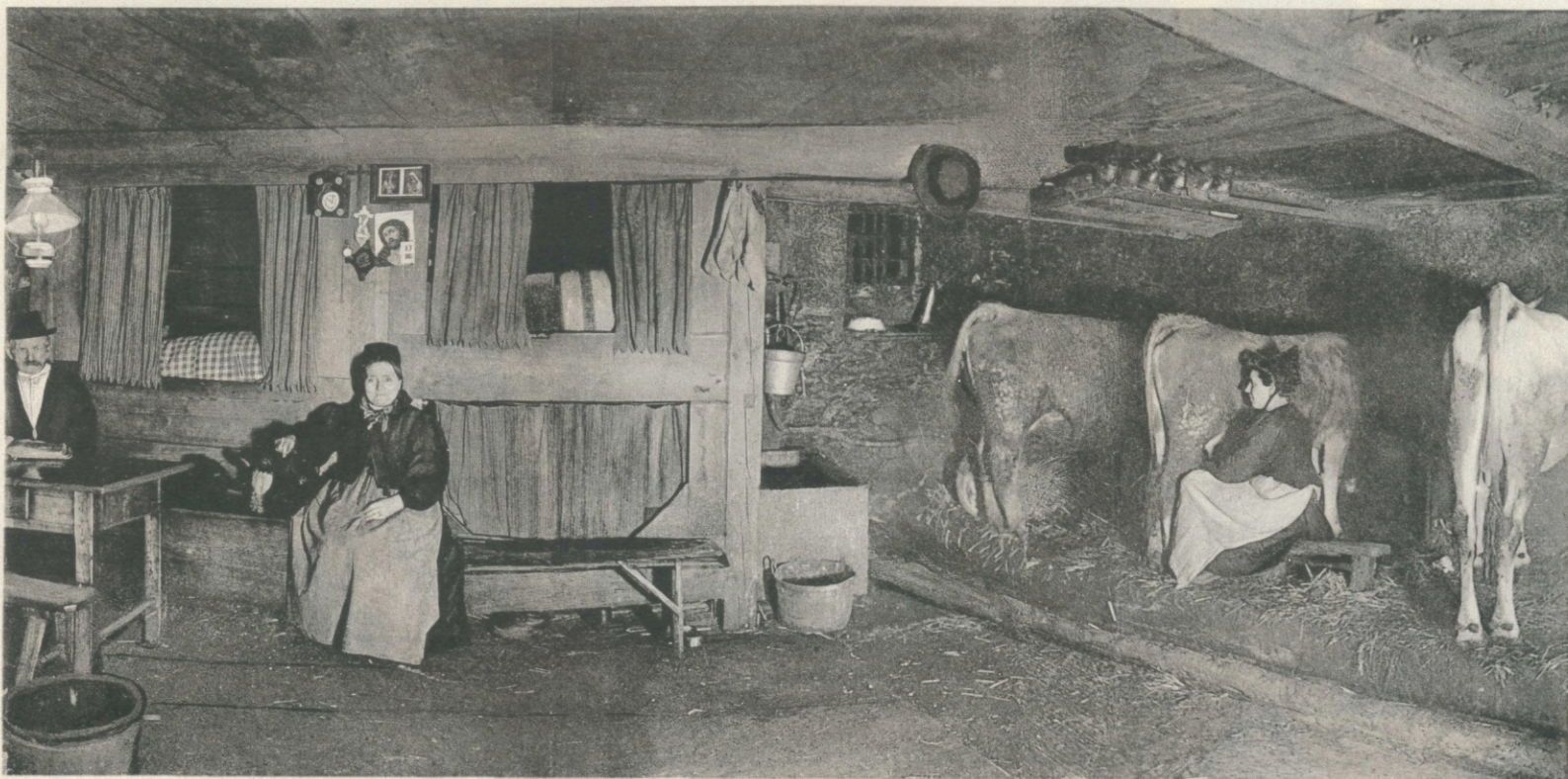


5

Phot. Eugenie Goldstern.

Alte Bessaner Häuser mit Vorbau oder Nische an der Hausfront.





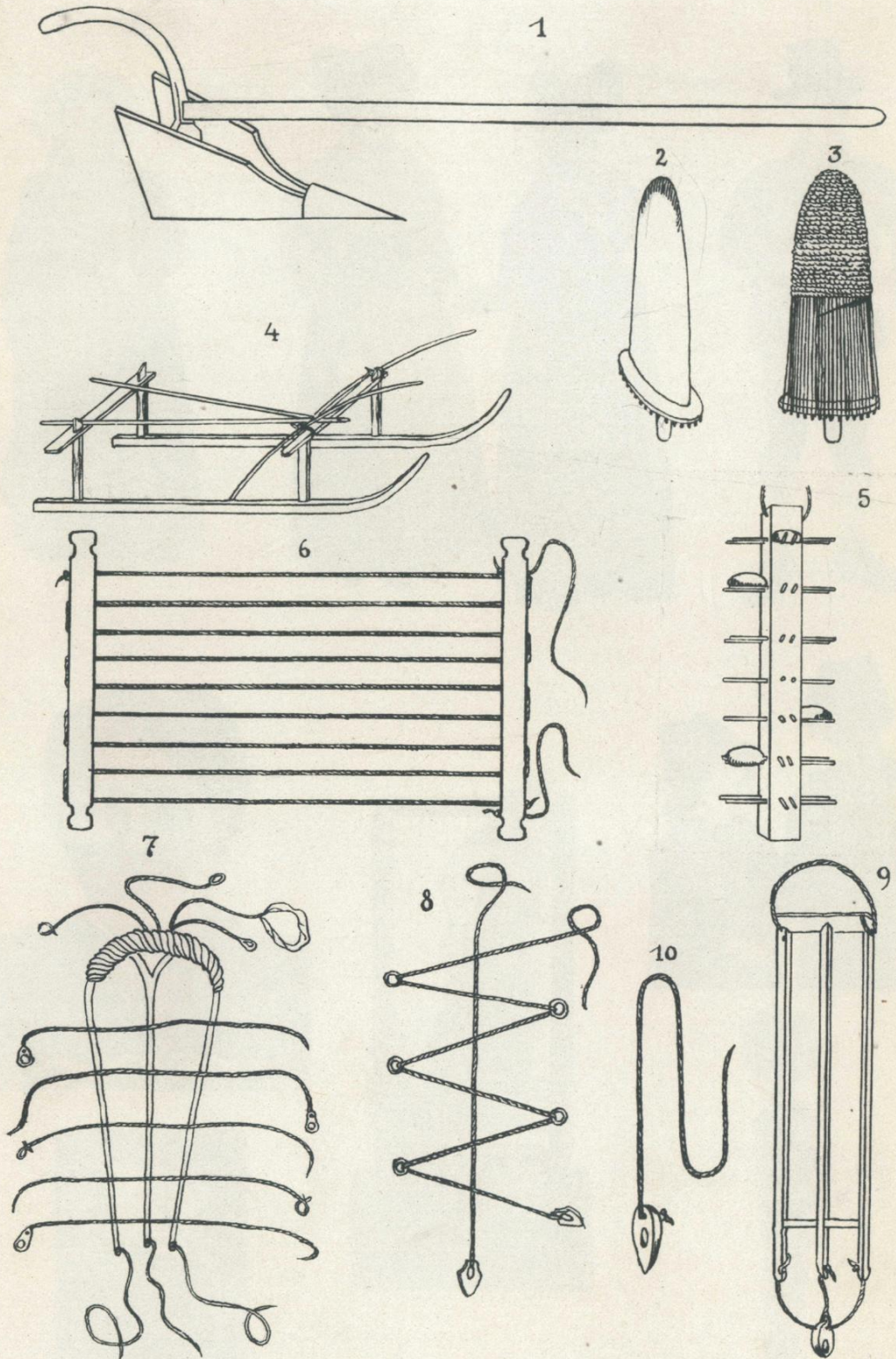
Phot. Eugenie Gol. I stern.

Innenansicht einer typischen Stallwohnung in Bessans.  
(links: Schafe und Ziegen).

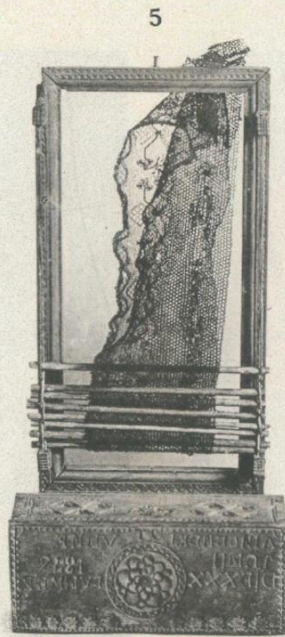


Phot. Eugenie Goldstern.

Gegenstände des Bessaraber Hausrates.



Haus- und landwirtschaftliche Geräte aus Bessans und anderen Alpenländern.



Phot. Eugenie Goldstern.

Gegenwärtige und alte Bessaner Trachten.

1



2



3



4



Phot. Eugenie Goldstern.

Bilder aus der Land- u. Alpenwirtschaft in Bessans.



1



3



2



Phot. Eugenie Goldstern.

Hinabschaffen der Heuvorräte im Winter.

1



2



3



4



Phot. Eugenie Goldstern.

Einige Illustrationen zu Sitten und Bräuchen in Bessans.



Phot. Eugenie Goldst.rn.

Alte Spinnräder und vogelförmige Salzbehälter aus Holz, Bessans, Tirol, Grossrussland.

1



3



2



6



4



5



7



Phot. Eugenie Goldstern.



Phot. Eugenie Goldstern.

1



2



3



Phot. Eugenie Goldestern.

1



2

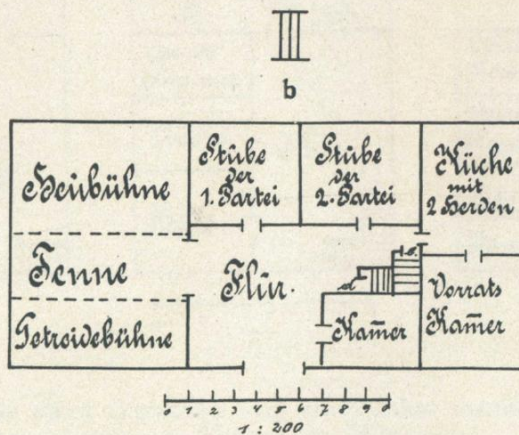
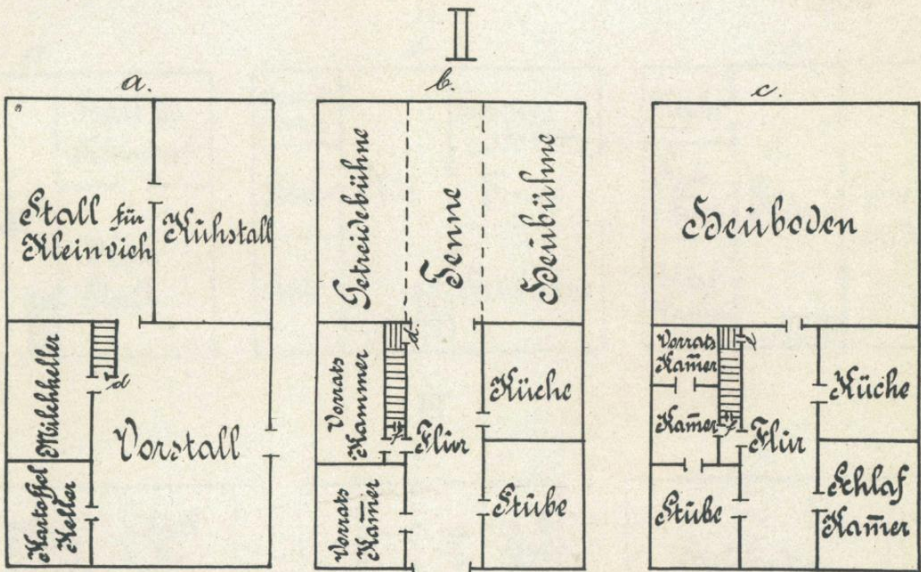
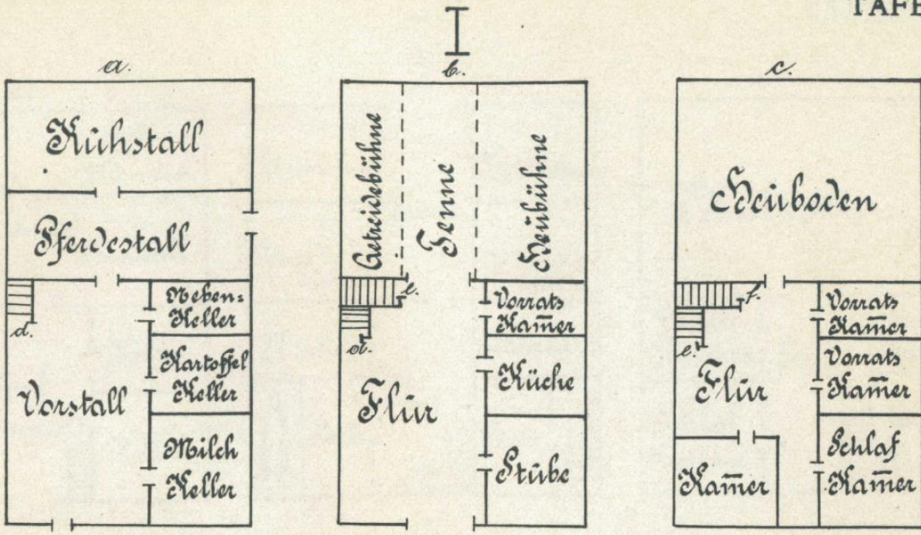


3



4



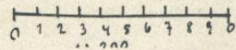
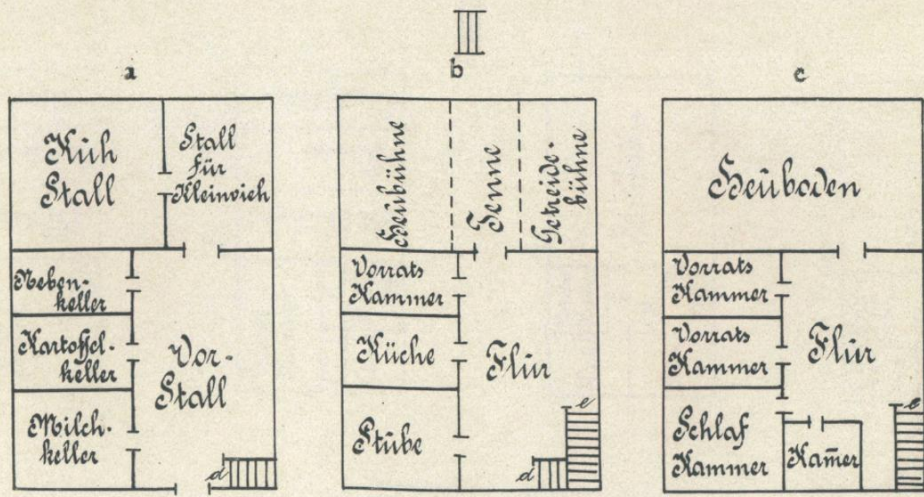
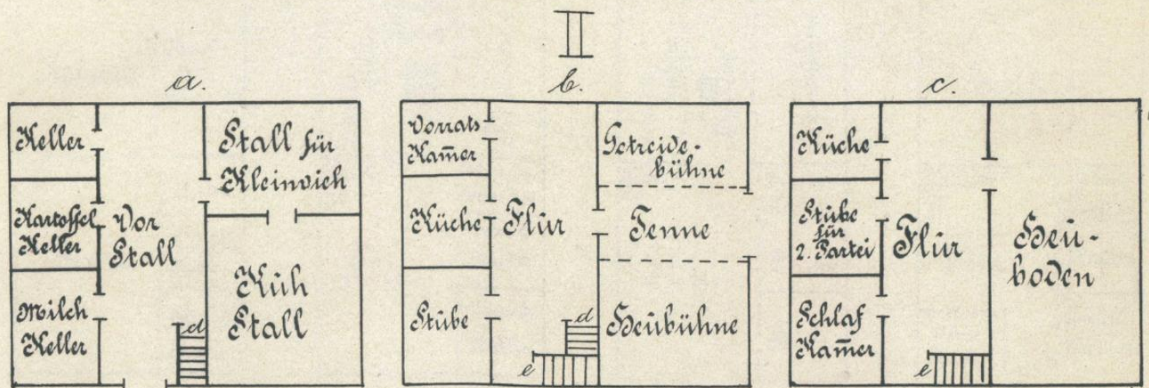
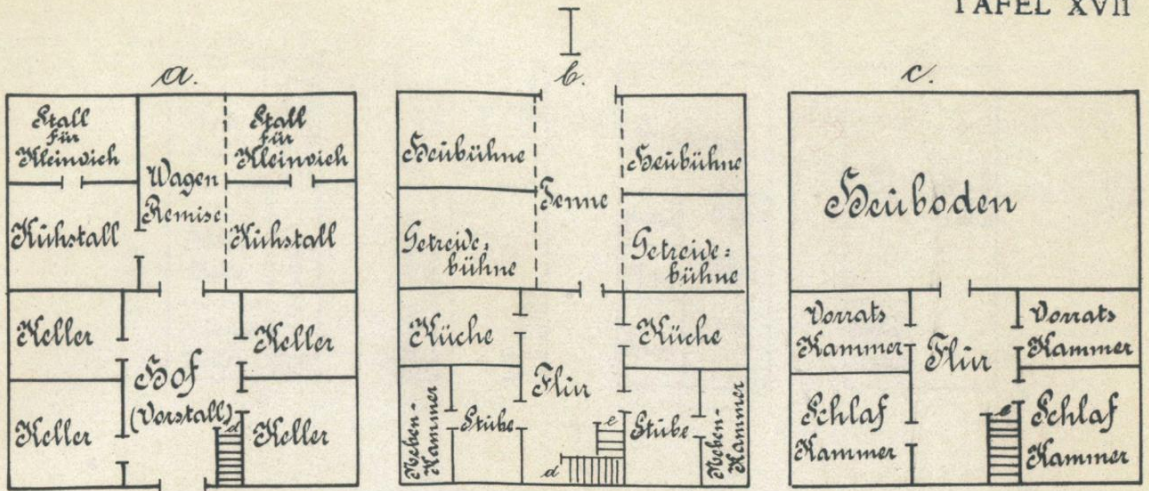


Grundrisse eines typischen- und eines lokal modifizierten Engadiner Hauses im Münstertale.

In sämtl. Fig. bedeutet:  
 a. Kellergeschoss.  
 b. Ebenerdig bzw. im Hochparterre angelegtes Wohngeschoss.  
 c. Oberstock mit Kammern.  
 d. Stiege zum Wohngeschoss  
 e. Stiege zum Oberstock.

FIG. I Typisches Engadiner Haus dat. 1680, Bes. Meiser, Cierfs, Münstertal  
 FIG. II. Die eine Art d. lokal modifizierten Engadiner Hauses dat. 1676. Bes. Konradin, St. Maria, Münstertal.  
 FIG. III. Eine andere Art d. lokal modifizierten Engadiner Hauses. Bes. Launch, Münstertal.

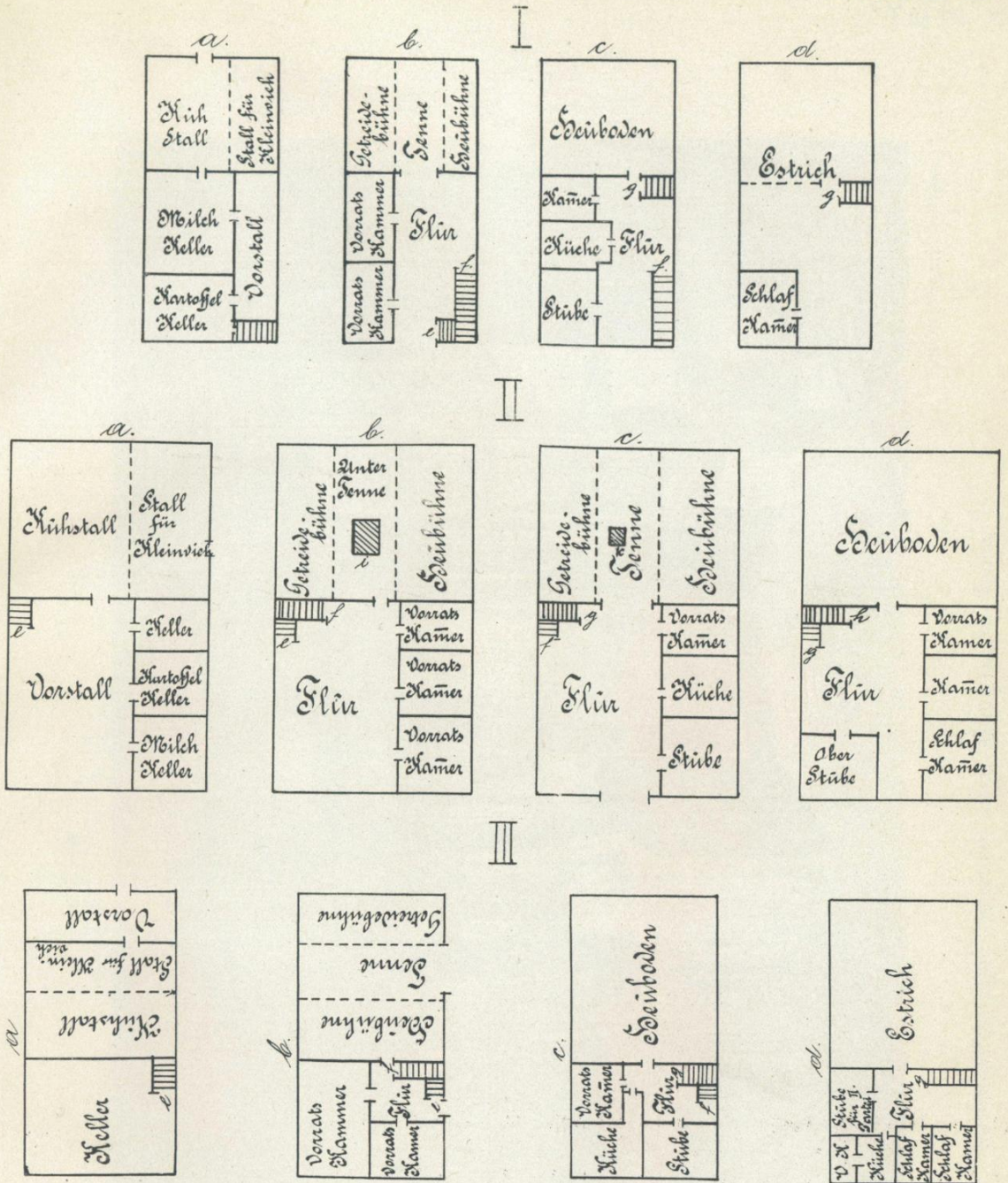
Anmerkung: Die lokal modifizierte Engadiner Hausform entspricht der im Text erwähnten ersten Zwischenform.



Grundrisse eines typischen und eines lokal modifizierten Obervintschgauer Hauses im Münstertal.

In sämtl. Fig. bedeutet:  
 a Untergeschoss  
 b. Wohngeschoss  
 c. Oberstock mit Kammern.  
 d. Stiege zum Wohngeschoss  
 e. Stiege zum Oberstock.

FIG. I. Typisches Obervintschgauer Zweifamilienhaus  
 Bes. A.Jam, Glurens, Obervintschgau.  
 FIG. II. Die eine Art d. lokal modifizierten Obervintschgauer Hauses  
 dat. 1678. (Zweifamilienhaus) Bes. Joh. Manatschal,  
 St. Maria, Münstertal.  
 FIG. III. Eine andere Art d. lokal modifizierten Obervintschgauer.  
 Hauses, dat. 1752 (Einfamilienhaus)  
 Bes. Peter Gross, Cierfs, Münstertal.  
 Anmerkung: Die lokal modifizierte Obervintschgauer Hausform entspricht der im  
 Text erwähnten zweiten Zwischenform.



0 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0  
1:200

Grundrisse des im Münstertal und in Egadin verbreiteten Haustypus mit dem Zwischengeschoss.

FIG. I. ERSTE VARIATION d. Haustypus m. d. Zwischengeschoss, dat. 1792. Bes. Balt. Pitsch, St. Maria, Münstertal.

FIG. II. ZWEITE VARIATION d. Haustypus m. d. Zwischengeschoss, dat. 1899. Haus Nr. 100. Ardez, Unterengadin.

FIG. III. DRITTE VARIATION d. Haustypus m. d. Zwischengeschoss. Bes. Schmidt Moggi, St. Maria, Münstertal

In sämtlichen Figuren bedeuten:

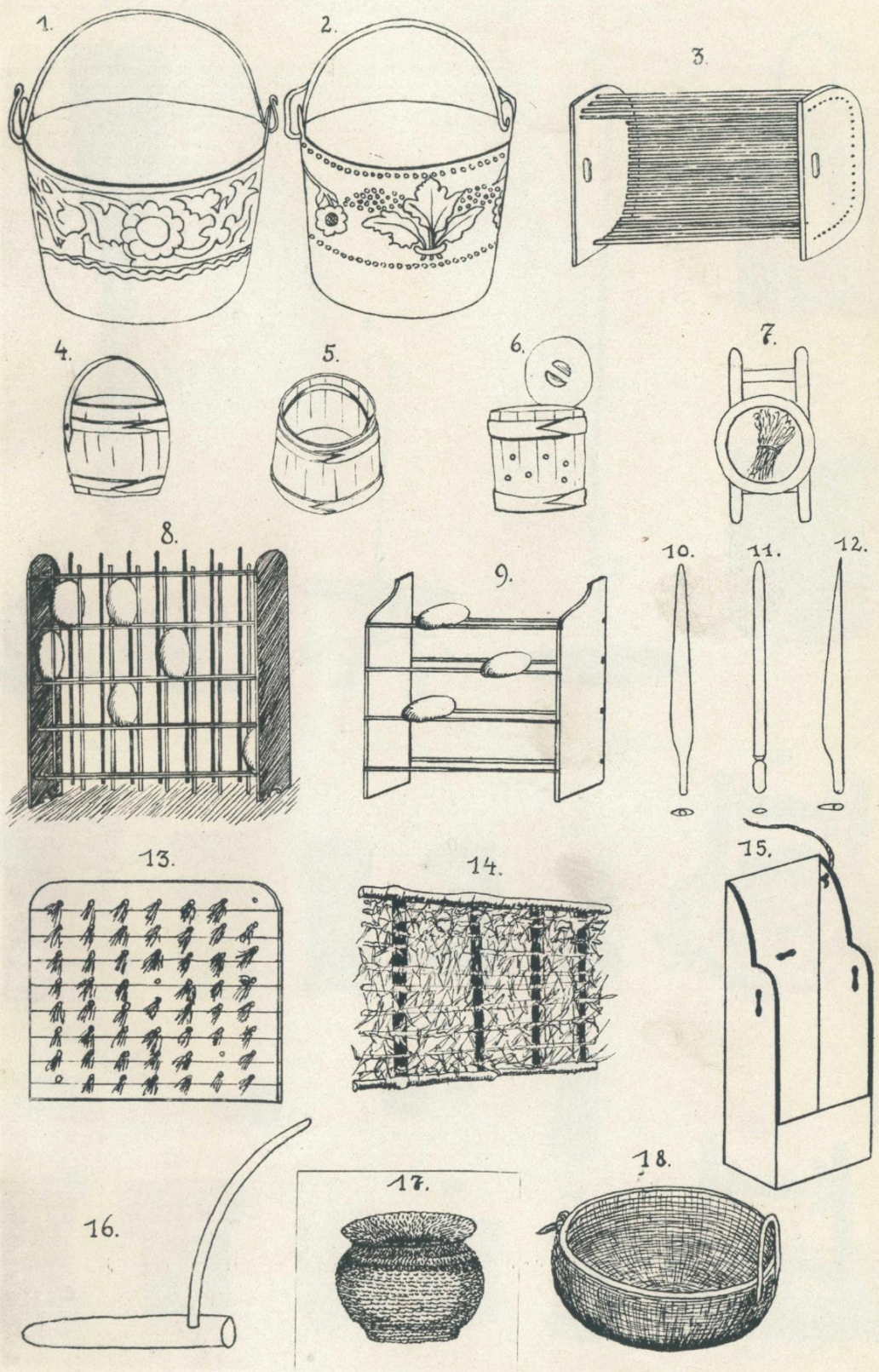
- a. Kellergeschoss
- b. Ebenerdig angelegtes Zwischengeschoss
- c. Wohngeschoss
- d. Oberstock m. Kammern.
- e. Stiege z. Zwischengeschoss.
- f. " " Wohngeschoss.

- g. Stiege z. Oberstock
- h. " " Estrich
- i. Die in d. Untertenne aufgestellte Getreidemühle.
- k. Loch in der Tenne z. Hinabwerfen des Getreides in die Mühle.



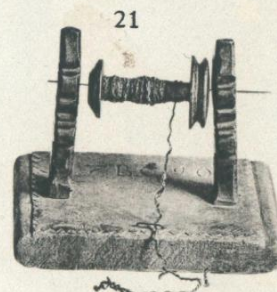
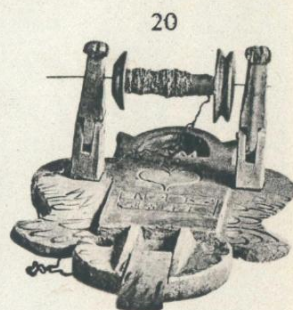
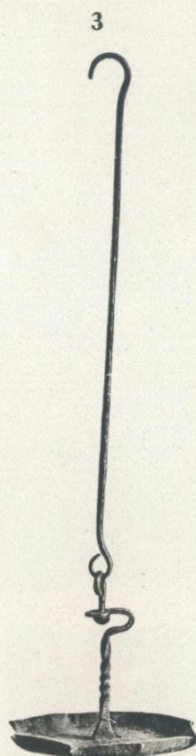
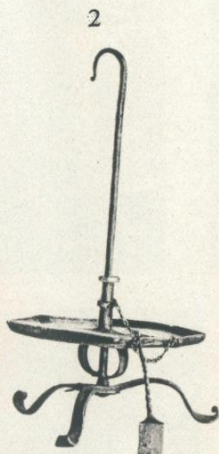
Phot. Eugenie Goldstern.

Innenansicht einer typischen alten Münstertaler Stube.



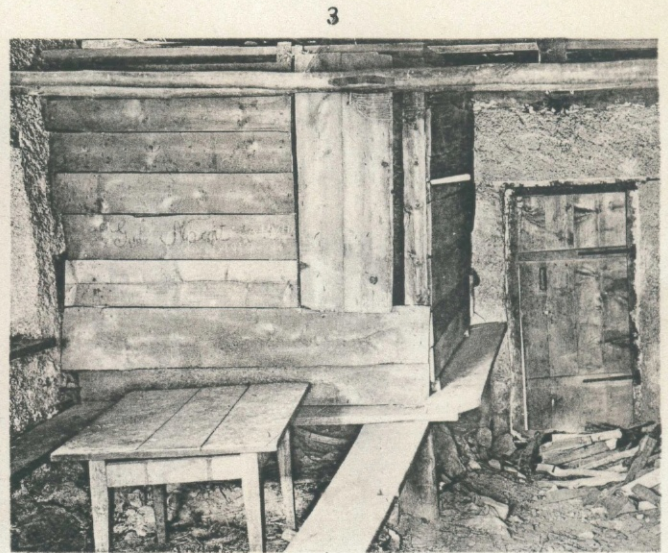
Phot. Eugenie Golistern.

Haus- und landwirtschaftliche Geräte aus dem Münstertal.



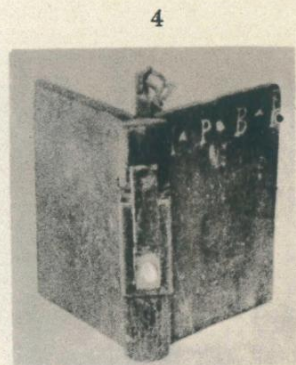
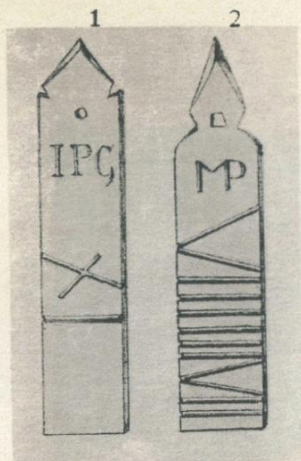
Phot. Eugenie Goldstern.

Beleuchtungsgegenstände, Geräte zum Abspulen der gesponnenen Wolle.  
Münstertal.



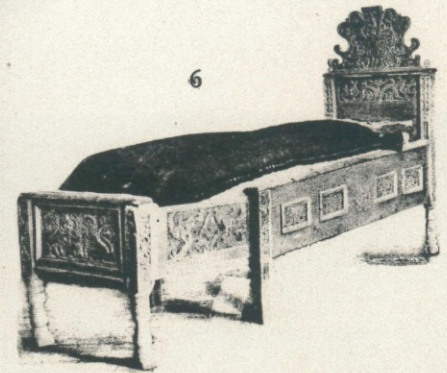
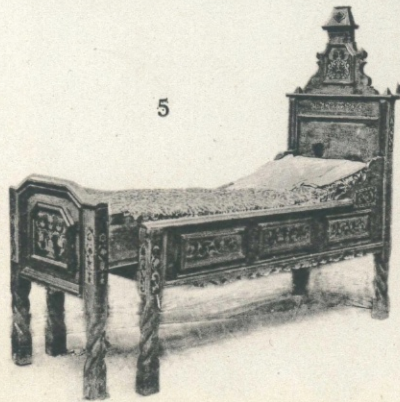
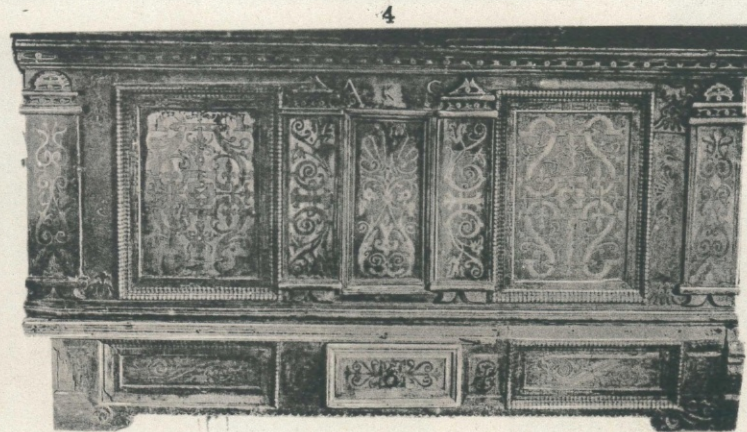
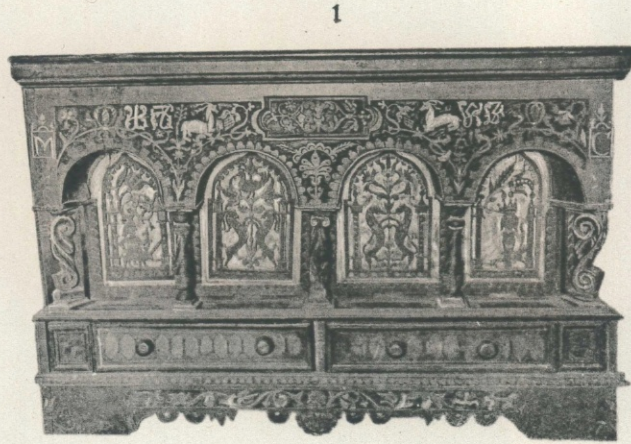
Typische Münstertaler Sennhütten. Aussen- und Innenansicht.

Phot. Eugenie Goldstern.



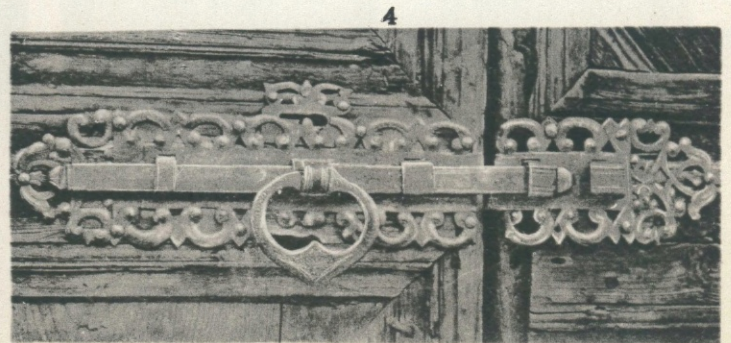
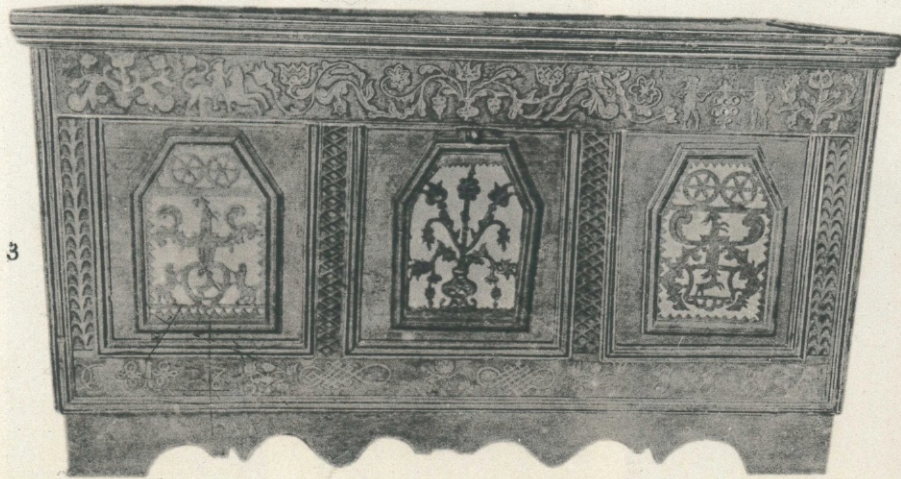
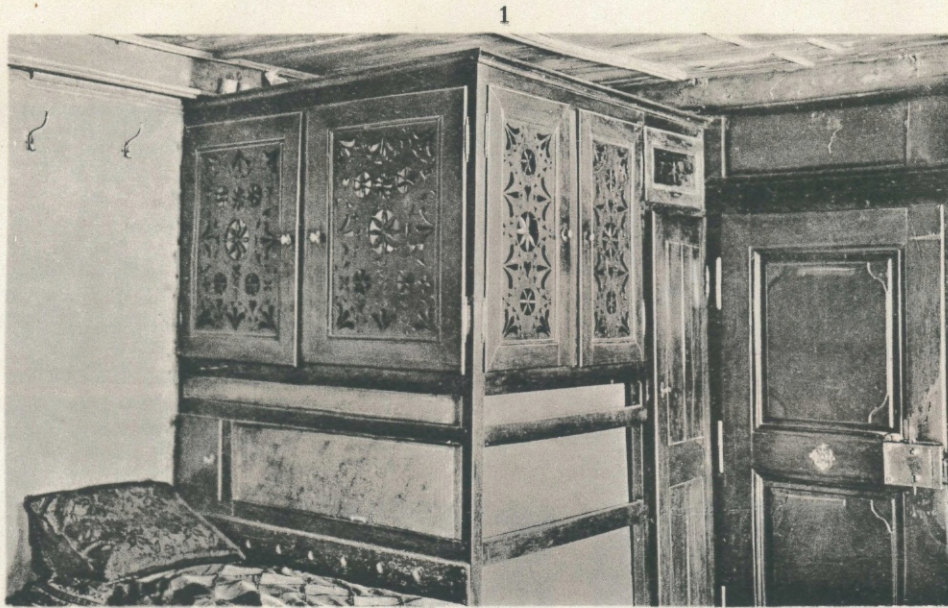
Phot. Eugénie Goldstern.

Kerbhölzer, Holzbücher, beim Milchartausch verwendet.  
Einige Illustrationen zu Münstertaler Bräuchen.



Geschnitzte Truhen und Ofenbänke, Münstertal.

Phot. Eugenie Goldstern.



Einige weitere Erzeugnisse der Münstertaler Volkskunst.

Phot. Eugenie Goldstern.

1



2



3



4



5



6



7



Phot. Eugenie Goldstern.

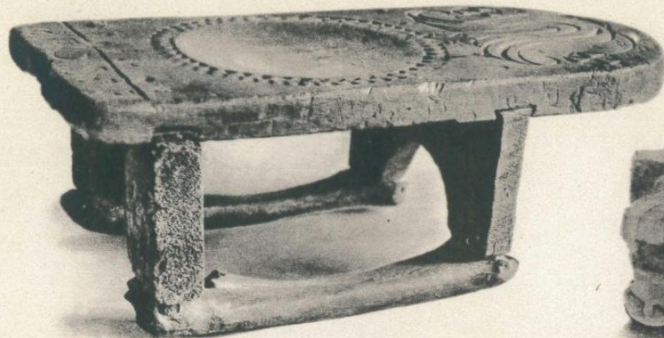
Zierhandtücher und Besatzstreifen an Paradeleintüchern  
bezw. Wochenbettvorhängen, Münstertal.



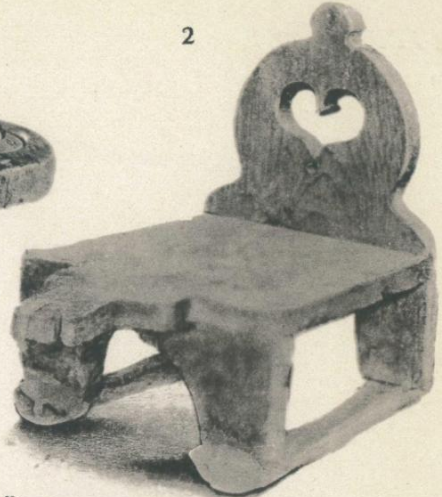
Phot. Eugenie Goldstern.

Rockennadeln und Spinnrocken, Münstertal und Engadin.

1



2



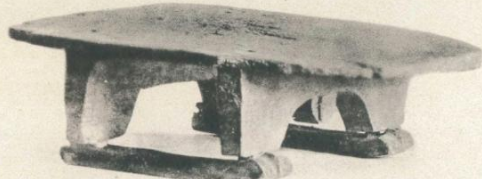
3



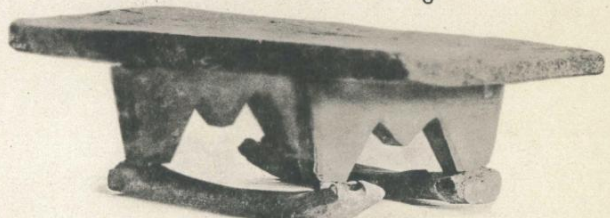
4



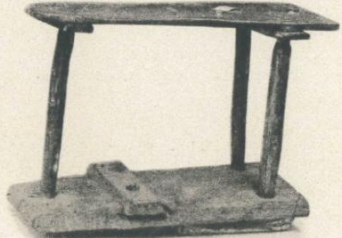
5



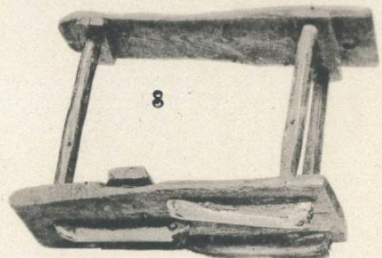
6



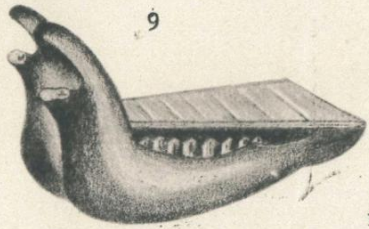
7



8



9



Phot. Eugenie Goldstern.

Rodelschlitten mit Knochenkufen, Münstertal, Engadin, Bosnien, Mattsee (Salzburg) Arnswald (Neumark).



